

Michael Matheus (Hrsg.)

Fastnacht / Karneval im europäischen Vergleich

Institut für
Geschichtliche Landeskunde
an der Universität Mainz e.V.

Mainzer
Vorträge

3



Franz Steiner Verlag Stuttgart

Mainzer Vorträge

3

Herausgeber:
Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz

Michael Matheus
(Hrsg.)

Fastnacht / Karneval im europäischen Vergleich

Mit 42 Abbildungen, 4 Diagrammen
und 6 Tabellen



Franz Steiner Verlag Stuttgart · 1999

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Fastnacht - Karneval im europäischen Vergleich : mit 4
Diagrammen und 6 Tabellen / Michael Matheus (Hrsg.). - Stuttgart :
Steiner, 1999
(Mainzer Vorträge ; 3)
ISBN 3-515-07261-6



ISO 9706

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen. Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier. © 1999 by Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, Sitz Stuttgart. Druck: Rhein Hessische Druckwerkstätte, Alzey.

Printed in Germany

Inhalt

Einleitung	7
Anna Esposito Der römische Karneval in Mittelalter und Renaissance	11
Theo Fransen Die Entwicklung des Karnevals in den Niederlanden und Flandern. Eine historisch-soziologische Betrachtung in drei Teilen: Geschichte, Gegenwart und Zukunftsaussichten	31
Herbert Schwedt Der Prinz, der Rhein, der Karneval. Wege der bürgerlichen Fastnacht..	63
Hildegard Frieß-Reimann »Johann Maria Kertell (1771-1839) – Gründer der Mainzer Ranzengarde und seine Zeit« (Ausstellung)	85
Herbert Bonewitz »Kappen, Kult und Kokolores«. Die Mainzer Fastnacht zwischen Anspruch und Widerspruch – Reflexionen eines Zeitzeugen.....	91
Werner Mezger »Rückwärts in die Zukunft«. Metamorphosen der schwäbisch- alemannischen Fastnacht.....	121
Birgit Weichmann Fliegende Türken, geköpfte Stiere und die Kraft des Herkules. Zur Geschichte des venezianischen Karnevals	175
Die Autoren	199

Einleitung

In zahlreichen Ländern der Welt werden die tollen Tage gefeiert, freilich auf sehr unterschiedliche Art und Weise. Vergleichende Untersuchungen zum Karneval sind jedoch eher selten. Einen entsprechenden Versuch unternahm das Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz im Jahre 1997 mit seiner Vortragsreihe „Fastnacht / Karneval im europäischen Vergleich“. In Mainz, ohnehin eine Hochburg der Fastnacht, schien dieses Vorhaben nicht zuletzt deshalb sinnvoll, weil an der hiesigen Universität die Erforschung von Festbräuchen sowie die Geschichte der Mainzer Fastnacht zu den langfristigen Forschungsprojekten des Faches Volkskunde zählt. Aber es ging nicht nur und nicht einmal in erster Linie um die Mainzer Fastnacht. Gerade der Vergleich sollte die wechselvolle Geschichte und vielfältigen Ausprägungen des Festes in unterschiedlichen Regionen deutlich werden lassen, wemgleich nur einige ausgewählte Festlandschaften berücksichtigt werden konnten. So fehlte nicht nur der außer-europäische Karneval. Auch europäische Landschaften mit jahrhundertelanger Festtradition wie jene Frankreichs und Spaniens blieben leider ausgeblendet und weiteren Veranstaltungen in vergleichender Perspektive vorbehalten.

Im Rahmen der Vortragsreihe kamen Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlicher Disziplinen zu Wort: der Geschichtswissenschaft, der Soziologie, der Volkskunde, der Romanistik. Gerade in Mainz sollte zudem ein lange Jahre aktiver Fastnächter mit seinen (kritischen) Reflexionen nicht fehlen. Ein Beitrag in diesem Band erinnert zudem an eine Ausstellung, welche im Jahre 1997 Johann Maria Kertell, dem Gründer der Mainzer Ranzengarde, gewidmet war. Die Vortragstexte wurden für die vorliegende Publikation nur geringfügig verändert und mit Illustrationen versehen. Literaturhinweise sowie gelegentliche Anmerkungen sollen dem Leser Möglichkeiten zur Vertiefung eröffnen.

Mit Blick auf die Beiträge des Bandes und die in ihnen skizzierte faszinierende Vielfalt fastnachtlicher Festformen in Vergangenheit und Gegenwart soll einleitend auf einige Aspekte knapp und thesenhaft verwiesen werden.

Fragen nach der Kontinuität von Festelementen lenken den Blick auch auf den bis heute nachwirkenden Streit über die vermeintlich antiken, heidnischen, germanischen Wurzeln der Fastnacht. Dabei geht es in diesem Band allerdings nicht um fragwürdige Versuche des Kontinuitätsnachweises, sondern mehr um die Einsicht, wann und auf welche Weise mit solchen

Ursprungsfragen die Fastnacht selbst instrumentalisiert, vereinnahmt und in spezifische Deutungszusammenhänge gestellt wurde.

Wenn Entwicklungsstränge von den mittelalterlichen Anfängen bis zu aktuellen Festformen beschrieben werden, darf der Hinweis auf das Nebeneinander von Erscheinungsformen und die Zuweisung zu verschiedenen sozialen Gruppen nicht fehlen. Deutlich werden auf diese Weise neben Adaptionen und Überformungen von Festformen auch zahlreiche Brüche und Verlagerungen. Immer wieder, nicht zuletzt im 19. und 20. Jahrhundert, kam es zu Wiederbelebungen oder Neueinführungen im Zeichen aufblühender Fastnachtskonjunktur. Gerade daran läßt sich auch die beeindruckende Vitalität des Festes ablesen. Unter bestimmten Voraussetzungen konnten und können selbst jene seit dem 16. Jahrhundert sich ausprägenden, konfessionell gebundenen Unterschiede in der Haltung gegenüber fastnachtlichen Festformen eingeebnet werden.

Manche karnevalistischen Festelemente vergangener Jahrhunderte erscheinen uns heute wild und derb, selbst solche, die nicht von Obrigkeiten verboten und bekämpft wurden. In der Heiligen Stadt Rom wurde jahrhundertlang eine blutige Stierhatz am Hügel Testaccio zelebriert. In Venedig ergötzten sich Schaulustige an der Aburteilung von zwölf Schweinen und einem Stier durch den Dogen persönlich sowie an ihrer anschließenden Exekution. Vor allem in vorreformatorischer Zeit, als fastnachtliches Brauchgeschehen in nahezu allen europäischen Landschaften verbreitet war, begegnet Karneval als zeitlich begrenzte Gegenwelt, als Aufhebung der alltäglichen Lebensformen, als Umkehrung sozialer Ordnungen. Schon aufgrund der Mehrdeutigkeiten vieler Festformen waren diese zugleich nicht selten verknüpft mit herrschaftsgefährdenden Intentionen und Aktivitäten. Wenngleich exzessive und aggressive Akte damals wie heute verglichen mit regelrechtem Verhalten die bessere Überlieferungschance besitzen und so karnevalistische Feste der Vergangenheit turbulenter erscheinen mögen als sie es waren, so drängt sich doch der Eindruck auf, Kritik und Rebellion seien in früheren Jahrhunderten erwartbarer mit fastnachtlichen Festformen verknüpft gewesen. Zwar nicht in geradliniger Entwicklung, aber doch in Etappen und Wellen erscheint die Geschichte der europäischen Fastnacht als Geschichte der Domestifizierung karnevalistischer Brauchelemente. Im Karnevalsfest und seinen verschiedenen Ausdrucksformen spiegeln sich folglich auch Tendenzen kultureller Entwicklungen in Europa wider.

Vielfältig waren die Bemühungen, vermeintlich exzessive und potentiell gefährlich erscheinende Festformen zu unterbinden. Gegenwelten wurden – zeitlich befristet – zwar zugelassen, gleichzeitig aber zahlreiche Versuche unternommen, deren Ausgestaltung zu kanalisieren und zu kontrollieren.

Dies wurde kirchlicherseits im Verlaufe des Mittelalters wiederholt, im späten Mittelalter offenkundig verstärkt versucht. Städtische Obrigkeiten, Fürsten und Landesherren waren bemüht, die Festkultur nach ihren Vorstellungen, auch nach ihrem Geschmack zu modellieren, sie zudem als Bühnen der Selbstdarstellung zu nutzen. Ähnliches gilt für jene städtisch-bürgerlichen Eliten, die seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts beginnend in Köln jenen Karneval schufen, der dann seinen Siegeszug antrat und bis heute die Rheinlande zu Hochburgen fastnachtlichen Brauchtums werden ließ. Auch hierbei ging es nicht zuletzt darum, unkontrolliertes Treiben in die geordneten Bahnen eines „vaterstädtischen Festes“ zu überführen.

Gerade neue Formen haben andererseits wiederholt den Karneval belebt und bereichert. Immer dann, wenn das Fest für neue gesellschaftliche Bedürfnisse offen war, erwies es sich als besonders dynamisch. Dies gilt für den Karneval der Renaissance in Rom und Florenz ebenso wie für das Fest des Prinzen Karneval im 19. und 20. Jahrhundert. Gilt dies auch für alternative Festformen der Gegenwart? Wieviel an Kanalisierung und Organisation und das heißt heute wie in der Vergangenheit immer auch wieviel an finanziellem Aufwand dieses Fest braucht bzw. verträgt, solche Fragen werden mit Blick auf die Fastnacht in Gegenwart und Zukunft derzeit diskutiert. Das Nachdenken über Erfahrungen mit Festelementen und ihren Funktionen in der Vergangenheit dürfte hierbei Anregungen vermitteln. Auch hierzu könnten die vorliegenden Beiträge einen bescheidenen Beitrag leisten.

Sowohl die Veranstaltungsreihe als auch die nun vorgelegte Publikation wurden nur möglich dank der Förderung von vielen Seiten. Mein Dank gilt dem Landtagspräsidenten Christoph Grimm, der den Plenarsaal des Landtags für den Vortrag von Herbert Bonewitz zur Verfügung gestellt und die Vortagsreihe finanziell unterstützt hat. Die Sparkasse Mainz, namentlich Direktor Hans-Günter Mann, sowie die Johannes Gutenberg-Universität Mainz haben dankenswerterweise die Drucklegung gefördert. Die Redaktion des Bandes lag in den bewährten Händen von Frau Christiane Peter und Herrn Dr. Elmar Rettinger.

Mainz, Dezember 1998

Michael Matheus

Anna Esposito

Der römische Karneval in Mittelalter und Renaissance

Im folgenden kann nur ein knapper Überblick über den römischen Karneval in Mittelalter und Renaissance vermittelt werden; auf die spätere Entwicklung dieses Festes wird nur gelegentlich verwiesen. Überhaupt nicht berücksichtigt bleiben die Fragen, ob der mittelalterliche Karneval mit antiken Festen wie den Saturnalien, Lupercalien, den Bacchanalien und ähnlichen Brauchphänomenen in Verbindung gebracht oder gar aus ihnen abgeleitet werden kann.

Bekanntlich ist in frühchristlicher Zeit und während des frühen Mittelalters die Kirche immer und nachhaltig bestrebt gewesen, alte heidnische Brauchelemente zu absorbieren und zu verchristlichen, speziell jene, die in den niederen und weniger gebildeten Schichten der Bevölkerung verwurzelt waren. Derartige Versuche sind auch dem Karneval gegenüber angestellt worden, einem Fest mit vielfältigem Bedeutungsspektrum, das sich zudem über mehrere Tage hinzog. Beim Karneval handelt es sich zunächst einmal um ein Fest des Übergangs zum neuen Jahr. Dazu muß man wissen, daß die Festlegung des Jahreswechsels auf den 1. Januar recht spät erfolgte. Jahrhundertlang schwankte der Jahresanfang im christlichen Westen zwischen dem 25. Dezember (dem Fest der Geburt Christi; „Nativitätsstil“) und dem 25. März (dem Fest Mariae Verkündigung; „Annunziationsstil“). Aller Christianisierung zum Trotz hat der Karneval noch für lange Zeit alte ländliche Festbräuche des Wechsels vom alten zum neuen Jahr bewahrt. Er verkörperte gewissermaßen den Auftakt zum Frühling und damit zu jener Jahreszeit, welche für eine überwiegend agrarisch geprägte Bevölkerung den eigentlichen Beginn des Jahres darstellte: Der Winter war überwunden, und es begann mit der wärmeren Jahreszeit eine neue Phase des Lebens, nicht zuletzt auch ein Wechsel der Ernährungsgewohnheiten. Karneval, das bedeutete darüber hinaus die ritualisierte Verkehrung der sozialen Rollen sowie die zeitlich begrenzte Einebnung der gesellschaftlichen Unterschiede. Die kurze Zeit des Karnevalsfests bot demnach wie ein Überlaufventil die Gelegenheit, die in einer durch rigide Hierarchien bestimmten Gesellschaft gegebenen sozialen und politischen Gegensätze gleichsam umzukehren.

Dieses Ventil konnte – sofern es klug und mit Bedacht gehandhabt wurde – den Führungsschichten als Mittel dienen, um eine bessere Kontrolle über die ihnen Untergebenen zu behalten. Schließlich zeichnete sich das Karnevalsfest auch durch heitere Ausgelassenheit und Zügellosigkeit aus, durch besonders intensive sexuelle Aktivität und übermäßiges Essen und Trinken; und auch in dieser Hinsicht kam dem Karnevalstreiben eine wichtige Ventilfunktion zu angesichts einer kirchlichen Morallehre, welche beständig die natürlichen Begierden zu kanalisieren und zu zähmen versuchte. Aus diesem Grunde war – ganz besonders in Rom, dem Sitz des westlichen Christentums, – die kirchliche Obrigkeit bestrebt, das Karnevalsfest in den liturgischen Kalender des Kirchenjahres einzugliedern. Auf diese Weise wurden jene Tage, in denen Übertretungen der gewohnten Ordnung zugelassen waren – freilich nachdem man die schlimmsten Auswüchse zurückgeschnitten hatte – zum Auftakt der Fastenzeit bzw. der Karwoche.

Spätestens für das 10./11. Jahrhundert sind im Umfeld des römischen Klerus Brauchelemente bezeugt, die an die im geistlichen Milieu weit verbreiteten Narrenfeste erinnern. Sie waren gekennzeichnet durch eine burleske Verkehrung der Hierarchien und Rollen – so z. B., wenn der Mesner in die Rolle des Bischofs schlüpfte – sowie ferner durch mehr dem Karneval eigene Züge. Als erster informiert ein Passus des »*liber politicus*«, jener Sammlung liturgischer Texte, deren Datierung und deren Zuschreibung an einen Kanoniker namens Benedikt umstritten sind, über öffentliche, vorwiegend von Laien getragene und gemeinschaftsstiftende fastnachtliche Brauchelemente im mittelalterlichen Rom, welche sich bis ins 19. Jahrhundert gehalten haben, allerdings nicht ohne zahlreiche Veränderungen und durchaus substantielle Umformungen durchzumachen. Diesem Text zufolge wurden traditionellerweise am Sonntag „*Quinquagesima*“ (auch „*esto mihi*“, dem letzten Sonntag vor der Fastenzeit) am „*Testaccio*“ öffentliche Spiele („*ludi carnevalarii*“) veranstaltet, an denen alle waffenfähigen Männer, zu Pferd und zu Fuß, teilnahmen und in deren Verlauf ein Bär, junge Stiere und ein Hahn getötet wurden. Der Text, so hat man vermutet, dürfte „aus der Zeit vor dem Reformpapsttum stammen“, seine Entstehung „im späten 9. oder 10. Jahrhundert“ sei „am wahrscheinlichsten“ (Schimmelpfennig 1992, S. 55). Falls man diese Datierung akzeptiert, ließen sich fastnachtliche Festformen im mittelalterlichen Rom vergleichsweise früh fassen.

Bei dem als „*Testaccio*“ bezeichneten Hügel handelt es sich um einem symbolträchtigen Ort, zwar innerhalb des städtischen Mauerrings gelegen, aber außerhalb der im Mittelalter am dichtesten besiedelten Zone in der sogenannten Tiberschleife. Der „*Testaccio*“ verkörperte – jedenfalls legendenhafter römischer Überlieferung zufolge – die antike Größe Roms, weil

der Hügel aus den Scherben Zehntausender von Amphoren aufgeschichtet worden sei, in welchen die Rom unterworfenen Völker ihre Abgaben und Tribute entrichtet hätten.

Der „militärische“ Charakter jener im Bereich des „Testaccio“ organisierten Spiele ist offenkundig. An ihnen nahmen mit den Reitern und Fußsoldaten der Stadt jedenfalls seit dem hohen Mittelalter die Vollbürger Roms teil, welche als einzige das Vorrecht besaßen, Waffen tragen zu dürfen. Ebenso ist nicht zu übersehen, daß die Verhaltensmuster jener Männer durch Gewaltbereitschaft geprägt waren; und weil das Gefühl der Zugehörigkeit zu dem jeweiligen eigenen Wohnquartier das kommunale Gemeinschaftsbewußtsein bei weitem überwog, artete das Spiel nicht selten in wüste Raufereien zwischen Angehörigen der verschiedenen Stadtviertel aus. In allegorischer Weise deutet der geistliche Verfasser des »*liber politicus*« diese Spiele als Kämpfe gegen Unzucht, Hochmut und alle Versuchungen des Fleisches. In Wirklichkeit dürfte es sich dabei nicht zuletzt jedoch um die Demonstration körperlicher Fitneß und der Waffentauglichkeit gehandelt haben, welche den Teilnehmern die Gelegenheit bot, sich vor den Augen der Frauen und der gesamten städtischen Gemeinschaft in Szene zu setzen – sei es bei der Stierhatz, sei es im Kampf Mann gegen Mann oder auch gegen einen Bären, wobei in allen Fällen zugleich überschüssige Kräfte abgebaut und eine spezifische Aggressivität kanalisiert werden konnten.

Im Verlaufe des 13. Jahrhunderts und nicht zufällig in zeitlicher Übereinstimmung mit dem Erstarken der „popularen“ Kräfte gegenüber dem päpstlichen Stadtherrn sowie gegenüber der Übermacht der alten „baronalen“ Adelsgeschlechter der Stadt erscheinen die Spiele des Karnevals schließlich einbezogen in den Rahmen eines öffentlichen Zeremoniells. Jetzt waren nicht nur der Papst bzw. seine Beauftragten anwesend, sondern auch der städtische Magistrat. Die gesamte römische Stadtgemeinde („Kommune“) war zugegen und nahm über die Abordnungen der zwölf, später dreizehn, „*rioni*“ genannten römischen Quartiere aktiv an der Gestaltung der Spiele teil. Jedes Stadtviertel steuerte einen Stier sowie acht aktive Wettkämpfer („*giocatori*“) zum Fest bei. Darüber hinaus findet sich das gesamte 13. und 14. Jahrhundert über in Friedens- oder Bündnisverträgen, die Rom mit umliegenden Städten wie Tuscania, Tarquinia, Sutri, Tivoli, Anagni geschlossen hatte, eine Klausel, derzufolge sich die unterlegene bzw. verbündete Stadt verpflichtete, an den Spielen des „Testaccio“ mit ihren Bannern teilzunehmen und Stiere sowie Wettkämpfer zu entsenden.



Ausschnitt aus dem Plan der Stadt Rom 1552 von Pirro Ligorio

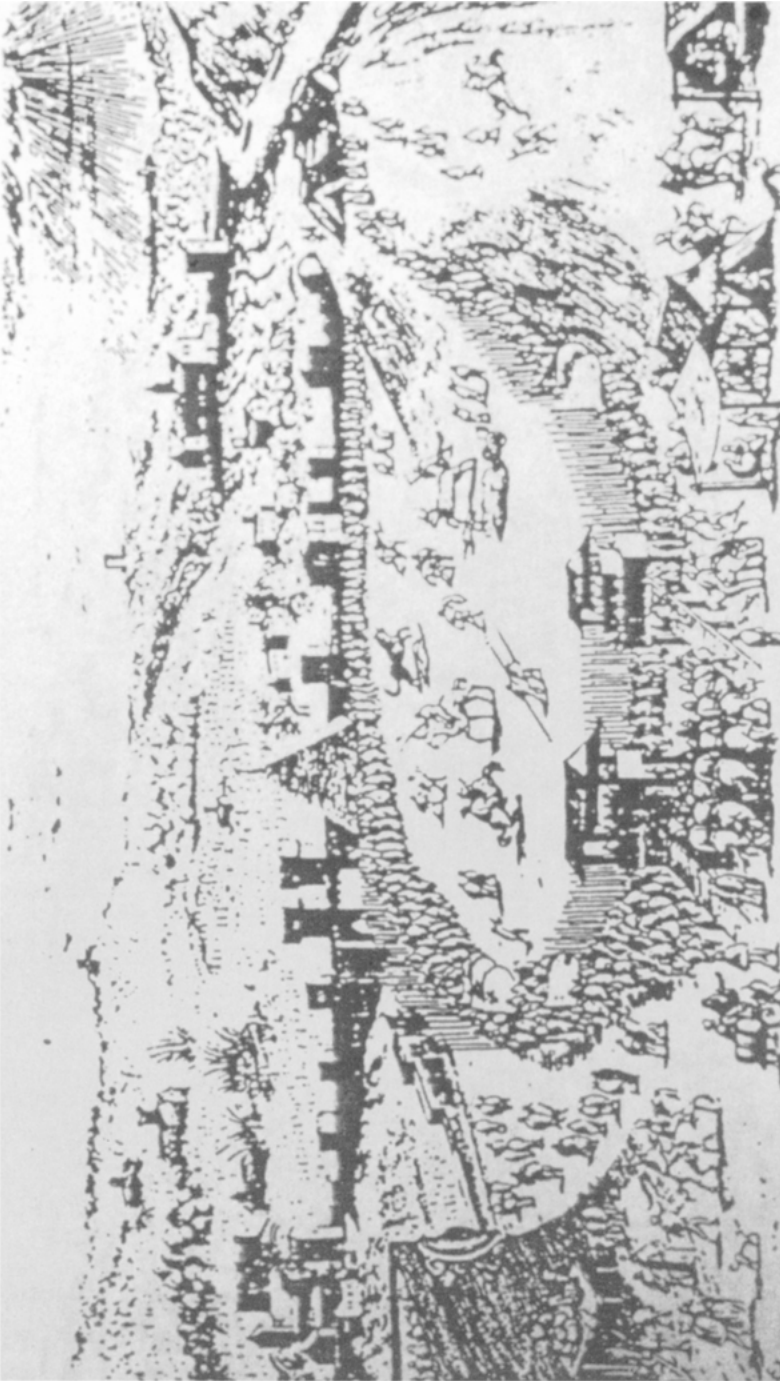
Spätestens im 13. Jahrhundert – möglicherweise aber auch schon früher – kam zu den Spielen des „Testaccio“, die immer am Sonntag (vor der Fastenzeit) stattfanden, ein weiteres Fest hinzu, das des „Agone“, wobei der auf die Antike zurückgehende Begriff „Agone“ nichts anderes meint als die „Piazza Navona“ (den Ort der Wettkampfarena des Kaisers Domitian). Dieses Fest fand am „fetten Donnerstag“ statt. Die Verdopplung des Schauplatzes der karnevalistischen Spiele erscheint mit Blick auf die Entwicklung der urbanen Topographie durchaus konsequent. Der Bereich des „Testaccio“ – darauf wurde bereits hingewiesen – lag in erheblicher Distanz zum damaligen Siedlungszentrum in der sogenannten Tiberschleife. Nun nahm man jenen Platz hinzu, wo sich einst das Stadion des Domitian befunden hatte; der lag zwar in unmittelbarer Nachbarschaft des Siedlungszentrums, während des 13. Jahrhunderts dennoch immer noch an der Peripherie.

Im 14. Jahrhundert nahmen die karnevalistischen Spiele des „Agone“ und des „Testaccio“ – wie sie nun gemeinhin genannt wurden – jene charakteristischen Formen an, die sie mehr oder weniger unverändert bis zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bewahren sollten. Seit den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts ist quellenmäßig der Festzug vom Kapitol zum „Testaccio“ bezeugt, ein Zug, der durch die prächtigen und phantasievollen Kostüme sowie später auch durch Wagen mit der Darstellung allegorischer Szenen sein besonderes Gepräge erhielt. Bezeugt ist daneben ein Brauch, der sich lange halten sollte: das Spektakel, den Abhang des „Testaccio“ mehrere Karren herunterrollen zu lassen, die von jungen Kühen oder Stieren gezogen wurden und auf denen neben einem wertvollen Stück Tuch, dem „palio“, jeweils zwei Schweine festgebunden waren. Zu dieser Zeit leistete auch bereits die jüdische Gemeinde der Stadt ihren traditionellen Beitrag zu den Kosten des Festes. Sie hatte jährlich 1100 Goldgulden zu zahlen, ein Betrag, der im Jahre 1334 auf Anweisung Roberts von Anjou um 30 Goldgulden erhöht wurde, als Anspielung auf die 30 Silberlinge des Judas. Die jüdische Gemeinde Roms scheint zur Zeit des Karnevals in diesem Jahrhundert nicht unter spezifischen Schikanen gelitten zu haben; wir werden sehen, in welcher Weise sich ihre Beteiligung an den Festen der „Piazza Navona“ und des „Testaccio“ zwischen 1400 und 1500 änderte.

Besonders bemerkenswert und bezeichnend erscheint die Tatsache, daß um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Spiele des Karnevals in Verordnungen der Stadtgemeinde eigens bedacht und geregelt werden. Dies geht aus der ältesten erhaltenen Fassung der städtischen Statuten vom Jahr 1363, aus einer Zeit, in der nach dem Sturz des „Cola di Rienzo“ die freie Kommune Rom sich auf dem Höhepunkt ihrer Entfaltung befand, hervor. Die Tatsache, daß die wichtigsten organisatorischen Vorschriften für die Spiele an Karneval in die städtischen Statuten aufgenommen wurden, verweist zu-

gleich auf einen Prozeß, in dessen Verlauf sich während des 14. Jahrhunderts der römische Karneval nicht nur zu einem Fest der einfachen Leute, des „popolo“, entwickelt hat, sondern auch zu dem der führenden städtischen Gruppen, der genossenschaftlichen Zusammenschlüsse der Kaufleute und der römischen Großgrundbesitzer. Dieses Doppelgesicht des Karnevals als großes Volksfest einerseits und Feierlichkeit der bürgerlichen Kommune andererseits spiegelt sich auch in den Verlaufsformen des Festes und vor allem in den Wettkämpfen, die seine Mitte und seine eigentliche Attraktivität ausmachen: Zum einen die Stierkämpfe, ein grausames und gemeines Schauspiel mit dem Zermetzeln der Schweine als blutigem Höhepunkt (möglicherweise ein Widerhall archaischer Fruchtbarkeitsriten); dann das Ringstechen, ein Wettkampf, der vergleichsweise aristokratischer und „höfischer“, jedenfalls unblutig verläuft, bei dem es mehr auf Mut und Geschicklichkeit ankommt und dessen Sieger ein „palio“, also ein wertvolles Tuch gewinnt, eine auch unter Adligen und Rittern begehrte Trophäe.

Betrachten wir die Entwicklung dieser Spiele aber noch etwas genauer: Das Fest des „Testaccio“ am Sonntag wurde mit wesentlich geringerem Pomp gefeiert als das Fest auf der „Piazza Navona“. Das Fest des „Testaccio“ war sicherlich in erster Linie ein Fest der einfachen Leute, des „popolo“. Aus seinen Reihen wurden hauptsächlich die Aktiven der Wettkämpfe rekrutiert und kamen auch in der Mehrzahl die Römerinnen und Römer, die als Zuschauer die Wiesen des „Testaccio“ bevölkerten. Ihrem Geschmack entsprachen auch die Wettkämpfe, das „Jagen“ und schließlich das Töten von Stieren und Schweinen, die wilden Wagenrennen den Hügel des „Testaccio“ herab, das Gedränge und die gewalttätigen Raufereien von Gruppen aus den stadtrömischen Vierteln, bei denen es gelegentlich auch Tote gab. Hierbei fand sich immer jemand, der das Durcheinander dazu nutzte, alte Rechnungen zu begleichen. Am Morgen des jeweiligen Sonntags vor der Fastenzeit versammelten sich die Einwohner Roms auf dem Kapitol, um die Rituale des Nachmittags vorzubereiten. Unter dem fortwährenden Klang der Glocke des Palastes der Kommune (d. h. des Rathauses) bewegte sich der Zug dann in Richtung „Testaccio“. Dorthin waren schon zuvor die Speisen gebracht worden, welche die Vertreter der römischen Stadtviertel in den einzelnen „rioni“ gesammelt hatten, und dort waren auch schon die Stiere präsentiert worden. Der festliche Charakter der Veranstaltung zeigte sich darüber hinaus in den prächtigen Kleidern, welche die Teilnehmer des Zuges trugen. Zum angemessenen Geleit der Wettkämpfer und der mitziehenden Obrigkeiten schlüpfte Amtsträger in sein bestes Gewand. Wie die prächtigen Roben der kommunalen Obrigkeit auszusehen hatten, war im übrigen in den städtischen Statuten vorgeschrieben. Sie wurden aus jenen Geldern finanziert, die für die Spiele zuvor veranschlagt worden waren.



Das Fest des „Testaccio“ 1545, Stich von Hendrick van Cleef
(aus: Cruciani 1983, S. 562)

Der städtische Magistrat, die städtischen Funktionsträger, nahmen in Gewändern, die sich an antiken Vorbildern orientierten, am Zug teil, der streng hierarchisch gegliedert war, begleitet von Pagen und Hellebardieren. Auf die Repräsentanten der städtischen Kommune folgten die 12 bzw. 13 Vorsteher der römischen Quartiere („rioni“) mit den Symbolen ihres jeweiligen Viertels. An diesem Zug nahm alles teil, was in der stadtrömischen Gesellschaft Rang und Namen hatte, in erster Linie die herausragenden Vertreter des politischen Lebens, die im Verlaufe des 14. Jahrhunderts aufgrund der langen Abwesenheit der Päpste und der Kurie ein Höchstmaß an Autonomie erlangten. Ein striktes Zeremoniell bestimmte die Zugabfolge. Alles war darauf ausgerichtet, die Macht der freien römischen Kommune nach außen sichtbar werden zu lassen und den Glanz einer ruhmvollen Vergangenheit zu erneuern.

Im Unterschied zu dem, was wir über den Zug zum „Testaccio“ sowie über die einschlägigen Vorbereitungen wissen, fällt wegen der bruchstückhaften Quellen die Rekonstruktion des übrigen Verlaufs des Karnevals nicht leicht. Eine detaillierte Beschreibung ist erst aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts überliefert, damit aber aus einer Zeit, in welcher sich die Rituale des Festes und seine Bedeutungsgehalte erheblich veränderten.

Der Festzug nahm vom Kapitol seinen Ausgang, zog wahrscheinlich am Ufer des Tibers entlang und erreichte schließlich die ausgedehnten Wiesen unterhalb des „Testaccio“. Hier teilte er sich: Die Zuschauer nahmen auf eigens errichteten Tribünen und Türmchen um das eingefriedete Wettkampfgelände herum Platz, das der Meister des kapitolinischen Palastes seiner Pflicht entsprechend vorbereitet hatte. Dabei lassen sich zwei Bereiche klar unterscheiden: der Hügel selbst, der für die Aktiven und deren Helfer reserviert war – etwa für die Hüter der Stiere und Schweine sowie für die benötigten Zimmerleute – und dann das Wiesengelände, der ganze Wettkampfplatz umschlossen von den aus Holz errichteten Buden oder von den Tribünen. Auf dem „Testaccio“ fanden verschiedene Spiele statt: Zunächst das „hastiludium“ (Lanzenspiel), ein Pferderennen, bei dem die Reiter mit ihren Lanzen Ringe treffen mußten. Es handelte sich dabei um einen Wettkampf, der höchste Geschicklichkeit erforderte und der offenbar dem höfischen und ritterlichen Milieu zuzuschreiben ist. Er ist in gewisser Weise mit dem sogenannten „Turnier des Sarazenen“ (dem Lanzenstechen gegen eine sich gefährlich rasch drehende Figur eines Sarazenen) vergleichbar, das erst im 16. Jahrhundert in die Spiele des römischen Karnevals aufgenommen werden sollte.



Das Fest des „Testaccio“ 1545, Stich von Etienne Du Perac
(aus: Cruciani 1983, S. 563)

Als Wettkampf weitaus attraktiver war das Pferderennen, bei dem es um den Gewinn der Trophäen aus kostbarem Stoff, der „pali“, ging. Dieses Spektakel war derart anziehend, daß auch Besucher von außerhalb der Stadt kamen. Die städtischen Statuten schrieben die Siegerprämien für beide Wettkämpfe genau vor: vier vergoldete Silberringe sowie drei goldgewirkte Seidentücher. Wir wissen weiter von einem sogenannten Baum aus dem „Schlaraffenland“, an dem jene Speisen befestigt wurden, welche die Vorsteher der „rioni“ in ihren Vierteln gesammelt hatten: Schinken, Würste, Käse, in Öl ausgebackene Teigkringel und Flaschen mit



Stierhatz - Ausschnitt aus Fest des „Testaccio“
1545, Stich von Etienne Du Perac

Wein. Die Wiesen am „Testaccio“ boten auch den prächtigen Zelten und einladenden Tribünen des Adels Platz, die mit prunkvollen Stoffen und Gobelins ausgekleidet und geschmückt waren, in auffälligem Kontrast zu den einfachen Holzbuden und improvisierten Zuschauerplätzen der einfachen Leute vom „popolo“.

Die städtischen Statuten verboten in diesem Bereich jegliche agrarische Nutzung; zugleich entrichtete die Kommune einen jährlichen Zins als Schadensersatz für die ausbleibenden landwirtschaftlichen Erträge an die Kirche, welche die Eigentümerin des Geländes war. Auf dem Hügel, in einem von den anderen Wettkampfstätten abgesonderten Bereich, wurden die Wagen mit den Stieren und den Schweinen präpariert, den „Hauptdarstellern“ des Spektakels am „Testaccio“: Die Stierhätzen stellten das Herzstück des Festes dar. Von der Höhe des Hügels rasten sechs Karren nach unten, bedeckt mit rotem Tuch und mit frischem Laubwerk geschmückt. Vor jeden Karren waren zwei Stiere gespannt; auf den Karren lagen, aneinandergebunden, einige junge Schweine. Wegen des hohen Tempos zerschellten die Räder der Karren, sobald sie das ebene Gelände erreichten. Dort wurden die Gespanne

bereits von Männern erwartet, die sich auf die Schweine stürzten und versuchten, ein Stück des blutigen Fleisches zu erhaschen, während sie sich der wild gewordenen Stiere erwehren mußten, die sich ihnen angriffslustig entgegenstellten.

In einer neueren anthropologischen Studie ist diese Stierhatz als das Herzstück der rituellen Spiele des „Testaccio“ interpretiert worden. Der abgegrenzte Raum symbolisiere die Bühne von Leben und Tod. Die Gegenüberstellung von Tier und Mensch im blutigen Kampf bringe diesen extremen Gegensatz sinnfällig zum Ausdruck, und das ganze Fest gewinne so eine symbolische Bedeutung. Das Schwein verkörpert dieser Interpretation zufolge die weibliche Fruchtbarkeit und den Überfluß, der Stier die männliche Fruchtbarkeit sowie die wilde Natur. Diese gegensätzliche Tiersymbolik beerbe antike Rituale, in denen sich Mut und Kraft der heranwachsenden Männer hervortue, folglich die „virtus“ der alten Römer. Die Wettkämpfer agierten als Vertreter des eigenen Viertels und zugleich im Namen des „popolo“, des Volkes von Rom, wie dies auch die Zeichen der Kommune bezeugten, die auf den Stoffverkleidungen und den Wagen angebracht waren. In der Bindung der jungen Wettkämpfer an ihre jeweilige „rione“ käme zugleich der Wunsch nach Kontinuität der Gesamtgemeinde, der Kommune, zum Ausdruck.

Seit den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts erfuhren die Spiele des Karnevals einschneidende Veränderungen. Der Papst und die Kurie waren nach Rom zurückgekehrt, und die Adligen sowie andere ranghohe Persönlichkeiten begannen, nach und nach das Fest des „Testaccio“ zu meiden. Sie bevorzugten als Zuschauer oder Teilnehmer verstärkt die Spiele der Piazza Navona, die mehr durch ritterlich-höfische Züge geprägt waren.

Schon der antike Zirkus unter der „Piazza Navona“ war traditioneller Schauplatz von Spielen und Pferderennen gewesen. Hier fanden die berühmten „equirria“ (Pferderennen zu Ehren des Mars) statt, von denen Ovid berichtet. Diese und dazu die Traditionen spätantiker Feste des 3. Jahrhunderts trugen dazu bei, daß die „Piazza Navona“ auch Schauplatz mittelalterlicher Spiele wurde. In seiner »Roma Instaurata« verglich Flavio Biondo das Fest der „Piazza Navona“ seiner Zeit mit den antiken „Apollinares“ des republikanischen Rom. Wo auch immer die Wurzeln des mittelalterlichen Festes zu suchen sind, so viel scheint sicher: Das Fest der „Piazza Navona“ ist von Anfang an eng mit der christlichen Fastenzeit verknüpft. Der vierzigtägigen Fastenzeit war eine „fette Woche“ vorgeschaltet, die ursprünglich im Sonntag „carnisprivium“ (1. Fastensonntag) bzw. „ad carnes levandas“ gipfelte, aus dessen Bezeichnung sich das Wort Karneval ableitet. Wir wissen wenig über die Entwicklung dieses Festes im mittelalterlichen Rom, vor allem, weil eine städtische Geschichtsschreibung hier fast vollständig

fehlt. Den ersten sicheren Anhaltspunkt liefern uns die bereits erwähnten städtischen Statuten des Jahres 1363. Auch für das Fest auf der „Piazza Navona“ lassen sich verschiedene Phasen und spezifische Brauchelemente erkennen: Im Mittelpunkt stehen ein Umzug, den im 16. Jahrhundert auch Wagen mit allegorischen Darstellungen bereicherten, sowie verschiedene Wettrennen. Dazu wurde auch auf der „Piazza Navona“ ein Ringstechen veranstaltet. Den Höhepunkt des Festes bildete ein Pferderennen, bei dem drei „pali“ zu gewinnen waren. Allerdings verfügen wir für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts über keinerlei schriftliche Zeugnisse zu diesen Wettkämpfen. Einen entscheidenden Aufschwung nahm das Fest seit dem Jahre 1466. Denn jetzt begann der Venezianer Marco Barbo, ein Liebhaber von Luxus, Prunk und allerlei Spektakel, der im Jahr zuvor als Paul II. den Stuhl Petri bestiegen hatte, den römischen Karneval in bemerkenswerter Weise umzugestalten. Zusätzlich zu den traditionellen Pferderennen ließ er Wettläufe veranstalten, die jedoch in die nahegelegene „Via Lata“ verlagert wurden, die heutige „Via del Corso“, die in ihrem Namen noch die Erinnerung an diese Wettrennen bewahrt.

Unter Paul II. begannen auch die römischen Juden, sich aktiv an den Spielen zu beteiligen, die sie bis dahin zu großen Teilen nur finanziert hatten. Sie mußten eigens einen Wettlauf absolvieren. Der aus Venedig stammende Papst pflegte auf der „Piazza San Marco“, der heutigen „Piazza Venezia“, unmittelbar unter den Fenstern seines Palastes, auch zu einem großen Festbankett einzuladen, an welchem die Mitglieder des städtischen Magistrates teilnahmen. Zum Schluß der Veranstaltung wurden Münzen und übriggebliebene Speisen an ein jubelndes Publikum verteilt. Unter Paul II. erhielt der römische Karneval in der Tat ein neues Profil. Er diente seitdem als Vorwand dafür, einen großen „Apparat“, einen festlichen Rahmen schaffen zu können, um mit großem Aufwand den Bedürfnissen der städtischen und kurialen Eliten nach Repräsentation und nach luxuriösem Aufwand Genüge zu tun. Der städtischen Führungsschicht verblieb, so könnte man sagen, nur noch diese eine Gelegenheit, um ihre verblässende Machtfülle zu demonstrieren. Denn seitdem Papst Martin V. nach Rom zurückgekehrt war, hatte sich die politische Situation innerhalb der Stadt völlig verändert. Von kommunaler Autonomie blieb lediglich die Erinnerung. Die Kommune selbst existierte nur noch als Verwaltungsapparat und war jeglicher eigenständiger politischer Macht beraubt. Sie unterstand der Oberherrschaft des Papstes, der den kommunalen Institutionen nach und nach ihre Vorrechte und Privilegien entzog. Zwar blieben die kommunalen Einrichtungen bestehen, aber es waren nur noch hohle Fassaden ohne eigene politische Kraft und Substanz.

Unter dem Nachfolger Pauls II., dem aus Savona stammenden Francesco della Rovere als Papst Sixtus IV. (1471-1484), erreicht dann der Prozeß des Ausschlusses auch des römischen Adels von jeder unmittelbaren Machtausübung seine entscheidende Phase. Das gesamte Regierungshandeln des Papstes ist nun darauf gerichtet, das „Programm der Gründung eines Staates“ zu verwirklichen, in dem Rom die Rolle der Residenzstadt (Hof-Stadt), der Hauptstadt, zukommen sollte. Es erscheint daher auch folgerichtig, wenn im Übergang von der Bürgerstadt Rom zur Residenzstadt der Renaissance die letzten Reste einer Tradition kommunaler Selbständigkeit endgültig beseitigt werden. So hat seit 1476 der „popolo romano“, das Volk von Rom, auch das letzte ihm verbliebene Vorrecht verloren: die Möglichkeit, seine eigenen Vertreter zu wählen. Selbst die „Konservatoren“, die Beamten an der Spitze der städtischen Verwaltung, wurden praktisch zu päpstlichen Funktionären. Weil sie sich von den wichtigsten Ämtern an der Kurie ausgeschlossen sahen, die nunmehr den Verwandten und Landsleuten der Päpste vorbehalten blieben, und weil ihre städtischen Befugnisse bedeutungslos geworden waren, verwandelten sich die Familien des römischen Adels allmählich in eine Hofgesellschaft; dennoch versuchten sie, sich in die alten Traditionen zu flüchten – eben die traditionellen Feste der „Piazza Navona“ („Agone“) und des „Testaccio“ – gleichsam als wollten sie die neue Wirklichkeit, in der sie lebten, einfach nicht zur Kenntnis nehmen.

Auch diese Feste waren nicht mehr die alten, und in den Jahrzehnten zwischen dem 15. und dem 16. Jahrhundert sollten weitere Veränderungen eintreten. Das öffentliche, allgemeine Fest wird nun von privaten Aufführungen begleitet oder nicht selten sogar dadurch ersetzt. In diesem Sinne kennzeichnen die Festlichkeiten anlässlich der Hochzeit der Eleonore von Aragón mit Ercole I. von Este im Jahr 1473 eine Entwicklung, die auch Auswirkungen auf die Organisation des Karnevals haben sollte: Die feierlichen Aufführungen finden auf einer Art Bühne statt, die mit Gerüsten, Seilen und Bahnen von Segeltuch eingegrenzt wird, mit dem klaren Ziel, die Zuschauer, das Volk, fernzuhalten. Gegenüber der Verwendung des Platzes als Theater und gegenüber der Methode, diesen Platz mit Brettern zu verkleiden, um Baulichkeiten vorzutäuschen, trat die Vorstellung von der „Festwiese des römischen Volkes“, dem Feld des „Testaccio“, wo die Römer sich trafen, um zu feiern und sich feiern zu lassen, in den Hintergrund. So wird bei den festlichen Ereignissen das Volk immer mehr an den Rand gedrängt, vor allem, was seine schauspielerischen Aktivitäten betrifft. Aber auch als Zuschauer bleibt ihm nur die Rolle des passiven Publikums, und es vermag die komplizierten Anspielungen in dem von Kreisen der Kurie vorbereiteten, ausgefeilten Programm der Feierlichkeiten nicht zu begreifen,

ebensowenig wie es die ganze Symbolik der mythologischen und allegorischen Triumphwagen erfassen kann, die bei den Festen der „Piazza Navona“ und des „Testaccio“ aufgefahren werden.

Seit der Regierungszeit Papst Innozenz' VIII. schließlich hat sich der städtische Bedeutungsgehalt dieser Feste vollkommen verflüchtigt. Auch die Schauplätze der Wettrennen sind andere geworden: Der Papst verlegt den Start der Pferderennen auf den „Campo dei Fiori“ und das Ziel auf den Petersplatz, damit er die Rennen von den Mauern der Engelsburg aus verfolgen kann. Wenn sie auch noch nicht von Dauer war, so erscheint diese Neuerung doch besonders kennzeichnend: Zum erstenmal werden die Spiele des Karnevals in das Zentrum der Stadt verlegt, das am Ende des 15. Jahrhunderts eben vom Platz des „Campo dei Fiori“ gebildet wurde.

Im Jahre 1492 bietet die Einnahme von Granada, der letzten von den Mauren besetzten spanischen Stadt, reichlich Anlaß für große Karnevalsfestlichkeiten mit prachtvollen allegorischen Wagen und Turnieren auf der „Piazza Navona“; damit wollte der Papst die Vertreibung des Islam aus Europa feiern. In demselben Jahr tritt auch das Theater machtvoll in die Geschichte des römischen Karnevals: Denn im Hof des Palastes des Kardinals Riario wird »Der Triumph von Granada« von Carlo Verardi aufgeführt; und auch in anderen Palästen oder am päpstlichen Hof kommt es im selben Jahr zu mehreren Theateraufführungen, in der Regel Neuauflagen von antiken Komödien oder Tragödien, die dem Geschmack der Zeit angepaßt werden. Der neue Papst Alexander VI. Borgia steigert die Pracht und die Vielfalt der Karnevalsfeste mit Maskenumzügen, Auffahrten von Triumphwagen, Pferderennen, Wettkämpfen, Turnieren, Theateraufführungen, öffentlichen Festessen, Feuerwerken. In dieser Zeit kommt in Rom darüber hinaus der Kult der Antike in Mode, so daß in den Karnevalsfeierlichkeiten der Nachklang heidnischer Feste oder von Zirkusspielen verstärkt wahrnehmbar wird. Auch verfestigt sich jetzt der Brauch, die Pferderennen vom „Campo dei Fiori“ zum Petersplatz laufen zu lassen; die Verlagerung eines Großteils der Karnevalsrituale nach dem Vatikan fällt zusammen mit der Aufwertung, der neuen Rolle im städtischen Gefüge, die jetzt dem Viertel („rione“) des Borgo zuwächst als dem dem Sitz der päpstlichen Macht unmittelbar benachbarten, topographischen Anziehungspunkt. Auch bei den Spielen des Karneval ist eine Neuheit zu verzeichnen : Alexander VI., ein Mann von derbem Humor, stiftet einen neuen „palio“, einen Wettlauf der Dirnen. Dieser wird aber bald wieder aufgegeben, denn auf dem letzten Stück der Strecke konnten die Frauen ihre Kleider wegwerfen, und das verursachte unübersehbare Probleme der öffentlichen Ordnung!

1499 ist ein bedeutendes Jahr für den römischen Karneval: In diesem Jahr wird die Praxis eingeführt, daß die Spitzen der städtischen Verwaltung

jedes Jahr das Programm der öffentlichen Feste dem Papst zur Genehmigung vorlegen müssen. Dieses Programm wird in den jährlichen Verordnungen des päpstlichen Statthalters in Rom („governatore“) eingehend geregelt. Die Verordnung von 1499 legt folgende Verbote fest: Es dürfen keine Waffen getragen werden; keine respektlos-aufmüpfigen Maskenumzüge gegen die Geistlichkeit veranstaltet werden; Gesichtsmasken dürfen nicht mißbraucht werden, um Räubereien und Gewalttätigkeiten aller Art in ihrem Schutz zu begehen; Steine, Raketen oder andere, Verletzungen verursachende Gegenstände dürfen nicht geworfen werden. Auch werden die Spiele des „Testaccio“ häufig an anderen Orten veranstaltet, unter dem Borgia-Papst sogar auf dem Petersplatz. Die Stierhatz wird auf verschiedene Örtlichkeiten der Stadt verteilt, meist auf die Plätze vor den Palästen der reichsten und mächtigsten Kardinäle, von denen diese Schauspiele auch finanziert werden. Ja, gerade die jüngsten und dem weltlichen Treiben am meisten zugewandten Kardinäle beleben die Karnevalsfeste in eigener Person, indem sie sich mit Kostümen verkleidet zeigen (nach der Art von Zigeunern oder Türken usw.), eine Mode, die noch während des gesamten 16. und 17. Jahrhunderts am Leben bleiben wird. Aber es fehlt auch nicht die kritisch-ironische Einstellung gegenüber alledem: So wird zum Beispiel im Jahre 1503 ein Maskenumzug zum Spott über die Kardinäle aufgeführt, angeführt von als Hanswurst verkleideten Narren, die Gesichtsmasken mit priapischen Rüsseln an Stelle der Nasen tragen.

Orientalisierende Masken und allegorische oder derb ironische Wagen haben nichts mehr mit den grotesken Verkleidungen des Volks und auch nichts mehr mit den glänzenden, antikisierenden Rüstungen der aktiven Wettkämpfer des „Testaccio“ während der Zeit der Kommune zu tun. Die Feste des „Testaccio“ und der „Piazza Navona“ – oder wenigstens das, was davon noch geblieben ist – werden außer vom kurialen nun auch vom stadtrömischen Adel gemieden. Selbst die Triumphwagen werden nicht mehr von den Leuten der einzelnen Viertel („rioni“) gefertigt, sondern bei berühmten Künstlern in Auftrag gegeben, ebenso wie die Masken und Kostüme nicht mehr in Heimarbeit geschneidert, sondern von dafür spezialisierten Geschäften in Venedig und vor allem in Modena bezogen werden, später auch aus der Stadt Rom selbst, wo sich für diese Dinge spezialisierte Handwerker in ansehnlicher Zahl niedergelassen haben. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, insbesondere nach dem Konzil von Trient (1542-1564), wird Rom endgültig die „heilige“ Stadt der Pilger, und hier mehr als anderorts zeigt das Bemühen der Geistlichkeit Wirkung, den Karneval mit der Praxis der Dreißig Stunden (die dann die Vierzig Stunden werden) der Anbetung des Heiligen Sakraments während der drei Tage nach „Quinquagesima“ („esto mihi“, dem letzten Sonntag vor der Fastenzeit) als kirchliche

Festzeit zu halten. Die Feste der „Piazza Navona“ und des „Testaccio“ nehmen bis zu ihrem raschen Niedergang den Charakter höfischer Feierlichkeiten an.

Der Karneval gilt jetzt als kurze Periode der Ausgelassenheit und der uneingeschränkten Freiheit, ja als kurze Zeit der auf den Kopf gestellten „verkehrten Welt“, in der alles möglich ist. Aber er ist auch eng verbunden mit der Fastenzeit, denn beide Formen zusammen den großen christlichen Ritus des Übergangs aus dem Status der Fleischlichkeit oder der Sünde in den der Buße. Die Periode der Unordnung und der Unsicherheit ist notwendig, um die christliche und hierarchische Gesellschaft schätzen zu lernen und um eine lange Zeit der kollektiven wie individuellen Buße auf sich nehmen zu können, die in die Passion mündet. Der Gebrauch der Masken unterstreicht diesen Wunsch nach kollektiver Flucht aus der Welt des Alltags. Der Papst, die kirchlichen Hierarchien und die weltliche Führungsschicht versuchen, diesen Wünschen kontrollierend entgegenzukommen, indem sie den Brauch der Triumphwagen und der theaterähnlichen Aufführungen fördern, aber häufig gelingt es ihnen nicht, die Satire gegen die Mächtigen im Zaum zu halten; behauptet sich der das System lächerlich machende Spott, so bedeutet dies eine wahrhafte Qual für die päpstliche Autorität, aber zugleich auch eine vorübergehende Aufmüpfigkeit ohne wirkliche Folgen.

Eine parallele, aber von gänzlich anderer Bedeutung und grundverschiedenen Umständen bestimmte Geschichte verbindet sich für die jüdische Gemeinde Roms mit den Festen des Karnevals. Während des Mittelalters und der frühen Renaissance beschränkte sich der Beitrag der Juden im wesentlichen auf ihre Rolle als Finanziers und Kreditgeber; in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nahmen auch sie aktiv am Karnevalstreiben teil; nach der Einrichtung des Ghettos (1555) aber wurden die Juden zur Zielscheibe von Hohn und Spott. Wie erwähnt, war der Judengemeinde von Rom auferlegt, alljährlich die Summe von 1130 Goldgulden für die von den Spielen verursachten Ausgaben beizusteuern – ein Brauch, der seit 1312 nachweisbar ist und dann in den städtischen Statuten von 1363 festgeschrieben wird. Wegen der wirtschaftlichen und demographischen Krise, in deren Folge sie stark verarmte, erhielt die römische Judengemeinde Anfang des 15. Jahrhunderts von Papst Bonifaz IX. die Erlaubnis, die drückende Zahlung mit den anderen Judengemeinden des Kirchenstaats teilen zu dürfen, eine Verordnung, die auch von den nachfolgenden Päpsten bestätigt wurde. Über die Art dieses Geldtributs scheint kein Zweifel möglich: Er besitzt ausdrücklich den Charakter einer Gegenleistung, welche die Juden für das Recht zu zahlen hatten, ihren eigenen Kult frei ausüben zu dürfen.

Während des 15. Jahrhunderts erscheint die „universitas iudeorum“ (die Judengemeinde), die in Rom seit den Zeiten der Republik belegt ist, organi-

siert als Sondergemeinde mit rechtlicher Autonomie, die sowohl von den städtischen als auch von den päpstlichen Behörden anerkannt wird. An ihrer Spitze standen drei Amtsträger, „fattori“ (Verwalter) genannt, die dreimal jährlich gewählt wurden. Auf den während der Karnevalszeit amtierenden „Verwaltern“ lastete die Obliegenheit, jene 1130 Goldgulden einzutreiben – eine Aufgabe, die mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, weil die Steuerpflichtigen – vor allem jene, die außerhalb Roms wohnten – sich außerordentlich widerspenstig zeigten. In den Zeiten der höchsten städtischen Machtentfaltung nahmen die drei „Verwalter“ am Umzug der Karnevalsfeste teil; sie waren in den Farben der Kommune – gelb und rot – gekleidet und ritten vor den städtischen Amtsträgern, denen sie von der „Piazza del Popolo“ bis zum Kapitol zu Pferde ihre Reverenz erwiesen. Erst im Jahre 1466, wie bereits erwähnt, begannen auf Wunsch Papst Pauls II. die Juden mit einem ihnen vorbehaltenen Wettlauf ebenfalls an den Spielen teilzunehmen; diese päpstliche Anordnung wurde in den städtischen Statuten von 1469 festgehalten. Man kann viele Vermutungen über die Gründe anstellen, die dazu führten, die Juden in die Wettläufe des Karnevals einzubeziehen. Wahrscheinlich hat Paul II. ihre Teilnahme einfach deswegen zugelassen, weil sie auf dem „Testaccio“ schon bei einigen eher spontan veranstalteten Wettrennen mitgelaufen waren. Außerdem lassen der für das gesamte 15. Jahrhundert in Rom gut belegte hohe Grad familiärer Vertrautheit wie das Fehlen von Diskriminierungen im alltäglichen Umgang zwischen Judengemeinde und christlicher Bevölkerung es plausibel erscheinen, daß man auch die Juden in ein Ereignis einbeziehen wollte, das die ganze Stadt betraf und dessen Veranstaltung sie – mit ihrem Geld – ermöglichten. Im Laufe der Zeit wurde der Wettlauf der Juden üblich, aber seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nahm er einen verächtlich machenden und verhöhnenden Charakter an; gegen Ende des Jahrhunderts kam noch ein Element des Komischen hinzu, der in einigen zusätzlichen Besonderheiten seinen Ausdruck fand: Die Strecke wurde verlängert; den Teilnehmern wurde vor dem Start ein üppiges Mahl verabreicht, um sie schwerer und ihre Bemühungen noch grotesker zu machen; und dazu – Höhepunkt der Komik und des Lächerlichmachens – mußten die Juden beinahe nackt laufen. In den Bereich der Legende allerdings gehört die um das 17. Jahrhundert aufgekommene und in einem berühmten Druck von Bartholomeo Pinelli verbreitete Vorstellung, wonach jedes Jahr am Karneval der älteste Jude der Gemeinde in ein mit Nägeln gespicktes Faß gesteckt und von der Höhe des „Testaccio“ hinabgerollt worden sei.

Um zum Schluß zu kommen: Die Karnevalsfeste der „Piazza Navona“ und des „Testaccio“ waren, in einem gewissen Sinn, der Spiegel der Veränderungen, die sich im Lauf der Zeit innerhalb der städtischen Gesellschaft

vollzogen, jener Wandlungen, an deren Ende die vollständige Unterwerfung der Kommune unter die päpstliche Herrschaft stand. Die Institutionalisierung der Spiele und ihre Reglementierung in den Statuten von 1363 verweisen darauf, daß sie Ausdruck nicht nur des Volkes, sondern auch seiner herrschenden Obrigkeiten geworden sind; ihre Aufteilung auf verschiedene Schauplätze („Testaccio“ als blutiges und „vulgäres“ Fest, „Piazza Navona“ als mehr aristokratisch und höfisch) deutet auf eine Trennung nach Auftraggebern und Zuschauern hin. Die Rückkehr der Päpste aus dem Avignonesischen Exil und die Durchsetzung der Kurie gegenüber der Kommune der Laien sollten den Verlust der „politischen“ Bedeutung der Spiele und ihres symbolischen Werts besiegeln, und es scheint kein Zufall, wenn am Ende nur die Spiele der „Piazza Navona“ überlebt haben, die schon im Mittelalter für die eher feinere Seite dieser Feste standen. Die Spiele des „Testaccio“, die im 15. Jahrhundert noch beliebt waren, bleiben der Ausdruck des einfachen römischen Volkes, das Sicherheitsventil für seinen vitalen Überschwang. Der römische Adel wendet sich von den traditionellen Spielen ab. Kardinäle und fremde Adlige werden im frühen 16. Jahrhundert die neuen Protagonisten der Feste; aber auch wenn er ein Selbstdarsteller bleibt, gerät der Adlige in eine immer passivere Rolle: Er produziert sich mit seiner Person und mit prunkvoller Ausstattung, aber er zeigt nichts mehr von seiner persönlichen Tüchtigkeit. So hört in Rom das Karnevalsfest auf, ein Ereignis zu sein, das die Bindungen innerhalb einer Gemeinschaft stärkt, und wird immer mehr zu einem im Dienst der herrschenden Vorstellungen manipulierten Schauspiel.

(Übersetzung aus dem Italienischen von Michael Matheus und Ernst Voltmer)

Quellen- und Literaturswahl

- ADEMOLLO, A.: *Il carnevale di Roma nei secoli XVII e XVIII*, Roma 1883.
- DERS.: *Il carnevale di Roma al tempo di Alessandro VI, Giulio II e Leone X*, Firenze 1891.
- BOITEUX, M.: *Les Juifs dans le carnaval de la Rome moderne (XVe-XVIIIe siècles)*. In: *Mélanges de l'Ecole française de Rome, Moyen Age – Temps modernes*, 88 (1976), S. 745-787.
- DERS.: *Cornomachia e carnevale a Roma nel medioevo*. In: *La ricerca folklorica 6: Interpretazioni del carnevale*, 1982, S. 57-64.
- COPPI, V.: *Il carnevale nel Medioevo a Roma*, Roma 1884.
- CLEMENTI, F.: *Il carnevale romano nelle cronache contemporanee*, 2 voll., Città di Castello 1938-1939.

- COTTAGAVI, G.: Feste e spettacoli a Roma dal secolo X a tutto il XVI, Roma 1861.
- CRUCIANI, F.: Teatro nel Rinascimento Roma 1450-1550, Roma 1983.
- FAGIOLO DELL'ARCO, M.; CARANDINI, S.: L'effimero barocco. Struttura della festa nella Roma del '600, 2 voll., Roma 1977-1978.
- FAGIOLO DELL'ARCO, M.: La festa barocca, Roma 1997 (= Corpus delle feste a Roma 1).
- DERS, (Hrsg.): Il Settecento e l'Ottocento, Roma 1997.
- DERS, (Hrsg.): La Festa a Roma dal Rinascimento al 1870, 2 voll., Roma 1997 (= Corpus delle feste a Roma 2).
- FIORANI, L. u. a.: Riti, cerimonie, feste e vita di popolo nella Roma dei papi, Bologna 1970.
- FORCELLA, V.: Tornei e giostre, ingressi trionfali e feste carnevalesche in Roma sotto Paolo III, Roma 1885 (ND Bologna 1971).
- PREMOLI, B.: Ludus Carnelevarii. Il carnevale a Roma dal secolo XII al secolo XVI, Roma 1981.
- SANFILIPPO, M.: Il Carnevale di Roma, Milano 1991.
- SCHIMMELPFENNIG, B.: Die Bedeutung Roms im päpstlichen Zeremoniell. In: Schimmelpfennig, B.; Schmugge, L. (Hrsg.): Rom im hohen Mittelalter. Studien zu den Romvorstellungen und zur Rompolitik vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, FS Reinhard Elze zum 70. Geburtstag, Sigmaringen 1992, S. 47-61.
- TAMASSIA, M.: Una cena carnevalesca del cardinal Pietro Riario, Roma (Nozze Vigo-Magenta) 1885.
- TEJA, A.: Les fêtes du carnaval romain dans le Moyen âge et la Renaissance. In: Stadion 12/13 (1986/87), S. 63-72.
- TOAFF, E.: Il carnevale di Roma e gli Ebrei. In: Scritti in memoria di Sally Mayer. Saggi sull'ebraismo italiano, Milano-Gerusalemme 1956, S. 325-343.
- TUZZI, G.: Il carnevale di Roma, Roma 1966.

Theo Fransen

Die Entwicklung des Karnevals in den Niederlanden und Flandern

Eine historisch-soziologische Betrachtung in drei Teilen:
Geschichte, Gegenwart und Zukunftsaussichten

1. Geschichte

Wenn man sich auf Herkunft und Entwicklung des Karnevals – bzw. der Fastnacht – in den Niederlanden und Flandern besinnt, ist es kaum anders denkbar, als den Blick Richtung Osten zu wenden. Denn die Entwicklung im vorigen und jetzigen Jahrhundert läßt sich größtenteils durch die „ölfleckartige“ Ausbreitung des rheinischen Karnevals erklären.

Nach dem Neubeginn des organisierten Karnevals in Köln im Jahre 1823 erreichte der „Karnevalsölfleck“ über Düsseldorf, wo „capabele“ Bürger sich im Jahre 1825 zu einem „Carnevals Comité“ zusammenschlossen und Aachen, wo im Jahre 1829 die „Florresei“ aus der Taufe gehoben wurde, Maastricht, wo im Jahre 1840 die Gesellschaft „Momus“ gegründet wurde, und 1842 Venlo, wo genau vor 14 mal 11 Jahren „Jocus“ das Lebenslicht erblickte. Von den Drillingssöhnen „Momus“, „Jocus“ und „Comus“ von „Karneval dem Großen“ aus dem Düsseldorfer Narrenkalender von 1841 hat nur der letzte sich nicht in Limburg bzw. den Niederlanden niedergelassen (als ich im Jahre 1988 den „Mardigras“ in New Orleans besuchte, traf ich dort auch den dritten Sohn, den Karnevalsgott „Comus“).

Ich werde hier nicht nur auf diese historischen Verbindungen eingehen, sondern auch tiefer in die Geschichte der Fastnacht – in den Niederlanden sagt man „vastenavond“ oder mundartlich „vastelaovend“ – in unserem Raum eindringen. Darüber hinaus werde ich versuchen festzustellen, wie damals die fastnachtliche Orientierung war. Aus zwei Gründen kann dieser Rückblick übrigens nicht mehr sein als ein sehr globaler: Erstens läßt mir der knappe Raum keine andere Möglichkeit; das hat allerdings auch eine gute Seite, denn zweitens ist die Geschichte der Fastnacht im niederländisch/flämischen Sprachraum noch nicht systematisch erforscht. Das ist schade, weil die Quellenlage verhältnismäßig reichhaltig ist und die Bedeutung und kulturelle Ausstrahlung verschiedener Städte im flämischen

Raum vor sechs oder sieben Jahrhunderten viel größer war, als ihre heutige Einwohnerzahl vermuten läßt. Städte wie Brügge, Antwerpen, Gent, Brüssel, Löwen waren sehr früh Kulturzentren ersten Ranges. Etwas später erlangten auch Städte in den Niederlanden, wie 's-Hertogenbosch, Maastricht, Zwolle und Deventer eine bedeutende Stellung. Es wäre deswegen nicht unwahrscheinlich, daß – ebenso wie die wichtigsten Handelskarawanen (Flämische Hanse) – auch die „fastnächtliche Befruchtung“ damals west-ost-orientiert war. Ich war so übermütig, in Dülken – dem Sitz der berühmten „erleuchteten Mondsuniversität und berittenen Akademie der Künste und Wissenschaften“ – das Gebiet zwischen Maas und Rhein als das „irdische Paradies der Narren“ zu bezeichnen. (Seitdem darf ich mich dort „Dr. humoris causa“ nennen.) In Dülken, vermute ich, hat der Baum gestanden, dessen Äpfel eine wohltuende Narrheit verursachten und von denen viele zwischen Maas und Rhein gegessen haben.

Dafür sehe ich drei Gründe. Erstens: eine Nachricht von Abt Rudolph aus der Benediktiner-Abtei des Heiligen Trudo im belgisch-limburgischen St. Trond aus dem übrigens sehr karnevalistisch anmutenden Jahr 1133. Der Abt berichtet uns von einem „teuflischen Plan“: Ein Bauer aus Kornelimünster baute ein Schiff auf Rädern und ließ dies von Webern mit Seilen über Maastricht in Richtung St. Trond ziehen und dann über Antwerpen zur Insel Walcheren. Taucht hier wieder ganz plötzlich der Schiffskarren auf, von dem es bereits aus den Mittelmeerländern schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt Berichte gab? Oder sehen wir hier ein frühes Exemplar der sogenannten „blauwe Schuyt“, dem Schiff auf Rädern, welches später in vielen niederländischen Städten zu finden ist, wie zum Beispiel in Bergen op Zoom, Dordrecht, Utrecht, 's-Hertogenbosch und Nijmegen? Ich werde darauf noch zu sprechen kommen.

Der zweite Grund ist die Gründung der „Geckengesellschaft“ von Graf Adolf von Kleve am 12. November 1381. (Es ist anzunehmen, daß die anwesenden Ritter am 11. November so kräftig gefeiert haben, daß die Dokumente einen Tag zu spät versiegelt wurden). Übrigens feierte Gerard de Rode in dieser Stadt bereits im Jahre 1120 eine Art Karneval.

Der dritte Grund hat direkt mit Dülken zu tun. Anlässlich der Krönung des Königs Sigismund am 8. November 1414 soll Graf Alef von Kleve dem neuen König erzählt haben, „daß sein nunmehr in Gott ruhender Vater im Jahre des Herrn 1381 mit den Ritterbürtigen seines Herzogtums einen 'Geckenorden' gestiftet habe, und wie dann endlich die Bürger der getreuen Stadt Dülken des Narrentums nicht gerne lediggehen wollen, sondern eine bürgerliche Akademie zu stiften beabsichtigten“. Das dauerte allerdings noch bis 1554/1654, und es wurde etwas ganz anderes, aber nicht weniger berühmtes, daraus.

Nun aber weiter mit der Geschichte des Karnevals: Die Anhänger der Reformation – in den Niederlanden ab 1579 die Anhänger des Calvinismus – haben die Fastnacht von Anfang an sehr „schwarz gemalt“ und energisch bekämpft. Der protestantische Geistliche Bogermann verteidigte bereits im Jahr 1596 seine Thesen gegen den Karneval, und auch Voetius wetterte dagegen. Das Fest galt als ein „Bacchus-Tag“ oder als eine „römische Superstition“, eine „paepsche Stoutigheid“. Aber wie Erika Kohler in Bezug auf Deutschland schrieb, waren es auch in den Niederlanden nicht nur die Reformatoren, die gegen das Fest waren. Auch die städtischen Behörden unterstützten bereits vor der Reformation bestimmte Formen dieses Volksfestes nicht mehr. Schultheis und Schöffen aus Amsterdam verordneten bereits im Jahre 1461: „Man noch wijff, knecht noch maget, mag mit verdeckt angesicht, langs den weg looppen, ‘t sij voor momme of voor duyvel.“ Es gibt sogar noch viel frühere, nicht genau datierte Erlasse aus Amsterdam. Solche Vorschriften findet man in Hülle und Fülle, und ich erwähne nur noch eine, und zwar aus Deventer im Jahre 1479. Dort verordneten die städtischen Behörden: „Nije mens, en sall gaen myt verdeckede angesichte ien ghiene stede.“

Daß die Verbote vor allem gegen (nächtliche) Maskerade nicht einfach durchgesetzt werden konnten, kann man schon daraus schließen, daß diese oft wiederholt werden mußten. Nicht nur die Reformation und die städtischen Autoritäten, auch die „Kontra-Reformatoren“ betrachteten dieses Volksfest nicht länger als eine „ehrliche Rekreation“. Ihre Stellungnahme war im günstigsten Falle neutral, meistens jedoch äußerst negativ. Das sogenannte 40-Stundengebet ist dafür der beste Beweis. Das Fest verschwand fast völlig aus den „kulturellen Hochburgen“ und überlebte höchstens in Residualform. Es blieb nur in Rückzugsgebieten, weit entfernt von den sogenannten „Heeresbahnen der Zivilisation“, bestehen oder degenerierte zu marginalen Kinderbräuchen.

Auch diese Periode ist noch ungenügend erforscht. Das hat damit zu tun, daß Volkskunde in den Niederlanden noch stärker und noch länger als in Deutschland nach Bausingers Worten disqualifiziert wurde zur „Andacht zum Unbedeutenden“. Eine objektive Beschreibung wäre ohnehin schwierig, weil der schreibkundige Teil der Bevölkerung die Bräuche, die er mißbilligte, negativ darstellte. Nicht selten tauchten sie ihre Federn „in Essig“, um die Auswüchse zu beschreiben.

Hinzu kommt, daß der belgische Volkskundler Jacques Huynen vermutlich wenigstens teilweise Recht hat, wenn er in seinem Buch »La mascarade sacrée« schreibt: „Chronikschreiber haben erst angefangen, sich für Karneval zu interessieren, als dieses Phänomen nicht länger als ‚normal‘ empfunden wurde, sondern anachronistisch geworden war und nicht mehr den Be-

dürfnissen und Sorgen der Zeit entsprach, also etwas Marginales wurde, das dadurch Neugierde erzeugte.“ Im Jahre 1994 hat Dr. G. Rooyackers in seiner Dissertation »Rituele repertoires« einige Kapitel den Überresten von Fastnachtsbräuchen im östlichen Teil von Nord-Brabant in der Zeit von 1559 bis 1853 gewidmet. Ein guter Anfang – so müßte eigentlich das ganze Land beschrieben werden, aber mit Monographien, die zeitlich früher einsetzen.

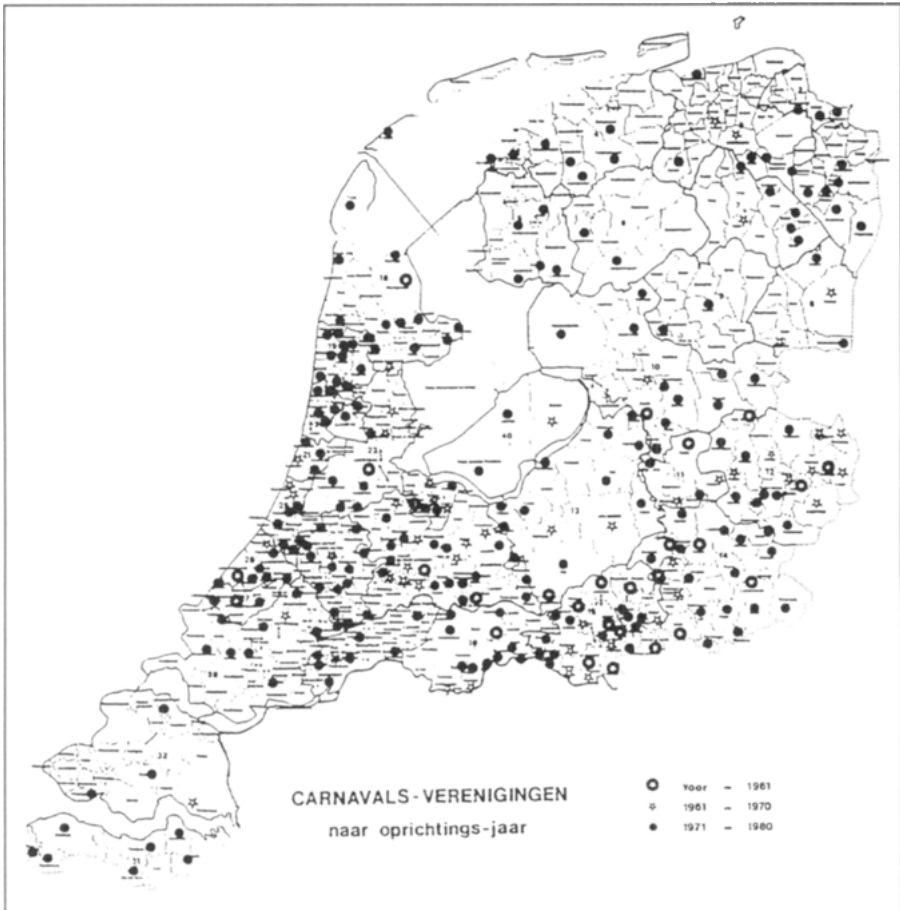
Der organisierte Karneval

Das Aufkommen des organisierten Karnevals in Limburg habe ich bereits erwähnt. Bei den schon damals sehr intensiven Kontakten ist es jedoch unwahrscheinlich, daß der „Karnevalsölfleck“ 17 Jahre gebraucht hat, um von Köln aus die Grenzen Limburgs – größtenteils erst im Jahr 1815 auf dem Wiener Kongreß festgelegt – zu erreichen. Daß die Neugründungen in Maastricht und Venlo erst im Jahre 1840 bzw. 1842 erfolgten, hat sicherlich damit zu tun, daß in der Zeit von 1830 bis 1839 zwischen den nördlichen und den südlichen Niederlanden (Belgien) ein Krieg wütete. Größere Teile von Limburg, darunter auch Venlo, waren in belgischer Hand.

Die neu gewonnene Selbständigkeit spielte bei der Gründung der Karnevalsgesellschaften sicherlich eine Rolle. Der anfänglich große Enthusiasmus konnte allerdings nicht verhindern, daß schon bald eine Kombination von Faktoren – wie auch im Rheinland – beinahe zum Untergang führte: Streitigkeiten und Unstimmigkeiten in den eigenen Reihen, wie man das oft bei neuen Vereinen sieht, große Überschwemmungen von Maas und Rhein und die dadurch entstandene Hungersnot, politische Wirren (Revolution 1848) usw.. Auch die gesellschaftliche Basis war wohl noch zu klein.

Eine zweite, kleine Gründerwelle kann man in den Jahren 1870 bis 1880 feststellen (in den Städten Sittard, Valkenburg, 's-Hertogenbosch); eine dritte in den 30er Jahren vor dem 2. Weltkrieg. Für die dritte Gründungsphase gibt es hauptsächlich zwei Erklärungsansätze: Eine Möglichkeit ist, daß sie mit der Wirtschaftskrise zusammenhängt, die am „black tuesday“ im Jahre 1929 begann und Mitte der 30er Jahre ihren Höhepunkt erreichte. Um die sich anhäufenden Spannungen abzubauen – so lautet dieser Erklärungsversuch – wurden Feste geduldet oder sogar stimuliert als „Brot und Spiele“ für das Volk, so wie in römischen Zeiten. Für einen Anhänger des Karnevals ist das allerdings eine schwer annehmbare Hypothese. Der andere Ansatz, vertreten vom französischen Volkskundler André Varagnac, meint folgendes: Die Menschen seien zu „Käufern“ geworden. Ebenso wie Lebensmittel „kaufe“ man auch Amusement und Feste. Nur wenn kein Geld mehr da ist, schließe man sich zusammen und fange wieder selbst an, Feste zu organisieren. Das klingt positiver! In den Niederlanden kam im Grenzbe-
reich hinzu, daß man mit dem organisierten Karneval in der eigenen Stadt

bzw. im eigenen Dorf verhindern wollte, daß die jungen Leute, die feiern wollten, in Städte im Nazi-Deutschland zogen. Bemerkenswert ist, daß die Initiatoren öfter Persönlichkeiten waren, die dem Jubel und Trubel sehr reserviert gegenüberstanden, jetzt darin aber – geschult in der thomistischen Lehre – das kleinere Übel sahen.



Karnevalsvereinigungen nach Gründungsjahr

Die Nachkriegsentwicklung

Südlich der großen Flüsse im katholischen Teil der Niederlande ist es heutzutage schwierig, eine Ortschaft zu finden, in der nicht kräftig gefeiert wird. In Limburg feiert man einen Karneval rheinischer Art mit den Hochburgen Maastricht, Sittard und Venlo. Der Karneval in der Provinz Nord-Brabant mit den Hochburgen 's-Hertogenbosch (Oeteldonk) und Bergen op Zoom (Krabbegat) wird als „burgundisch“ bezeichnet: Wie den in Klammern stehenden Namen zu entnehmen ist, haben werden, haben in der Provinz Nord-Brabant fast alle Städte einen Karnevalsnamen. Viele Leute tragen dort noch gerne den „blauen Kittel“ (die Kleidung einfacher Bauern und Handwerker). Inzwischen beträgt die Zahl der Vereine nördlich der großen Flüsse auch sicherlich 1.000 und die Zahl der Züge mehr als 100.

Vergessen ist die Zeit, in der die Katholiken Karneval als Wahrzeichen des katholischen Lebensstils ansahen, und man zwischen Nord und Süd von einer „Frontmentalität“ sprach. Die Initiatoren der Vereinsgründungen waren nicht selten Karnevalisten aus den südlichen Provinzen, die sich im Norden niedergelassen hatten. Eine weitere Rolle spielte das Fernsehen, und zwar aus zwei Gründen: Erstens wurde klar, daß das negative „Image“ des Festes, welches im Norden dominierte, auf einer grenzenlosen Übertreibung negativer Aspekte beruhte. Zweitens fungierte das Fernsehen – vor allem das deutsche – als „Schule“. Man meinte, davon lernen zu können, wie man Karneval feiern muß. Vielerorts ist Karneval noch immer nicht viel mehr als ein „Indoor-Fest“, und wenn es Züge gibt, dann ziehen sie sehr oft am Samstag durch die Straßen. (Sonntag geht aus religiösen Gründen nicht, und am Montag muß gearbeitet werden). Eine Karte (siehe Seite 35) verdeutlicht auf einen Blick die momentane Lage in den nördlichen Niederlanden.

In Flandern hat die Entwicklung einen ganz anderen Verlauf genommen. Waren in den Niederlanden Glaubensunterschiede zwischen Katholizismus und Protestantismus ausschlaggebend, so spielten in Belgien die drei Landessprachen Flämisch, Wallonisch und Deutsch (in den sogenannten Ostkantonen) eine wichtige Rolle. Die Belgier sprechen deshalb von einer Art „karnevalistischem Drei-Ströme-Land“: Der flämische Karnevalsraum (mit den Provinzen Limburg, Brabant, Ost- und West-Flandern und Antwerpen), die Wallonie mit ihren großzügigen alten Traditionen, wie z.B. in Binche und Malmedy sowie schließlich die Ostkantone mit einer Karnevalsfeier rheinischer Prägung (Eupen).

Ich beschränke mich hier auf den Karneval in Flandern, allerdings werde ich noch darauf zu sprechen kommen, wie viele Quellen auch in Flandern zur Verfügung stehen. Leider ist es auch in Belgien so, daß die systemati-

sche historische Forschung noch in den „Kinderschuh“ steckt. Auch muß festgestellt werden, daß von den Traditionen nicht allzuviel erhalten geblieben ist. Karneval ist in den meisten Städten Flanderns eine verhältnismäßig neue Angelegenheit und erst nach dem zweiten Weltkrieg entstanden. Wirkliche Hochburgen gibt es nur sehr wenige. Die bekanntesten sind sicherlich Aalst in Ost-Flandern und Maaseik in Limburg. Während der Nachkriegszeit hat unter Einwirkung der Fremdenverkehrsverbände eine Entwicklung eingesetzt, die das Sprichwort „Man soll die Feste feiern, wie sie fallen“ außer Kraft gesetzt hat. 1997 fand nur die Hälfte aller Fastnachtszüge während der drei bzw. vier tollen Tage (Samstag bis Dienstag vor Aschermittwoch) statt. Man kann tatsächlich feststellen, daß die ersten Züge bereits am Dreikönigstag durch die Straßen ziehen und die letzten etwa an Ostern ihr Ziel erreichen. Abgesehen von den Zügen am „Micarême“, für die es eine historische Legitimation gibt, kann man das kaum eine positive Entwicklung nennen. Die „Karnevalsdichte“ jedoch ist, gemessen an der Zahl der Züge, noch viel niedriger als in den südlichen Provinzen der Niederlande. Möglicherweise hat das damit zu tun, daß Belgien viel reicher an folkloristisch-historischen Umzügen ist.

Die historische Rolle der Niederlande und Flanderns in der Entwicklung der Fastnacht

Es ist angedeutet worden, daß im Spätmittelalter, im „Herfsttij der Middeleeuwen“ (Huizinga), vor allem Städte in Flandern bei der Verbreitung der Fastnachtsidee möglicherweise eine tragende Rolle gespielt haben. Ich erwähnte bereits den Bericht aus dem Jahre 1133 vom Abt von St. Trond im belgischen Limburg über den Schiffswagen von Kornelimünster. Der ebenfalls bereits erwähnte Graf von Kleve, Gründer der dortigen „Geckengesellschaft“ im Jahre 1381, war nach damaligen Maßstäben eher ein Niederländer als ein Deutscher mit Verbindungen nach Burgund. Ich erwähnte noch nicht das berühmte im Jahre 1413 „upten-rechten-vastenavond“ veröffentlichte Buch über „het Gilde (die Zunft) van de Blauwe Schuit“; es spielt in Hoedekenskerke bei Antwerpen bzw. Bergen op Zoom, der Stadt mit den ältesten Belegen über Fastnacht in den Niederlanden. Dieses Buch hat nach Ansicht vieler Autoren für den ersten Bestseller aller Zeiten Modell gestanden: das »Narrenschiff« von Sebastian Brant, im Jahre 1481 in Basel veröffentlicht. Und Erasmus, der berühmte Autor der »Laus Stultitiae« (Lob der Torheit) stammte aus Rotterdam, wohnte damals aber – zugegeben – in Basel. Im Bereich der Malerei brauche ich nur das weltberühmte Gemälde von Peter Breugel de Oude zu erwähnen (»Der Kampf des Fastens gegen die

Fastnacht«) und die Werke des Hieronymus Bosch, R. Hogenberg, P. van der Heijden.

Die Frage, ob in dieser Zeit die Narren und die Narretei aus dem Westen kamen, ist also sicherlich berechtigt. Diese mögliche West-Ost-Orientierung ist bis heute jedoch kaum beachtet worden. Das sollte nicht als Vorwurf angesehen werden, jedenfalls nicht in Richtung Volkskundler, Ethnologen und Anthropologen aus anderen Ländern. Auf diese und andere historische Fragen suchen wir in den Niederlanden und Flandern noch immer eine Antwort. Entsprechende Archivbestände sollten einmal systematisch untersucht werden. Wir bräuchten auch für unseren Raum einen Forscher wie Hans Moser; daß er fündig wird, ist garantiert. Ich werde dafür jetzt eine Reihe von Beispielen anführen.

Zur Quellenlage

Ab dem 12. und 13. Jahrhundert gibt es Quellenmaterial in Hülle und Fülle über das Gebiet, das wir heute die Niederlande und Flandern nennen. Die frühesten Erwähnungen haben meist nur eine kalendarische Funktion, so z.B. Sittard (1335). In Middelburg (die heutige Provinzhauptstadt von Zeeland) ist bereits im Jahre 1365 die Rede von „cleene vastenavond“. Am 11. November des Jahres 1358 präsentierten die Schüler in Haarlem zu „vastenavond“ ihren König. Das wird im Jahre 1415 auch aus unserer Hauptstadt Den Haag berichtet. Auch in dieser Stadt praktizierte man am Hof das Königsspiel wie hier in Mainz. So ist bekannt, daß Prinz Wilhelm II. im Jahre 1662 das Stück Kuchen mit der Bohne bekam und daraufhin als „Bohnenkönig“ gefeiert wurde. In Arnheim enthalten die Stadtrechnungen im Jahre 1396 Zahlungen an die Gesellen für die Spiele, die sie während der Fastnachtstage aufführten. In der gleichen Stadt stimmte der Herzog von Geldern im Jahre 1419 der Feier „des rasenden maandags“ zu (Montag nach Dreikönigstag) und zahlte „einen rijnschen gulden“ für eine Mahlzeit, die traditionell („nae goeder gewoenten“) den Frauen und Töchtern der Stadtregenten dargeboten wurde. Hofften die Regenten, damit die Stürmung des Rathauses abzuwenden? Den Begriff „rasende manendach“ kennen wir auch von Unterlagen der Stadt Grave aus dem Jahre 1447, wo Amtmann und Magistrat sich gegenseitig Getränke anbieten. (Liegt hier die Erklärung für Rosenmontag?)

Noch früher, und zwar im Jahre 1405, ließ Herzog Reinoud zu „Vastavent“ in Valkhof in Nijmegen ein großes Festmahl anrichten. Ungefähr 25 Jahre später (im Jahre 1432) besuchte der Herzog Venlo, und zwar „up groot vastavende“. Sehr alte Berichte sind auch über die Fastnachtsfeier in

Bergen op Zoom erhalten. Im Jahre 1413 zahlte die Stadt einem Flötenspieler einige Schillinge für die Musik, die er zu Fastnacht aufgeführt hatte. In dieser Stadt und in der Umgebung finden wir auch die „Blauw scuut“. Die Gesellen dieser „Zunft“ werden uns später auch in Utrecht (1446) Dordrecht (1450) und Nijmegen begegnen. Im Jahre 1492 treffen wir die mit diesen Schiffsgesellen ohne Zweifel verwandten Gesellen des Herrn von Keijenberg in Breda an. Diese Auflistung könnte fortgesetzt werden. Ich habe damit aber genügend Belege dafür angeführt, daß die Quellenlage günstig ist und dringlichst erforscht werden müßte.

Eine ähnliche Auflistung läßt sich für Flandern machen. Ich beginne mit der Erwähnung der Synode von Leptinae (in der Nähe der heutigen Karnevals-Hochburg Binche, 20 km von Brüssel), wo bereits im Jahre 743 die „spurcali in february“ verboten wurden. Das ist zwar kein Beweis dafür, daß damals schon in dieser Region gefeiert wurde, aber es ist eine plausible Vermutung. Die erste konkrete Urkunde, die auf Fastnacht hinweist, ist eine Stadtrechnung aus Brügge aus dem Jahre 1305. In ihr wird über Ausgaben für Turniere zu „groote vastenavonde“ gesprochen. In Lille (Rijssel) lernen wir im Jahre 1396 „Viertel-Fürsten“ und ihre „Quasi-Königreiche“ kennen; die Ähnlichkeit mit den heutigen Karnevalsfeiern ist da schon sehr auffallend. Noch früher meinen wir bestimmte Vorläufer des Karnevals entdecken zu können, und zwar in den zwei „Eselsbischöfen“, denen wir bereits im Jahre 1402 (vielleicht 1302) in Deinze begegnen; einer „van der keercken“ und einer „van der stede“. Diese Kinderbischöfe gab es schon früher, und zwar in St. Omaars im Jahre 1236. Ich erwähne dies nicht nur der Ähnlichkeit wegen, sondern auch, weil feststeht, daß ihre Reiche manchmal bis Fastnacht dauerten.

Sehr frühe Belege findet man auch für die berühmte Karnevals-Hochburg Aalst. Da wimmelt es ab 1435 von Zahlungen an „ghesellen van ghenouchtte“ – man nannte sie auch „ghesellen van der stede“ und „ghesellen vanden straten“ – für die Aufführungen von z.B. „Esbattementen“ und Wagenspielen. In Gent begegnen wir ab dem Jahre 1492 „Vastenavend-Herren“, und es wird über Geld berichtet, das so ein Herr bekam „ter onderhoude van zijnen state“. Es wimmelt tatsächlich von diesen Viertelfürsten, Prinzen, Potestaten, Dauphins usw.. Anfang des 16. Jahrhunderts treffen wir einen „Eselspapst“, der „al vastenavondschewijze“ mit seinen Leuten die Häuser stürmte und um Essen und Trinken bat. Und im Jahre 1526 fand eine Art „Adventus“, eine fürstliche Einholung des „Keysere van Overschelde“ statt. In Veurne lernen wir im Jahre 1482 den Prinzen der „Rederijkers“, also den Prinzen der Rhetorikerkammer, kennen. (Diese Rhetoriker haben übrigens eine strategisch wichtige Rolle gespielt, ebenso wie drei Jahrhunderte später die sogenannten Sozietäten, ursprünglich be-

waffnete Gruppen, die seit der Aufhebung der Gilden/Zünfte den Schutz der Zivilbevölkerung übernommen hatten.) Diese Berichte stammen fast alle aus dem sehr gut dokumentierten Buch Herman Pleijs »het Gilde van de Blauwe Schuit« und teilweise aus Ter Gouws »Volksvermaken«. Auch diese Auflistung ließe sich beliebig verlängern.

Ich habe aber hiermit – denke ich – genügend Beweise dafür erbracht, daß auch im flämischen Teil Belgiens von reicher historischer Überlieferung gesprochen werden kann. Diese von mir als Soziologen vorgelegte Auflistung hat übrigens keine andere Bedeutung, als die Historiker zu „kitzeln“, den Werdegang dieses uralten Volksfestes zu untersuchen, um damit zum Überleben dieses Festes beizutragen.

2. Der aktuelle Karneval aus soziologisch-psychologischer Perspektive

Seit vielen Jahren befaße ich mich mit diesem Volkfest aus soziologisch-psychologischer Perspektive und hatte die Gelegenheit, empirisch-soziologische Forschungen durchzuführen. Es begann mit einer Arbeit über „Ventilsitten“, die sich mit den Themen Kirmes und Karneval beschäftigte. Dann folgte die Doktorarbeit: »Die soziologischen Aspekte des Karnevals in der niederländischen Provinz Limburg«. Im Jahre 1981 veröffentlichte ich das Buch »Karneval demaskiert?« und im Jahre 1984 ein Buch mit dem Titel »Alaaf, Karneval in den Niederlanden und Belgien«, das die Lage des Karnevals in den Niederlanden und Belgien beschreibt.

Ein breitgefächertes Forschungsprojekt konnte ich im Jahre 1976 im Rahmen des Präsidentenwechsels der bekannten Karnevalsgesellschaft „Jocus“ in Venlo durchführen. Es handelte sich um eine Tiefenbefragung von über 600 Personen mit einer sehr langen und ausführlichen Fragenliste. Aus diesem Forschungsprojekt können hier nur sehr wenige Aspekte besprochen werden. Ich werde besonders auf die sozial-psychologische Motivation für die Teilnahme an Karneval und Kostümierung eingehen. Die Frage, weswegen man Karneval feiert oder sich verkleidet, lieferte überwiegend Klischees wie: „Das geht vom Vater auf den Sohn“, „das wurde mir von Jugend an eingeschärft“, „ich habe es mit der Muttermilch eingesogen“, „ich mache mit, weil Freunde, Nachbarn usw. das machen“. Das könnte man fast eine passive Motivation nennen. Von einem bin ich überzeugt: Man macht nicht mit aus Gründen, die Psychologen „Kompensation“ nennen. Karneval blüht nämlich nicht speziell in Regionen mit einem hohen „Frustrationsfaktor“, ebensowenig ist die Teilnahmefrequenz extrem hoch bei den Sozialschichten, denen das Leben nur wenig zu bieten hat. Viel-

mehr hat Karneval eine Präventivfunktion und die Funktion einer „Ventil-sitte“, um zu verhüten, daß soziale Spannungen sich innerhalb der Gesellschaft anhäufen; also eine kurativ-vorbeugende Funktion.

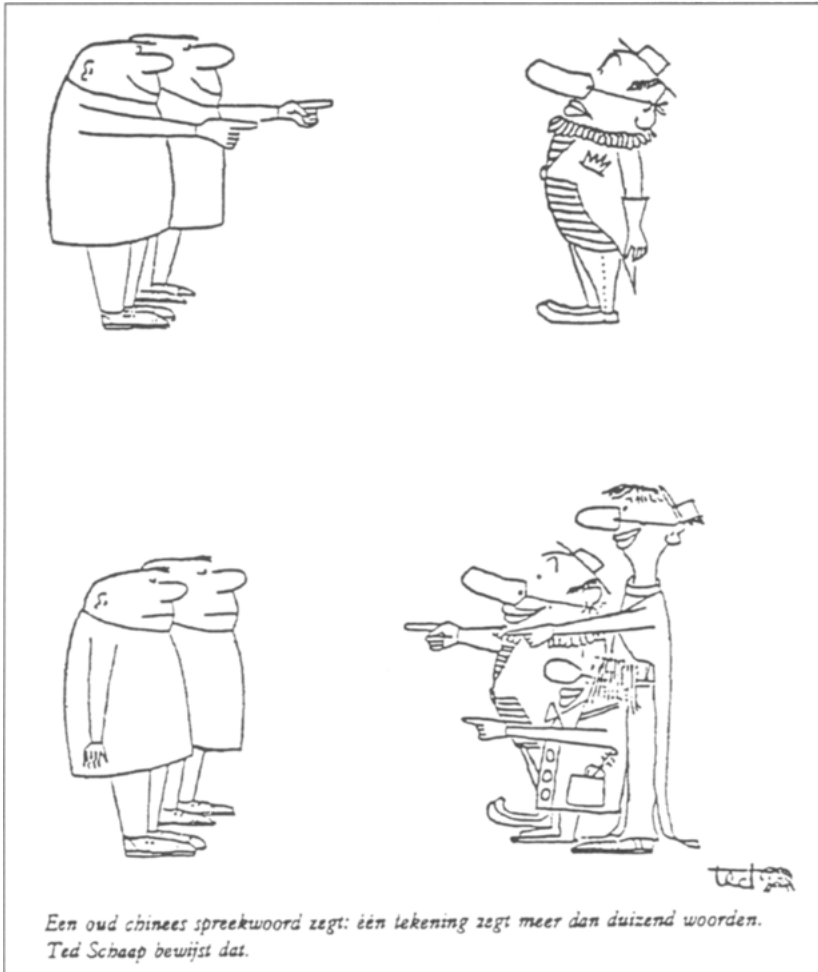
Stimmen diese Ansichten? Das besagte Forschungsprogramm bot die Gelegenheit, die Vielfalt und Intensität der Teilnahme an Karneval nach Altersgruppen, Sozialschichten, Religionszugehörigkeit, Dialekt usw. zu erforschen; es war aber auch möglich, bestimmte Korrelationen mit dem Ausgehverhalten im Laufe des Jahres und dem sozialen Selbstbild festzustellen. Die Ergebnisse dieser repräsentativen Umfrage in Venlo – wo ein Karneval rheinischer Prägung gefeiert wird – sind meines Erachtens auch für andere Städte und Regionen im rheinischen Raum von Bedeutung.

Karneval: noch immer Volksfest?

Feste wie Karneval – Volksfeste – setzen eine breite aktive Beteiligung und eine starke innere Identifikation voraus. Eine zu hohe Zahl und ein zu hoher Prozentsatz an Nichtteilnehmern ist fatal für Volksfeste. Dadurch – so hat einmal jemand geschrieben – „erfriert das Fest in der Winterkälte.“ Er hat dabei sicherlich auch gemeint, daß es dann kein Volksfest mehr ist, denn das Wort ‘Volk’ steht für ‘alle’.

Die Nichtteilnehmer verursachen übrigens noch ein ganz anderes sozialpsychologisches Problem: Sie schwächen die subjektive Sicherheit der Teilnehmer, nach der es unmöglich ist, dieses Fest nicht zu feiern, oder positiv gesagt, daß es unbedingt nötig ist, dieses Fest zu feiern. Auf der anderen Seite kann eine beschränkte Zahl Nichtteilnehmer als die Ausnahme von der Regel gesehen werden, die man sich als mitleiderregende Kreaturen vorstellen kann. Die fastnachtfeiernde Gemeinschaft wird deshalb immer einen gewissen Druck zum Mitmachen ausüben. Man liest jedes Jahr wieder die alarmierenden Berichte über die schon wieder angestiegene Zahl derjenigen, die sich statt für den Karneval für den Wintersport entschieden haben. Der richtige Karnevalist findet das eigentlich nicht „comme il faut“. Man verleugnet damit die eigene Kultur. Die Sicherheit – und das ist viel schlimmer –, ohne den Karneval nicht leben zu können, verschwindet und zwar definitiv. Umgekehrt verstärkt das Teilnehmen der Mehrheit bei den Karnevalisten das Gefühl der Legitimität ihrer Teilnahme: Es legitimiert sie nicht nur, es überzeugt sie auch, daß eigentlich nicht diejenigen, die sich während dieser Tage verkleiden und sich als Karnevalisten verhalten, die Narren sind, sondern diejenigen, die auch in diesen Tagen nicht aus der bürgerlichen Haut fahren können oder wollen. Sie müssen sich ein bißchen lustig machen können über die Nichtteilnehmer, sie müssen sich sicher sein,

daß nicht sie, sondern die Nichtteilnehmer die Sehenswürdigkeiten hinter dem Zaun sind – um das Bild des Tiergartens zu verwenden. Der niederländische Cartoonist Ted Schaap braucht nur eine Zeichnung, um diesen Sachverhalt sehr prägnant zum Ausdruck zu bringen.



Doch zurück zu den konkreten Forschungsergebnissen: Anhand der gesammelten Daten über die Teilnahme an einer längeren Liste von Karnevalsaktivitäten, nicht nur in der letzten Session, sondern auch in den vergangenen fünf Jahren, ließen sich die Befragten über ein Spektrum verteilen, das von Superkarnevalisten bis hin zu marginalen Karnevalisten reichte

(Nicht- oder sogar Anti-Karnevalisten gibt es in Venlo kaum). Mit diesem Spektrum, diesem Ranking bzw. dieser Rangunterteilung, als Ausgangspunkt sind die Partizipationsprofile nach Geschlecht, Altersklassen, Sozialschichten, Autochtonitätsgrad, Entfernung vom Wohnviertel zum Stadtzentrum, Konfessionszugehörigkeit usw. untersucht worden. Es würde zu weit führen, darauf in allen Einzelheiten einzugehen. Aus den beigegeführten Diagrammen (Diagramme 1-3, Seite 58-60) lassen sich mit einem Blick die Ergebnisse ablesen. Man sieht, wie breit gefächert die Teilnahme ist, auch wenn man ein so strenges Kriterium anlegt, wie „sich verkleiden“. Klar ist, daß der Karneval in Venlo die Prüfung als Volksfest bestanden hat.

Die psychologische Selbstprofilierung bzw. das Selbstbild in Bezug auf die Teilnahmbreite und auf die Intensität.

Das damalige Forschungsprojekt machte es möglich, viel weiter in die Tiefe zu gehen und zu versuchen, folgende Fragen zu beantworten: Ist der Karnevalist ein anderer Mensch? Unterscheidet sich der intensive Teilnehmer, der Super-Karnevalist, außerhalb der Session vom marginalen Karnevalisten? Deshalb wurde versucht festzustellen, ob es eine Korrelation gibt zwischen:

- Teilnahmescore während der Karnevalssession und dem Selbstbild
- Teilnahmescore an gesellschaftlichen Aktivitäten außerhalb der Session und dem Selbstbild
- Teilnahmescore während der Session und dem Teilnahmescore an gesellschaftlichen und kulturellen Aktivitäten außerhalb der Session
- darüber hinaus wurden ähnliche Korrelationen bezüglich des Verkleidens berechnet.

Die Ergebnisse sollen hier kurz vorgestellt werden (vgl. Tabellen 1-6, Seite 61f.): Alle Teilnehmer an der Umfrage wurden gebeten, aus einer Sammlung von 30 Karten mit Adjektiven die sieben zu wählen, die sie am meisten und die sieben, die sie am wenigsten zutreffend fanden, um die eigene Persönlichkeit zu charakterisieren bzw. das Selbstbild zu erstellen. Unter Anwendung der Faktorenanalyse ließen sich einige relevante Dimensionen und zwei grundverschiedene Menschentypen ermitteln.

Auf der einen Seite des Spektrums finden wir den extrovertierten Typ: spontan, munter, heiter, freigebig, diesseitig (auch als gläubiger bzw. religiöser Mensch). Bei diesen Menschen kann man öfter eine „Carpe Diem-Mentalität“ feststellen. Unter anderem kommt diese darin zum Ausdruck, daß der Rheinländer singt: „Denke heute nicht an morgen, lebe nur im Augenblick!“ Am anderen Ende des Spektrums finden wir den introvertierten Typ: verschlossen, überlegend und ruhig, reserviert, immer erst mal sehen

wollend, „wohin der Hase läuft“, auf Nummer sicher gehend. Für viele von diesen Typen ist das „deferred gratification pattern“ charakteristisch, d.h. die Neigung, das richtige Genießen immer wieder aufzuschieben, gegebenenfalls bis ins Jenseits.

Es wird für niemanden eine Überraschung sein, daß die Superkarnevalisten in der Kategorie derjenigen stark überrepräsentiert sind, die ich als extrovertierte Typen bezeichnet habe (Tabelle 1, Seite 61). Ich bin dennoch der Ansicht, daß fast jedermann sich als Fastnachter entpuppen kann und wird, wenn er sich dafür entscheidet, sich einmal nicht völlig der längeren „Inkubationszeit“ – ich meine damit die Zeit, in der man sich langsam „anheizt“ – zu entziehen und sich einmal in die Wogen des Karnevalsfestes zu stürzen, um sich einfach mitreiben zu lassen. Es ist sicherlich gesund, das Leben nicht immer bewußt lenken zu wollen, einmal den „automatischen Piloten“ einzuschalten, auch wenn man nicht immer vorher weiß, wo man „landen“ wird. Der „Karneval-Bazillus“ wird dann fast sicher zuschlagen. Umgekehrt stellte ich fest, daß auch ein richtiger Karnevalist, der aus irgendeinem Grund die „Warmlaufzeit“ verpaßt hat, schwieriger in Schwung kommt. Die arrogante These vieler Karnevalisten, daß sich das richtige Karnevalfeiern nicht lernen lasse, kann ich jedenfalls nicht verteidigen. Es gibt meines Erachtens nicht das schicksalhafte Pech, daß die Wiege außerhalb der Karnevalsregionen stand.

Aufgrund dieser Untersuchung ließ sich nicht nur eine starke Korrelation zwischen diesem extrovertierten/heiteren Typ und der intensiven Karnevalsteilnahme die Rede konstatieren. Eine positive Korrelation ist gleichzeitig – wenn auch weniger stark – mit dem Ausgehverhalten in den anderen 362 Tagen des Jahres festzustellen. Man findet also weniger Vertreter des Fastnacht-feiernden Typs unter den „Stubenhocker“ als unter den „häufig ausgehenden Personen“ (Tabelle 2, Seite 61), denjenigen die an vielen gesellschaftlichen und kulturellen Aktivitäten außer Haus teilnehmen – damit meine ich übrigens nicht die Extremfälle wie „Bummler“ und „Hallodris“. Nachdem ich diese beiden positiven Korrelationen festgestellt habe, kann es wohl nicht anders sein, daß es auch einen Zusammenhang geben muß zwischen dem Ausgehverhalten während der 3 tollen Tage und dem außerhalb der Karnevalszeit: Tabelle 3 (Seite 61) zeigt das ganz klar.

Hier wird deutlich, daß der Superkarnevalist eher ein Gemeinschaftsmensch ist (auch als Einzelgänger im Karnevalszug) und bestimmt kein Typ, der sich während 362 Tagen zurückhält, um dann während der drei „tollen Tage“ einmal tüchtig „auf die Pauke zu hauen“. Im Gegenteil, er weiß das ganze Jahr über das Leben zu genießen. Karneval ist kein Kontrast, vielmehr eine Apotheose. Dies zeigt, daß man mit der Kompensationstheorie nicht weit kommt. Ich habe es einmal –zugegeben überzogen –

so formuliert: Das Bedürfnis an Festen nimmt wahrscheinlich – bis zu einem sehr hohen Sättigungsgrad – zu, je mehr man davon hat. Anders gesagt: Der richtige Appetit entsteht erst beim Essen.

Damit sind ein paar Fragen beantwortet, aber es bleiben noch sehr viele offen. Stimmt es zum Beispiel, wie so oft gesagt wird, daß der Karnevalist mehr ein Gefühlsmensch ist? Muß man tatsächlich annehmen, daß sich bei ihm eine ausgewogenere Balance zwischen den drei wichtigen „H“ im Menschenleben feststellen läßt? An der Spitze eines Dreiecks steht das „H“ von Haupt/Hirn und an der Basis das „H“ von Herz und Hände. Diese drei „H“ stehen für Intellektualität, Emotionalität und Kreativität. Sind diese beim Karnevalisten gleichberechtigter?

Auch kann man sich die Frage stellen: Ist es wahr, daß beim Karnevalisten mehr und öfter von einer gewissen „Verwegenheit der Lebenseinstellung“ die Rede sein kann? Der große niederländische Literat und Karnevalist Anton van Duinkerken – Autor des Buches »Verdediging van Carnaval« von 1928 – bejahte die Frage und klagte über die Niederländer außerhalb der Karnevalsregion, indem er sagte: „Ihnen fehlt eine Untugend, und zwar der Leichtsinn!“

Sind das alles nur Klischees? Fragen, Fragen und nochmal Fragen. Ist es übrigens zu verantworten, so sehr in die Tiefe zu gehen? Friedrich Schmieder hat darüber in einer Betrachtung »Psychologische und psychohygienische Fragen bei der Fasnachtsforschung« folgendes bemerkt: „Man muß (zwar) zugeben, daß derartige Volksbräuche in fast mimosenhafter Empfindlichkeit auf solche Einflußnahme reagieren können. Ihnen tut eine zu starke Erhellung der Hintergründe, eine zu genaue Untersuchung der geistigen Hintergründe gar nicht gut.“ Auch der bereits genannte Anton van Duinkerken hat gleiches über den Karnevalisten gesagt, der sich selbst analysiert.

Meine Schlußfolgerung ist folgende: Unter der „sozialen Oberhaut“, die drei Tage lang wie beim Chamäleon die Farbe wechselt, verbirgt sich nicht jemand, der seine normale Identität verleugnet, sondern vielmehr jemand, der drei Tage lang seine Identität optimiert. Diese Apotheose oder besser noch Metamorphose muß, um erfolgreich sein zu können, kurz und kräftig bleiben; sie darf nicht viel länger dauern als die ursprünglichen drei oder vier Tage. Erstens, weil es sich dabei um „ein Spiel“ handelt, und Spiele wesentlich kürzer dauern, und zweitens, weil auch Feste sich nicht allzusehr verlängern lassen, ohne ihren Geschmack zu verlieren.

3. Die Zukunftsaussichten des Karnevals

Im Jahre 1985 im Rahmen des 13x11jährigen Jubiläums von „Jocus“ hatte ich die Ehre, ein Symposium zu organisieren unter dem Doppeltitel »Die Zukunft des Karnevals – der Karneval der Zukunft«. Ich will darauf jetzt nicht konkreter eingehen, sondern versuchen, den Zukunftschancen dieses Festes, das ich – ich sage das der Objektivität wegen vorweg – sehr liebe, auf den Grund zu gehen. Ich wähle dabei eine Betrachtungsweise, mit der möglicherweise Volkskundler, Ethnologen und Anthropologen nicht vertraut sind, die ich aber in meiner täglichen Arbeit als Leiter des Amtes für Sozialforschung und Stadtplanung in Venlo mit Erfolg eingesetzt habe und die auf englisch „SWOT-analyse“ heißt, die Analyse von Stärken (Strengths) und Schwächen (Weaknesses) und von Chancen (Opportunities) und Risiken (Threats).

Parzellierung des Jahres – 24-Stunden-Ökonomie

Wenn man das heutige Karnevalsfest – zugegeben entgegen heutiger Trends – definiert als ein Frühlings- und Neujahrsfest (Anfang des Jahres mit Frühlingsequinox) und als ein Initiationsritual mit Rollenwechsel und Königen auf Zeit, kann man feststellen, daß man schon vor mehr als 4000 Jahren diese Periode für große religiös-magische Feste und rituelle Bräuche wählte. Immer wieder ist auf diese Jahreszeit für das Organisieren von „Rites de passage“ zurückgegriffen worden. Wichtige Änderungen im Menschenleben wurden kombiniert mit wichtigen Änderungen auf der Zeitachse. Immer wieder wurde eine künstliche Pause, ein „time-out“ der Zeit, inszeniert. Kaum eine andere Periode war so wichtig für die „Parzellierung des Jahres“.

Als ich diesen Beitrag schrieb, erklärte ein Bürgermeister, er sehe keinen Grund mehr dafür, das Rathaus für die Beamten während der Karnevalstage zu schließen. Wenige Tage später folgte bereits das Steueramt für Noord-Limburg. Die wichtige Funktion solcher Feste wie Karneval für die Parzellierung der Zeit – und zwar für die ganze Bevölkerung – wird nicht länger anerkannt. Die sogenannten „Krokusferien“ können diese Rolle sicherlich nicht übernehmen, weil sie keine kollektive Pause bedeuten. Daß übrigens die „Krokusferien“ (Ferientage im Monat März) sowieso für den Karneval kaum Unterstützung bedeuten, brauche ich wohl nicht näher zu erläutern. Ich komme darauf noch zurück. Dazu kommt: In der heutigen Zeit wird sehr oft von der sogenannten 24-Stunden-Ökonomie gesprochen, stärker noch von der 7x24-Stunden-Ökonomie. Die absolute Priorität scheint bei

der Arbeit zu liegen. Eine ernste Bedrohung ist also die 24-Stunden-Wirtschaft.

Karnevalsdemographie: Initiationsfest und Fest der Generationen

Karneval ist unter anderem auch ein Initiationsfest; schon allein deswegen spielen die Jugendlichen eine zentrale Rolle. Karneval ist jedoch ein Fest, das mehr als andere Feste und Freizeitaktivitäten von allen Altersgruppen getragen wird. Karneval konnte also nicht nur gedeihen, als die (laut)starke Baby-Boom-Generation aus der Nachkriegszeit in den 60er Jahren ihre Akzente setzte. Aber Karneval wird auch gedeihen können in einer Zeit, in der die „Karnevals-Senioren“ zahlenmäßig noch viel stärker repräsentiert sind, als das bereits heute schon der Fall ist. Diese Bedeutung verdankt das Fest nicht nur dem Umstand, daß es auf alle Altersgruppen anziehend wirkt, sondern auch weil dabei mehr noch als bei anderen Festen ein „altersgemäßes Durcheinander“ entsteht; oder, um es mit einem Ausdruck aus der Südafrika-Politik zu formulieren, weil dabei weniger als bei anderen Festen von „altersgemäßer Apartheid“ die Rede ist. Die Tatsache, daß die Verkleidung und Maskierung das Alter verhüllen, hat damit nicht wesentlich zu tun. Die Stärke des Karnevals ist es also, daß er weniger als andere Feste durch Änderungen des Altersaufbaus beeinflusst wird. Das ist übrigens nicht in jeder Hinsicht der Fall. So ist zum Beispiel die Tatsache, daß es fast keine Drei-Generationen-Familien mehr gibt, ein Handicap. Wer soll dann z.B. auf die Kinder aufpassen?

Zunehmende Freizeit, Zunahme der Zahl der Kurzferien

In der alten agrarwirtschaftlichen Welt war in dieser Karnevalszeit noch nicht allzu viel los. Die Festperiode war also wirtschaftlich gesehen „logisch geplant“. Heutzutage sind zwei Trends erkennbar: Erstens führt die Flexibilität der Arbeitszeit dazu, daß Betriebe und Büros es sich – wie bereits gesagt – nicht mehr leisten können oder wollen, während der Karnevalstage ihre Türen zu schließen. Ich denke, daß das deswegen eine riskante Entwicklung ist, weil Karneval-Feiern sich meines Erachtens nicht mit Arbeiten kombinieren läßt. Man muß sich wenigstens 3 x 24 Stunden in die Karnevalswagen stürzen. Tagsüber arbeiten und abends „karnevalen“, das funktioniert nicht – und damit meine ich nicht primär die Arbeit nachher. Zweitens kann man feststellen, daß immer mehr Leute es sich leisten können, zwei oder dreimal pro Jahr einen Kurzurlaub zu machen. Das führt dann nicht selten dazu, daß man während der „Krokusferien“ die eigene

Stadt verläßt. Daß manchmal das Karnevalskostüm mitgenommen wird, z.B. für einen karnevalistischen Après-Ski-Abend, ist kaum ein Grund, dies nicht zu bedauern. Im Gegenteil, es ist der Beweis, daß man auch „echte“ Karnevalisten verliert.

Die Ausdehnung der Karnevals-Session; der ununterbrochene Festrhythmus

Ich weiß, daß seit eh und je darüber geklagt wird, daß die Karnevals-Session zu lange dauere und daß die Zahl der Feste im allgemeinen zu groß sei. Man kann dagegenhalten, daß es Zeiten gab, in denen die Zahl der Feste bzw. Festtage, an denen nicht gearbeitet wurde, höher war. Das macht die Sorgen vieler Karnevalisten und anderer nicht kleiner. Innerhalb der Karnevalsperiode kann man nicht feststellen, daß die Zahl der Aktivitäten noch wesentlich zunimmt (Qualität statt Quantität ist die Devise). Überdies kann man im allgemeinen davon ausgehen, daß die Karnevalsveranstaltungen überall fast eine Monopolstellung haben, also nur unter sich konkurrieren. Ob diese Konkurrenz bzw. Rivalität eher qualitätssteigernd und identitätsverstärkend für die jeweiligen Vereine wirkt oder ob eher das Umgekehrte der Fall ist und ob das schließlich schädlich ist für das Image des Karnevals, ist nicht eindeutig zu sagen. Viel hängt davon ab, inwiefern bei den Veranstaltungen/Sitzungen der Akzent auf eigene Leute gelegt wird, oder ob man die Programme überwiegend mit Aktiven, die nicht aus den eigenen Reihen stammen, füllt. Dann nämlich bleibt von „kreativer Rivalität“ nicht allzuviel übrig. Es ist wichtig, daß die großen Veranstaltungen die kleineren nicht verdrängen; denn von dort aus müssen Impulse in Richtung „Viertelvereine“ gehen. Umgekehrt sind die Veranstaltungen und Bühnen der Kleinen häufig die Schulen der heranwachsenden Talente. Ich will es einmal so formulieren: Keine Bundesliga ohne die Zweitligisten. Die Aktiven der kleinen Gesellschaften müssen ihre Stärken ausnutzen. Sie kennen noch ihr Auditorium; sie kennen diejenigen, die sie aufs Korn nehmen, persönlich. Deswegen können sie auch den historischen Funktionen des Karnevals am nächsten kommen. Vielleicht ist hier als Kontrast der Fernseh-Karneval zu nennen, bei dem die Aktiven für ein Publikum von Kiel bis München auftreten. Sie müssen schon Fernseh-Mainzerisch sprechen, um verstanden zu werden, und ihre Programme müssen weitgehend mit nationalen bzw. europäischen Themen und Persönlichkeiten gefüllt werden. Tatsache ist, daß in mancher niederländischen Karnevals-Hochburg Sitzungen fast passé sind, weil nicht jedes Jahr genügend hochkarätige Talente in den eigenen Reihen vorhanden sind. Das hängt auch noch mit einer anderen Entwicklung zusammen, die möglicherweise noch problematischer ist.

Die „Karnevalisierung“ der Feste

Sehr viele Aktive sind allmählich fast „Voll-Profis“ geworden und während des ganzen Jahres aktiv (Büttenredner, Tanzgarden, Karnevalsmusikkapellen usw). Das führt zu einer gewissen „Karnevalisierung“ der Feste außerhalb der Session. Karneval ist nicht mehr länger der große Kontrast zum Rest des Jahres. Nicht selten „proben“ die Aktiven ihre neuen Auftritte bei anderen Veranstaltungen. Die Konsequenz ist: Ein Teil der Sitzungsbesucher hört bei Sitzungen „alte Witze“ und sieht alte „Acts“. Prinzipielle Diskussionen über solche Themen sind nicht sehr sinnvoll. Die Trends lassen sich nur von abnehmenden Besucherzahlen und deren fehlendem Enthusiasmus beeinflussen. Es geht wie immer um eine „weise Dosierung“.

Nationalisierung/Standardisierung des Karnevals

Das bereits angesprochene Thema Fernseh-Karneval bringt mich automatisch zu einem anderen Problem, und zwar zum Phänomen der karnevalistischen Nationalisierung und Standardisierung. Fernseh-Karneval kann, ohne daß jemandem das bewußt will, mehr werden als unvermittelte oder kommentarlose Registrierung lokaler Bräuche bzw. ausgestrahlte Veranstaltungen in Hochburgen. Fernseh-Karneval kann sich zur Norm entwickeln. Das sollte um jeden Preis verhindert werden. Die karnevalistische Vielfalt wäre eher weiter zu vergrößern als zu verkleinern. In der Karnevalslandschaft sollten „viele verschiedene Blumen blühen“. Kreative Leute sollten eventuell auf der Basis fast verlorener lokaler Bräuche versuchen, die „Karnevals-Ökologie“ zu bereichern. Karneval ist das Fest des Lokalstolzes, oder es verdient den Namen Volksfest nicht länger. Wie ich bereits sagte, verlangt das – positiv gesehen – eigene Kreativität, und bedeutet das – negativ gesehen –, daß auch im Karneval „Plagiat“ verpönt sein muß. Auch für bestimmte Formen von Karneval sollte ein lokales „kulturelles Patentrecht“ gelten.

Ich habe übrigens den Eindruck, daß die Verantwortlichen sich dessen nicht nur bewußt sind, sondern ganz genau wissen, wo die Chancen liegen. Nur dann, wenn der eigene Karnevalsklan bzw. die eigene Karnevalsklique sich voll und ganz mit dem Geschehen identifiziert und sich die Schuhmacherweisheit „small is beautiful“ zu eigen macht, besteht die Chance, daß das Fest auch andere anspricht.

Das Problem der „Nationalisierung“ möchte ich noch einmal kurz aus einer anderen Perspektive ansprechen, und zwar der des Karnevalsschlagers. Der „echte Karnevalsschlager“ kann meines Erachtens nur ein

Produkt sein, in dem Lokalstolz enthalten ist. Die Intention sollte wenigstens sein, in Mundart das Loblied der eigenen Heimat/der Stadt, des eigenen Karnevals zu singen. Zeitweilig sind Chauvinismus und Patriotismus eine gefragte Ware. Plötzlich wird klar, daß der „Territorialtrieb“, wie Anthropologen es formulierten, einer der stärksten menschlichen Triebe ist. Unsere großen Rundfunk- und Fernsehanstalten in den Niederlanden haben ihren Sitz in Hilversum. Ich habe dort bei einem Interview einmal gesagt: „Ich habe nichts dagegen, wenn man in Hilversum Karnevals-Schlager macht. Es gibt aber kaum einen Grund, diese Schlager durch Rundfunk und Fernsehen der ganzen Nation aufzuzwingen.“ Karneval ist ein Ventil der Kreativität für sehr viele Textdichter und Komponisten. Diese Kreativität darf nicht von „instant-songs“, schnellen Produkten, die ohne „plugging“ keine Chance hätten, gebremst werden. Wir brauchen lokale Volkslieder, keine „Nationalhymnen für eine Session“. Die Schallplattenindustrien sind leider längst nicht alle dieser Ansicht. Ich erkenne allerdings an, daß manche kleinen, neuen Vereine nicht immer ohne diese sogenannten National-schlager auskommen.

Kommerzialisierung

Überall kann man lesen, daß die Kommerzialisierung die größte Bedrohung für den Karneval sei. Lassen Sie mich dazu folgendes sagen: Ohne Kommerzialisierung gäbe es dieses Fest schon lange nicht mehr. Wer sich mit der Geschichte des Karnevals befaßt, wird bemerken, daß von Anfang an der Kommerz eine Rolle spielte. Kürzlich stellte ich beim Schreiben der Jubiläumsschrift von „Jocus“ in Venlo fest, daß schon im Gründungsjahr 1842 Schiffe von Rotterdam mit „Karnevalstouristen“ nach Venlo fuhren. Die Zeitungen enthielten auch damals bereits Annoncen. Während der Wirtschaftskrise in den 30er Jahren wurde der Karneval angekurbelt, weil die Kassen dadurch mit Gulden und auch vielen Markstücken gefüllt wurden. Ähnliches kann man in allen Karnevalsmonographien von Köln, Mainz, Münster, Düsseldorf, Koblenz usw. lesen. Auch hier handelt es sich wieder nicht um eine Prinzipien-, sondern um eine Dosierungsfrage und zugleich um eine „Akzentuierungsfrage“ (Laßt die linke Hand – das Publikum – nicht wissen was die Rechte – der Sponsor – tut.). Kommerzialisierung als zurückhaltende Unterstützung ist heutzutage aber schwierig. Sponsoren wollen oft (noch) namentlich erwähnt werden.

Inzwischen haben bereits viele Organisatoren und Werbeleute dazugelernt. Sie wissen, daß Überdosierung „overkill“ bedeutet. Ein Zug z.B. mit zu auffälliger Werbung wirkt kontraproduktiv. Und so dumm, den Prinzen

so auszustatten, als wäre er ein „Sandwich-Man“, ist bis jetzt meines Wissens noch niemand gewesen. Das wird gerne den Fußballspielern überlassen. Ich meine sagen zu können, daß Firmen und Sponsoren sehr oft auch aus Liebe zum Karneval in ihrer Stadt bereit sind, Unterstützung zu bieten. Diese Haltung wird sicherlich Bestand haben, wenn sie die Gewißheit haben, daß das Fest von allen Schichten der Bevölkerung getragen wird.

Fremdenverkehrswerbung

Zwischen Karneval und Fremdenverkehr besteht oft ein Haß-Liebe-Verhältnis. In den Niederlanden verhalten sich die Fremdenverkehrsbüros in den Hochburgen im Einverständnis mit den Karnevalsorganisationen relativ zurückhaltend. Fremdenverkehrsbüros in anderen Teilen des Landes werben um potentielle Karnevalsflüchtlinge. In Flandern ist die Lage anders. Da zeigen sich Fremdenverkehrsbüros ziemlich aktiv. Sie sind teilweise auch dafür mitverantwortlich, daß, wie ich bereits erwähnte, Züge vom Dreikönigstag bis Ostern stattfinden.

Nicht selten kann man feststellen, daß dem Fest ein Übermaß an Touristen nicht guttut, vor allem, wenn sie den lokalen Dialekt nicht sprechen oder – schlimmer noch – nicht verstehen. Im wesentlichen ist Karneval das Fest des gesteigerten „Clan“-gefühls. Touristen, die zu dominant anwesend sind, stören dieses Gefühl. Sie werden als Fremdkörper erfahren, weil angenommen wird, daß sie die typische Karnevalskultur und die Karnevalsnormen nicht verstehen. Eins ist klar, auch für Karneval gilt: Gäste haben ist gut! Aber der richtige Gast weiß, daß Karneval in erster Linie das Fest ist, das sich die Bevölkerung einer Stadt oder eines Dorfes selbst anbietet, wie Goethe schon sagte: „...Karneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst gibt.“ Noch stärker als in vielen anderen Fällen gilt hier: Übermaß schadet!

Fortschreitende Verstädterung/Anonymisierung

Ein Faktor, der sicherlich negative Auswirkungen auf die Intensität des Karnevalfeierns hat, ist die steigende Isolierung und Anonymisierung der Menschen. Immer weniger Menschen kennen sich. Ein Grund dafür ist die hohe Mobilität. Zu häufig ziehen viele in andere Stadtteile oder Städte um, gleichen Nomaden. Das ist ein großer Nachteil für den Karneval; denn es ist nicht lustig, sich für Unbekannte zu verkleiden und maskieren. Hinzu kommt, daß die neuen Stadtviertel meist leider kaum für solche Volksfeste geeignet sind. Der Kölner Historiker Max Leo Schwering hat einmal vorge-

schlagen, ein Dorfmilieu in der Stadtlandschaft zu kreieren, und der ebenfalls aus Köln stammende Architekturprofessor Hilgers definierte in einem Vortrag über Fastnacht und Urbanität urbanes Leben als „pulsierendes stadtprägendes Leben vom Tage bis in die Nacht“. Er schrieb: „Wir brauchen keine Traditionsinseln sondern Quartiere, die wie die historische Stadt durch soziale urbane Harmonie geprägt sind.“ Er hoffe, daß die städtischen Karnevalsvereine einen wesentlichen Beitrag zur Revitalisierung der Stadt liefern. Prof. Hilgers bezweifelt übrigens, daß die Städteplaner immer das richtige Gefühl dafür haben, was zu tun ist. „Dem Narren,“ sagte er, „geht es wie dem stillen Zecher: Wenn er einmal in Fahrt ist, vergißt er Zeit und Raum. Ob er aber in Fahrt kommt, hängt in hohem Maße von der Atmosphäre des Raumes ab.“ Ich bin mit Hilgers der Ansicht, daß heutzutage viele neue Stadtviertel für den Karneval kaum geeignet und daß dort die Möglichkeiten sehr begrenzt sind, einen eigenen Karneval zu feiern. Die moderne Planung hat nur unzureichend verstanden, daß ein optimales Viertel ein Viertel ist, in dem man gute Feste feiern kann – auch ein Fest wie Karneval. Es gibt zu wenig Lokale, als daß ein Straßenkarneval entstehen könnte. Auf der anderen Seite werden die alten Stadtzentren allmählich zu klein für die wachsenden Städte, und die „Lokaldichte“ erreicht dort einen sehr hohen Grad. Manche Lokale verkaufen Eintrittskarten und versuchen, mit „Karnevals-Münzen“ Stammkunden zu binden. Auf den Straßenkarneval hat das keine positive Auswirkung.

Vergrößerung der Städte/Eingemeindungen

In den Niederlanden wurden und werden zahlreiche Gemeinden zusammengefügt. In den zwei ausgesprochenen Karnevalsprovinzen Brabant und Limburg ging die Zahl der Gemeinden um die Hälfte zurück. Das kann für den Karneval nachhaltige Konsequenzen haben. Wie werden die neuen Zentralbehörden damit umgehen? Bleibt alles beim Alten? Bekommt nur ein Prinz den Stadtschlüssel? Ich vermute, daß stark organisierte Vereine genügend Kraft haben, sich auch unter dem größeren Dach dauerhaft zu profilieren. Kleine und schwächere Vereine werden das als Identitätsverlust erfahren. Vielleicht können wir von den deutschen Städten lernen. Ich weiß, daß Köln bei der Gründung des organisierten Karnevals im Jahr 1823 noch keine 60.000 Einwohner zählte. Die Einwohnerzahl im Stadtgebiet von damals hat sich ‘nur’ verdoppelt. Aber inzwischen zählt die Stadt dank der vielen Eingemeindungen fast eine Million Einwohner. Die vergleichbaren Zahlen für Mainz sind 35.000, 80.000 und fast 200.000. Ist der Stadtviertel-Karneval die Lösung und die Geheimwaffe, um karnevalistischen Identi-

tätsverlust zu verhindern? Persönlich bin ich ebenso wie Schwing der Ansicht, daß ein erfolgreicher Karneval Dorfmilieu in der Stadt voraussetzt.

Kultureller Pluralismus

Viele Städte haben in der heutigen Zeit aufgrund der hohen Mobilität einen immer kleiner werdenden Teil der Bevölkerung, der in der Stadt geboren und/oder aufgewachsen ist. Das ist für Karneval schon deswegen ein „Handicap“, weil aus mehreren Untersuchungen hervorgeht, daß diese Bevölkerungsgruppe unter den echten Karnevalisten stark vertreten ist. Dazu kommt, daß die Teilnehmer die Kulisse der Bekannten brauchen. Noch problematischer wird es, wenn von Jahr zu Jahr die Zahl derjenigen, die aus völlig anderen Kulturkreisen stammen, zunimmt. Ich denke z.B. an diejenigen, die aus unseren ehemaligen Kolonien kommen und an die Moslems. Die ehemaligen Bewohner aus der Karibik feiern inzwischen bei uns einen „Antillianischen Sommerkarneval“, den einzigen Sommerkarneval, für den ich Verständnis aufbringen kann. Schwieriger ist es für die Moslems, nicht weil viele von ihnen den Ramadan sehr ernst nehmen, sondern vielmehr weil sich diese Fastenperiode immer wieder verschiebt. Zweierlei wäre zu tun: einmal zu versuchen, den Betreffenden klarzumachen, was die historischen Hintergründe und die aktuelle soziologische Bedeutung dieses Volksfestes sind, und zum anderen, aktiv zu versuchen, sie in irgendeiner Weise dafür zu begeistern. Denn ich erinnere daran: „Volksfest“ bedeutet: Wenn sich schon nicht alle beteiligen, dann doch wenigstens sehr viele. Übrigens hat gerade das Volksfest Karneval gezeigt, daß es über ein hohes integratives Potential verfügt.

Karneval – Organisation oder Überorganisation

Ein immer wieder angesprochenes Thema ist das Ausmaß bzw. das Mindestmaß der Organisation. Für einige ist Karneval fast – wenn auch legale – Anarchie. Das Chaos ist die höchste Devise. Im Jahre des Golfkrieges entstand in verschiedenen Städten eine Art Alternativkarneval, bei dem die Karnevalsmanager, die „Karnevalsbobo's“, wie wir in den Niederlanden sagen, kaum eine Rolle spielten. Karneval, so schrieb der Journalist Georg Schmidt, sollte eine Art „Naturereignis“ sein und bleiben. Er klagt in seinem Buch »Karneval trotz Krieg«, daß – und ich zitiere das der Übertreibung wegen nicht mit Zustimmung – die „Frohsinn-Ideologen und Frohsinn-Verwalter“ zu sehr versucht haben, das Fest zu zähmen, wodurch es seinen wesentlichen, seinen chaotischen Charakter und viel von seiner Dy-

namik verloren habe. Auch Werner Mezger zögert und schreibt in »Wenn die Narren Trauer tragen«: „Die plötzliche Erkenntnis, daß die von Ihnen ‘gepflegten’ Bräuche in Wahrheit überhaupt keine Pflegefälle sind, sondern sich höchst lebendig und nötigenfalls unbewußt selbst behaupten können, machte offenbar vielen Funktionären Angst.“ Als Erklärung dafür bemerkt er folgendes: „Es ging – zumindest unbewußt – um einen drohenden Autoritätsverlust der bisher nie in Frage gestellten, unangefochten agierenden und straff durchorganisierten Verwaltungsinstanzen des süd-west-deutschen Fastnachtsbrauchtums.“ Ich bin der Ansicht, daß das gleiche für viele andere Fastnachtsregionen gilt, auch für die Niederlande und Belgien.

Eines ist sicher: Ohne Organisation geht es nicht. Das „Spiel“ funktioniert übrigens am Besten, wenn es so aussieht, als gäbe es die Organisatoren nicht. Vor allem im Straßenkarneval sollte man möglichst „Unorganisation“ bzw. Chaos vortäuschen .

„Vereinstourismus“

Werner Mezger erwähnt in seinem genannten Buch eine andere bedrohliche Entwicklung für die Fastnachts-Narretei. Er ist der Ansicht, daß diese in normalen Jahren bisweilen zu degenerieren droht, und zwar zu einem immer hektischer werdenden gegenseitigen Besuchsprogramm sogenannter „Hästräger“, die sich vor wechselndem Publikum Wochenende für Wochenende an anderen Orten wiedersehen. Er schreibt weiter, „[...] daß derlei folkloristischer Unsinn durch die besonderen Umstände des Jahres 1991 eine Zwangspause verordnet bekam, war im Interesse sinnvoller Brauchtumpflege nicht einmal schlecht.“ Werner Mezger hatte das gleiche in sehr humorvollen Worten bereits im Jahre 1985 während des Symposiums »Die Zukunft des Karnevals – der Karneval der Zukunft« in Venlo gesagt.

Ich jedenfalls bin mit dieser These völlig einverstanden und sehe zu meinem Bedauern solche Mißentwicklungen auch in den Niederlanden und in Belgien. Damit ist natürlich nicht gemeint, daß Vereine aus kleinen Ortschaften, Vereine in der Gründerphase oder Vereine in neuen Karnevalsregionen sich nicht ein wenig gegenseitig unterstützen können, um ihren Aktivitäten etwas mehr „Volumen“ zu geben; vor allem nicht, wenn damit versucht wird, die „Eigenleistung“ zu stimulieren. Ich huldige übrigens auch deswegen dem Adagium „Man soll die Feste feiern, wie sie fallen“, weil dadurch der Tourismus der Karnevalsgesellschaften gebremst wird.

Schlußwort

Noch viele andere Faktoren könnten analysiert werden, wie z.B. die Effekte der Säkularisation und das damit zusammenhängende fast völlige Wegfallen der Fastenperiode. Auch kann man sich die Frage stellen, ob Karneval bei größerem materiellen Wohlstand oder in wirtschaftlich schwereren Zeiten besser gedeiht. In dieser Beziehung bin ich unsicher. Die Geschichte lehrt, daß Krisenzeiten öfter neue Impulse auslösten und zu einer weniger kostspieligen „Reprimitivierung“ führten.

Als Zusammenfassung der „SWOT-Analyse“ möchte ich feststellen, daß Karneval ein Fest von größter Elastizität und regional unterschiedlicher Vitalität ist. Es hat stärkste Widerstände überlebt. Seine größte Bedrohung liegt heutzutage paradoxerweise darin, daß es fast keine Feinde bzw. Gegner mehr kennt, sondern leider stattdessen eine zunehmende Zahl an Passivisten und Uninteressierten, denen es gleichgültig ist, ob man das Fest feiert oder nicht.

Immer wieder hat sich das Fest wie ein Chamäleon den politischen und religiösen Bedingungen angepaßt. Seine Stärke ist, daß es, wie der Volkskundler Arthur Fahne bereits im Jahre 1854 schrieb, „Korrelat der Zeit ist“ – und ich füge hinzu, sein und bleiben muß. Wie paradox es auch klingt: Traditionen ändern sich, müssen sich ändern. Sie müssen sich zeitgemäß weiterentwickeln, sonst verwandeln sie sich in tote Museumsstücke. Volksbräuche „brauchen“, „gebrauchen“ und „verbrauchen“ wir. Wir müssen dafür sorgen, daß sie uns erhalten bleiben, denn sie prägen die regionale Identität, die wir im „großen Europa der Zukunft“ so sehr benötigen.

Quellen- und Literatúrauswahl

DUINKERKEN, A. v.: *Verdediging van Carnaval*, Utrecht 1928.

FAHNE, A.: *Der Karneval mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen*, Köln/Bonn 1854.

FRANSEN, Th.: *Ventilsitten*, Nijmegen 1956.

DERS.: *Carnaval, een poging tot een ethisch positieve beoordeling*, Nijmegen 1960.

DERS.: *Carnaval in Limburg, een sociologische benadering*, Nijmegen 1960.

DERS.: *Sociologische notities over carnaval*. In: *Neerlands Volksleven* 21,3 (1971), S. 171-184.

DERS.: *Karneval, Spiegel der Gesellschaft*. In: *Schrift der internationalen Grenzlandbegegnung* (1976), S. 20-24.

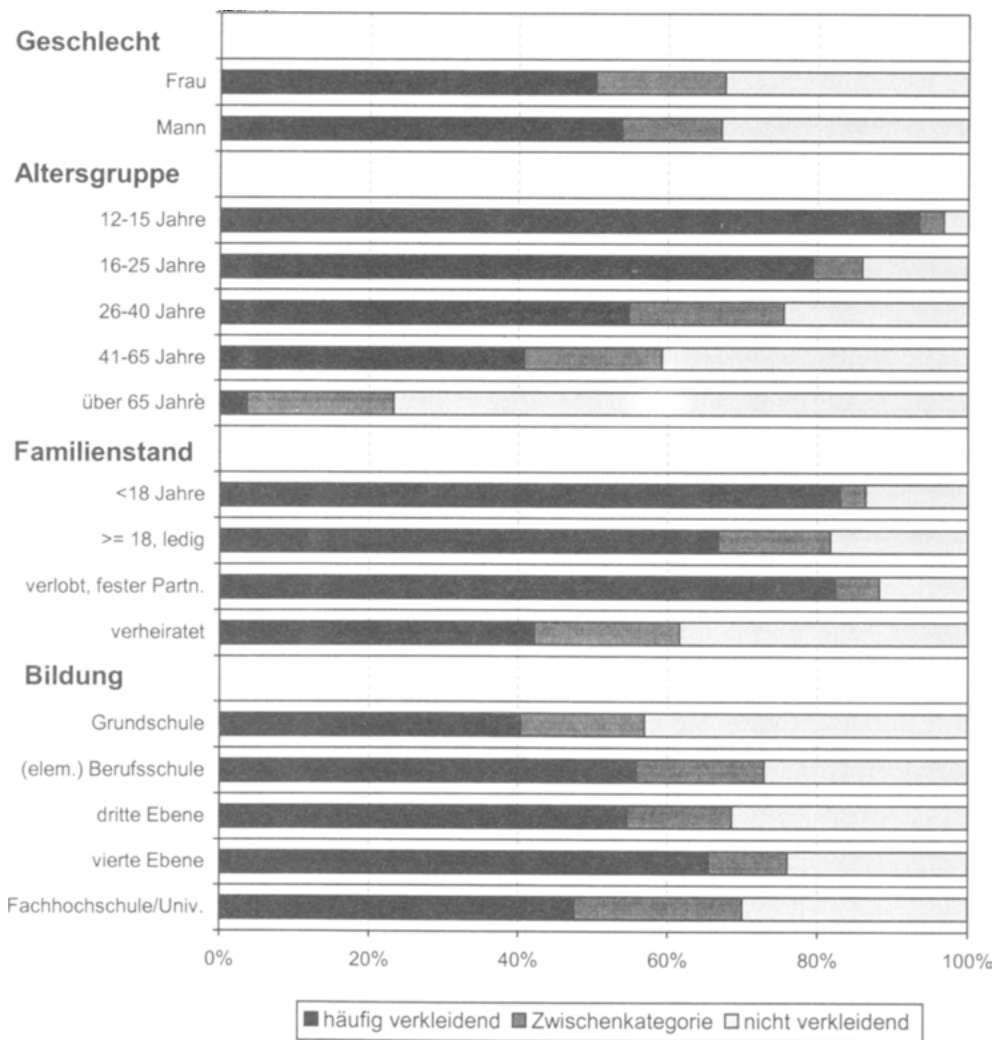
- DERS.: Das Profil des Karnevalisten. In: *Fastnachtsforschung* (1978), S. 73-82.
- DERS.: Karneval in einer niederländischen Kleinstadt. In: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 23 (1978), S. 149-175.
- DERS.: Carnaval: van 2000 voor Christus tot 2000 na Christus en Carnaval beziën door een sociaal wetenschappelijke bril. In: *Carnaval niet van gisteren...!* (1981), S. 1-19 und 66-83.
- DERS.: *Carnaval Ontmaskerd? Maasbree* 1981.
- DERS.: *Le carnavaliste est-il autre?* In: UNESCO (Hrsg.): *Le Carnaval, La Fête et la communication*, Nice 1985. S. 335-342.
- DERS.: *Alaaf, Carnaval in Nederland en België, Utrecht* 1984.
- DERS.: *Toekomst van de Carnaval, Carnaval van de toekomst.* In: *Volkscultuur* 1 (1986), S. 6-13.
- DERS.: *Carnaval en religie.* In: *Groniek* 98 (1987), S. 103-124.
- DERS.: *Carnival as „chameleonic experience“ and temporary change of social skin.* Vortrag in Venedig 1994. Conference: *Mask. Masquerade an Carnival.*
- DERS.: *Carnaval – een kameleontische ervaring.* In: *Volkscultuur an Rhein und Maas* 2 (1994), S. 25-39.
- DERS.: *Karneval zwischen Maas und Rhein.* In: Kuck, W. (Hrsg.): *Karneval im Düren-Zülpicher Land, Düren* 1996, S. 26-32.
- GHJSENS, J.: *Aalst, Karnaval, Tielt* 1975.
- HUYNEN, J.: *La mascarade sacrée, Brüssel* 1979.
- KOHLER, E.: *Martin Luther und der Festbrauch, Köln* 1959.
- KUCK, W.: *Karneval im Düren-Zülpicher Land, Düren* 1996.
- LA BARTHE, H.: *Het grote feestenboek. Folklore in België, Zaventem* 1980.
- MEZGER, W. u.a.: *Wenn die Narren Trauer tragen, Ostfildern* 1991.
- PLEY, H.: *Het gilde van de Blauwe Schuit, Amsterdam* 1979.
- ROOYAKKERS, G.: *Rituele repertoires, Nijmegen* 1994.
- SCHMIDT, G.: *Karneval trotz Krieg, Köln* 1991.
- SCHMIEDER, F.: *Psychologische und psychohygienische Fragen bei der Fastnachtsforschung.* In: BAUSINGER, H. (Hrsg.) u. a.: *Fastnacht. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung, Tübingen* 1964. (= *Volksleben*, 6), S. 99-106.
- TER GOUW, J.: *Volksvermaken, o.O. o.J.*
- VARAGNAC A.: *Civilisation traditionnelle et genres de vie, Paris* 1948.

WIJCK, T.v: Alaaf, Carneval in Belgisch Limburg, Maas-Eick 1970.

(Von zahlreichen lokalen Karnevals-(Jubiläums-) Schriften ist dankbar Gebrauch gemacht worden.)

Diagramm 1

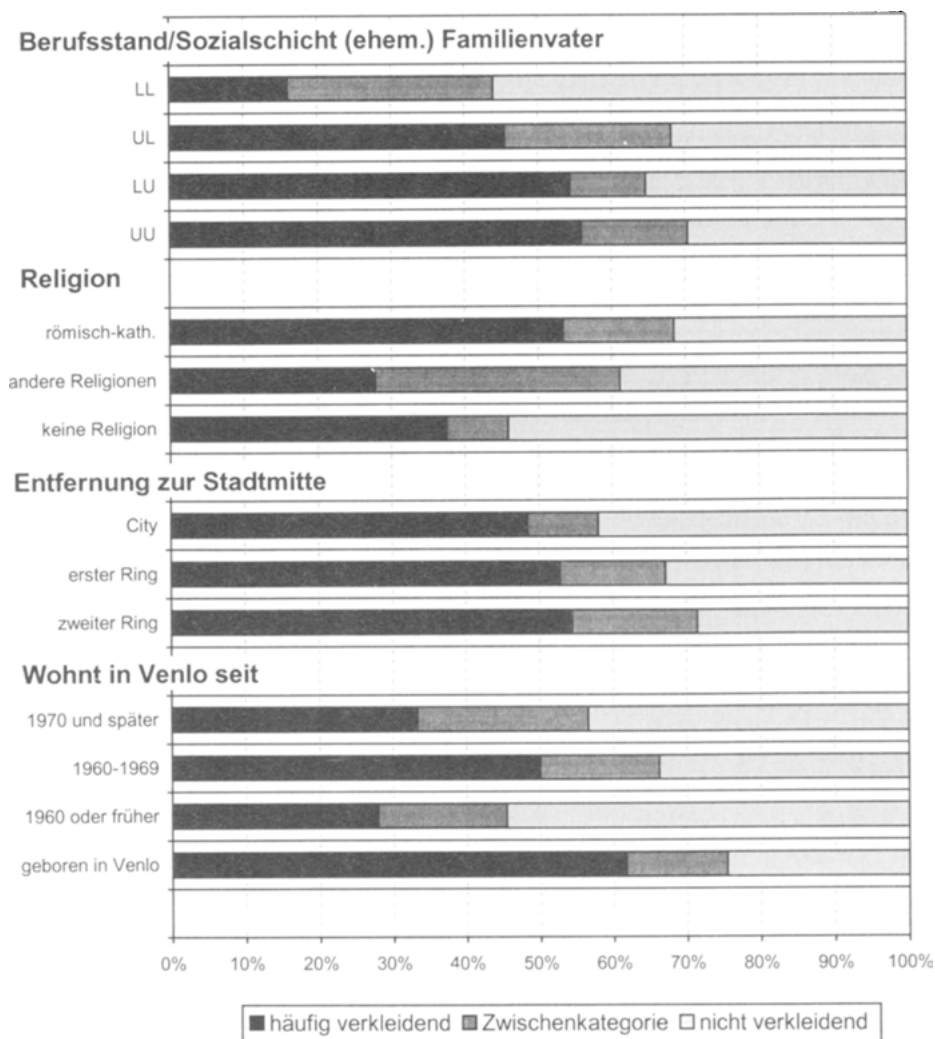
Die Karnevalspartizipation (in 5 aufeinanderfolgenden Jahren)



Open Access Download von BiblioScout am 05.04.2023 um 00:23 Uhr

Diagramm 2

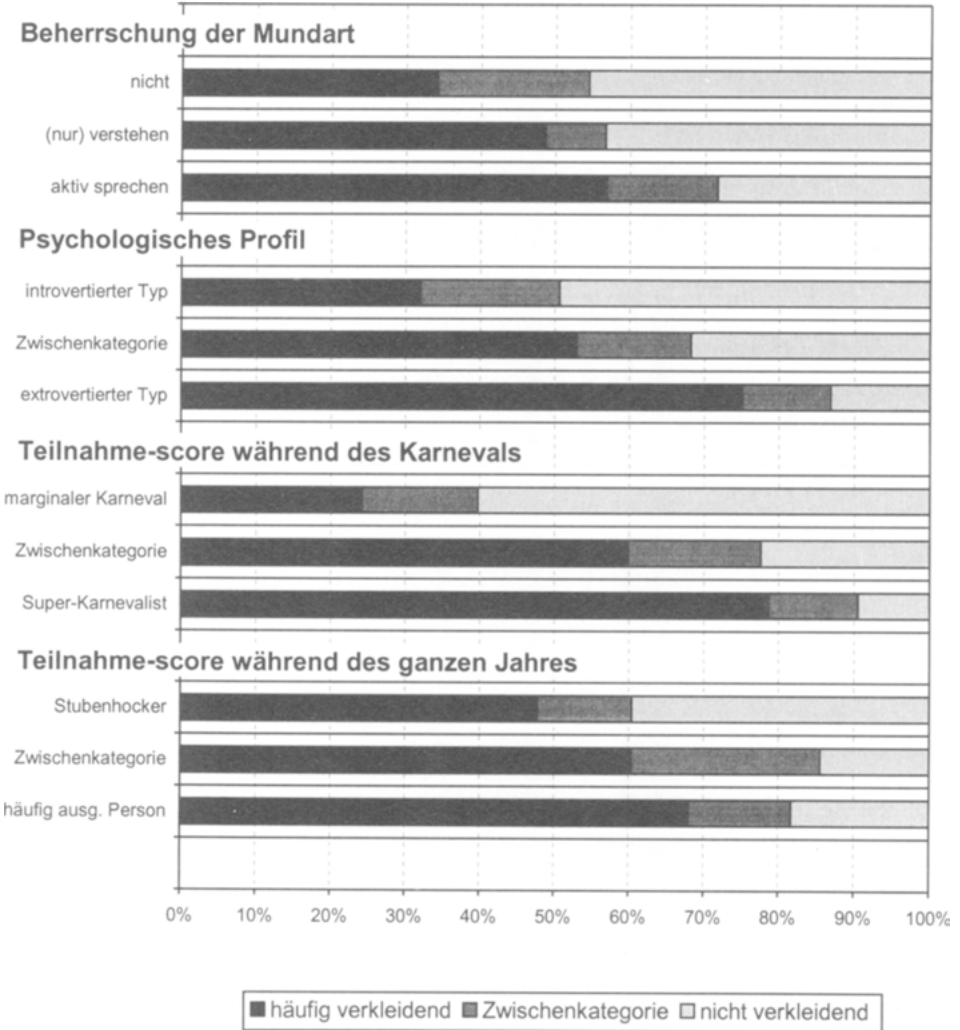
Die Karnevalspartizipation (in 5 aufeinanderfolgenden Jahren)



Open Access Download von BiblioScout am 05.04.2023 um 00:23 Uhr

Diagramm 3

Die Karnevalspartizipation (in 5 aufeinanderfolgenden Jahren)



Open Access Download von BiblioScout am 05.04.2023 um 00:23 Uhr

Tabelle 1: Teilnahme während des Karnevals und psychologisches Profil

	introvertierter Typ	Zwischen-kategorie	extrovertierter Typ	Total
marginaler Karnevalist	27,7	66,1	6,2	100,0
	52,7	34,3	15,9	35,2
Zwischenkategorie	16,7	65,7	17,7	100,0
	35,5	38,1	50,7	39,4
Super-Karnevalist	8,6	73,4	18,0	100,0
	11,8	27,6	33,3	25,4
Total	18,5	67,8	13,7	100,0
	100,0	100,0	100,0	100,0

Tabelle 2: Teilnahme-score während des ganzen Jahres und psychologisches Profil

	introvertierter Typ	Zwischen-kategorie	extrovertierter Typ	Total
Stubenhocker	14,4	72,7	12,9	100,0
	47,3	44,2	37,4	43,6
Zwischenkategorie	13,1	70,5	16,3	100,0
	37,6	37,4	41,0	37,9
häufig ausgehende Person	10,9	71,5	17,6	100,0
	15,1	18,4	21,6	18,5
Total	13,3	71,6	15,1	100,0
	100,0	100,0	100,0	100,0

Tabelle 3: Teilnahme-score während des ganzen Jahres und Teilnahme-score während des Karnevals

	marginaler Karnevalist	Zwischen-kategorie	Superkarnevalist	Total
Stubenhocker	39,2	41,6	19,2	100,0
	53,2	43,3	32,2	43,6
Zwischenkategorie	29,1	41,9	29,0	100,0
	34,4	37,9	42,3	37,9
häufig ausgehende Person	21,4	42,6	36,0	100,0
	12,3	18,8	25,5	18,5
Total	32,1	41,9	26,0	100,0
	100,0	100,0	100,0	100,0

Tabelle 4: Psychologisches Profil und die Frequenz des sich Verkleidens

	n.v.P.	Zwischen- kategorie	h.v.P.	Total
introvertierter Typ	49,5	18,7	31,9	100,0
	28,1	22,4	11,3	18,5
Zwischenkategorie	31,8	15,3	52,9	100,0
	66,3	67,1	68,8	67,7
extrovertierter Typ	13,2	11,8	75,0	100,0
	5,6	10,5	19,9	13,8
Total	32,5	15,4	52,0	100,0
	100,0	100,0	100,0	100,0

Tabelle 5: Teilnahme-score während des Karnevals und die Frequenz des sich Verkleidens

	n.v.P.	Zwischen- kategorie	h.v.P.	Total
marginaler Karnevalist	60,3	15,5	24,1	100,0
	65,6	35,5	16,4	35,4
Zwischenkategorie	22,4	17,7	59,9	100,0
	26,9	44,7	44,9	39,0
Super-Karnevalist	9,5	11,9	78,6	100,0
	7,5	19,7	38,7	25,6
Total	32,5	15,4	52,0	100,0
	100,0	100,0	100,0	100,0

Tabelle 6: Teilnahme-score während des ganzen Jahres und die Frequenz des sich Verkleidens

	n.v.P.	Zwischen- kategorie	h.v.P.	Total
Stubenhocker	39,6	12,7	47,7	100,0
	66,3	31,7	37,2	43,8
Zwischenkategorie	14,5	25,2	60,3	100,0
	20,9	54,0	40,6	37,8
häufig ausgehende Person	18,3	13,7	68,0	100,0
	12,8	14,3	22,2	18,4
Total	26,2	17,6	56,2	100,0
	100,0	100,0	100,0	100,0

n.v.P. = sich nicht verkleidende Person

h.v.P. = sich häufig verkleidende Person

Herbert Schwedt

Der Prinz, der Rhein, der Karneval

Wege der bürgerlichen Fastnacht

„Lebensstellungen sind Scheidewände zwischen den Menschen. Wer sie einreißt, macht Revolutionen oder feiert Karneval.“(Gleichen-Rußwurm 1922, S. 31). Das meinte vor recht genau 75 Jahren der Schriftsteller und Kulturhistoriker Alexander von Gleichen-Rußwurm in seinem Büchlein über den Karneval. Wir werden sehen, ob er mit seinen doch recht gewichtigen Sätzen recht hatte. Zweifel könnte man schon hegen – ein profunder Kenner der Mainzer Fastnacht unterrichtete mich vor vielen Jahren darüber, daß es hierorts für Ärzte und Chefärzte durchaus unterschiedliche Karnevalsvereine gebe. Daraus ergibt sich eine Fragestellung, die man eine soziologische nennen könnte. Es gibt aber auch andere: historische vor allem, denn die Herkunft des Festes hat mancherlei gelehrte Phantasien mächtig angeregt; geographische, denn die Lagerung des Karnevals und seiner Bräuche im Raum ist alles andere als zufällig; und volkskundliche, denn ein derartig bedeutsames Geschehen hat nicht nur je eigene Formen, sondern auch Funktionen.

Womit beginnen? Vielleicht am besten mit einem Wort zu dem, was nicht besprochen werden soll. Dazu gehört in erster Linie die Ursprungsfrage. Ob die römischen Saturnalien Pate gestanden haben oder die alten Germanen mit einem Toten- oder sonstigen Kult, das muß nicht interessieren, zumal allfällige Spekulationen ohnehin historischer Seriosität entbehren. Außerdem sind sich solide Fastnachtsforscher längst einig, daß es sich um ein christliches Vorfastenfest handelt, das in Deutschland frühestens im 13. Jahrhundert zu belegen ist – Punktum. Was auch sonst? Das Leben war karg für die meisten Menschen in alten Zeiten und es wurde gewiß nicht erleichtert durch Fastenregeln von einer Strenge, die wir uns kaum noch vorstellen können. Also war die Fastnacht Gelegenheit zum letzten Feiern vor den stillen Zeiten, und Feiern hieß vor allem Essen, Trinken, Tanzen. In welchem Maße gegessen und getrunken wurde – auch das entzieht sich unserer Vorstellungskraft. Wenn in einer Tischzucht aus dem 13. Jahrhundert von Menschen die Rede ist, die sich zu Tode tafeln, dann muß man das nicht vorschnell als Übertreibung abtun. (Mezger 1991, S. 16)

Was heißt, was bedeutet das? Wir werden wohl folgern müssen, daß in jenen Zeiten Feste als temporäre Gegenwelten aufgefaßt und gestaltet wurden. Wenn jedes Unwetter, das die Ernte vernichtete, die physische Existenz bedrohte, wenn Angst ein perennierendes Lebensgefühl war, dann mußten Feste, so sie denn möglich waren, radikale Ausbrüche sein.

Wir werden dieses Prinzip, das der Gegenwelt, im folgenden tunlichst nicht vergessen. Andererseits sollten wir uns davor hüten, in ein allgemeines festtheoretisches Geraune zu verfallen – davon gibt es schon genug. Es geht um den Karneval am Rhein, und zu dem läßt sich Handfestes sagen. Ganz besonders deshalb, weil es nicht um Urtümliches gehen soll, sondern um Entwicklungen, die noch keine 200 Jahre zurückliegen: gemeint ist die Entstehung und Verbreitung des bürgerlichen Karnevals.

Sein Geburtsort ist Köln. Dort erblickte der Prinz – damals noch: „der Held“ – im Jahre 1823 das Licht der rheinischen Welt. Einige Männer hatten die Idee, das närrische Straßentreiben, welches sie wohl als ein wenig zügellos empfanden, durch einen wohlgeordneten Umzug mit einem jährlich wechselnden Motto zu ersetzen. Dieser lief 1823 erstmals durch die Stadt und hatte ganze 15 Zugnummern; dazu kam, wie eben erwähnt, „Held Carneval“.

Das mußte organisiert werden; also entstanden ein festordnendes Komitee sowie ein kleiner und großer Rat. Die Räte tagten zur Fastnachtszeit in allwöchentlichen Generalversammlungen, die ab 1833 Komiteesitzungen genannt wurden und bald zu den Karnevalssitzungen wurden, wie wir sie heute noch kennen. Das und die folgenden Entwicklungen ist in material-schweren Büchern gut dargestellt worden, die hier nicht zu referieren sind. (Klersch 1961) Einige Stichworte müssen dennoch genannt werden, weil sie für unsere weiteren Überlegungen wichtig sind.

Zum politischen Hintergrund: Köln hatte sich nach dem Wiener Kongreß als preußische Stadt wiedergefunden, gewiß nicht unter dem Jubel seiner Bürger. Fundamentale Hoffnungen, etwa die auf ein geeintes Deutschland, waren enttäuscht. Der einstige Glanz der Stadt war dahin. Ihre bürgerlichen Eliten sahen sich nicht gerade durch politisches Gewicht ausgezeichnet. Das Oberpräsidium der preußischen Rheinprovinz kam 1822 nach Koblenz, und im benachbarten Bonn wurde die preußische Rheinuniversität gegründet. In dieser ungunstigen Lage taten die Kölner zweierlei: Sie begannen mit den Planungen zur Vollendung ihres Domes und stifteten den modernen Karneval. Diesen empfanden sie als vaterstädtisch und statteten ihn mit durchaus nostalgischen, besser: romantischen, Zügen aus. Die kölnischen Funken waren keinesfalls, wie später gelegentlich gemeint, eine Parodie auf das preußische Militär, sondern ein Rückgriff auf vergangene reichsstädtische Stadtsoldatenherrlichkeit. „Laßt uns das Alte achten“, hieß es in einer

Hymne von Christian Samuel Schier, Hofpoet des Helden. (Klersch 1961, S. 86)

Die Kölner hätten das getan? Da muß man ein wenig genauer werden. Die Initiatoren stammten keineswegs aus allen möglichen Bevölkerungsschichten, sondern aus den besten, nämlich den geistigen und wirtschaftlichen Oberschichten, zumal dem vornehmen, literarisch gebildeten Herrenclub der „Olympischen Gesellschaft“, deren Mittelpunkt Ferdinand Franz Wallraf war. Wallraf war Kunstsammler, zeitweilig Rektor der Universität und erhielt später den Ehrentitel „Erzbürger Kölns“. Der gleichen Schicht gehörte Heinrich von Wittgenstein an, Jurist, hoher Beamter und „Erster Sprecher“ des festordnenden Komitees. Ähnlichen Konstellationen werden wir später in anderen Städten begegnen.

Letztes Stichwort zum reformierten Kölner Karneval: Er erwies sich als Exportschlager, und das ist ein schwacher Ausdruck. Selten hat sich eine Festform mit einer derart unerhörten Dynamik ausgebreitet wie diese. Aber auch dazu später mehr; einstweilen dürfte es nützlich sein, einen – wenn auch kurzen – Blick auf die rheinische Fastnacht vor der Reform zu werfen.

Die Reformer allerwärts scheinen eine gewisse Neigung gehabt zu haben, auf das Karnevalsgeschehen vor ihrer Zeit mit einer gewissen Skepsis zu blicken. Ein Beispiel für viele ist das Diktum des Mainzers Eduard Reis, der 1844 schrieb: „Bis zum Jahr 1836 war dieses harmlose Volksfest so ziemlich in Verfall gerathen, und so weit gekommen, daß man in der altkatholischen, lebenslustigen, humorreichen Moguntia das Herumstreifen einzelner, isolierter Harlequins mit bunten, abgeschabten Fetzen am Leibe, und mit abgeschabten Witzen im Kopfe, noch ein Carnevalsfest zu nennen wagte.“ (Reis 1844, S. 260)

Ob wir das ganz für bare Münze nehmen müssen, sei dahingestellt – die Reformer hatten verständlicherweise eigene Interessen. Sicher ist, daß es alte und reiche Traditionen gab, an denen sich unser angedeutetes Konzept der temporären Gegenwelten messen lassen muß. Manche waren ruralen Charakters: Stroh- und andere einfache Maskierungen, Heischeumgänge, besondere Bräuche der Frauen etc.

Nicht allzu vieles hat sich da und dort, etwa in Eifel und Hunsrück, erhalten. (Schwedt 1989, S. 50-89) Die entscheidenden Impulse freilich werden von Städten und Höfen ausgegangen sein. Daher jedenfalls stammen alle frühen Belege, so der von Caesarius von Heisterbach, der Anfang des 13. Jahrhunderts in seinem »Dialogus miraculorum« „ein bis in den Morgen des Aschermittwochs ausgedehntes Gelage eines ‘carnifex’ von Koblenz mit einigen Genossen“ beschreibt. (Moser 1985, S. 110; vgl. Buslau 1976, S. 10f.) Das Gelage blieb zweifellos ein konstitutives Festelement, bald finden sich auch „Mummereyen“ erwähnt, Maskierungen. Der gelehrte Humanist

Dietrich Gresemund beschreibt sie im Jahre 1495 und damit zugleich das Prinzip der verkehrten Welt: „Die Herren werden zu Sklaven, die Weiber zu Männern, Jünglinge verwandeln sich in Jungfrauen und Greise, der Schöne gestaltet sich zu einem Häßlichen und aus Menschen werden vermummte böse Geister. Die Tage werden zu Nächten und die Nächte zu Tagen.“ (zit. nach Schenk 1986, S. 22)

In diesem Beleg klingen Umkehrungen sozialer Verhältnisse an – temporär immer und keine Veränderung des Realen bedeutend. Sie werden noch deutlicher in den „Königreichen“, für Mainz in der Zeit von 1617 bis 1755 bezeugt, für Speyer seit dem 16. Jahrhundert. Eine gute Beschreibung dieses wohl auch sonst beliebten Brauches findet sich in den Lebenserinnerungen von Bartholomäus Sastrow, niedergeschrieben um 1550. Er berichtet,

„[...] daß es in Speyer und da umher am Rheinstrom, wo nur eine Gesellschaft beieinander ist, Sitte ist, daß sie zu Neujahr oder am Dreikönigstag einen königlichen Hof einrichten, und je nachdem sie die Personen in der Gesellschaft haben, die Ämter bestellen: König, Marschall, Kanzler, Hofmeister, Schenk, Truchseß usw. Der Narr muß natürlich auch dabei sein. Für jedes Amt setzen sie Beiträge fest, die jeder zu den Kosten des Königreichs geben muß, damit es stattlich gehalten werden könne. Nur der Narr ist frei, und die Ämter teilen sie durch Lose aus; was das Glück einem gibt, mit dem nimmt er fürlieb [...]. An den Sonntagabenden zwischen Dreikönig und Fasten werden die Königreiche gehalten. Eins folgt dem anderen auf dem Fuße, so daß man um diese Zeit alle Sonntage zwei oder drei Königreiche abhält. Die werden von andern Manns- oder Frauenspersonen besucht, die sich vermummen und verkleiden, daß man sie nicht kennt. Drei Tänze haben sie frei, denn sie haben Spielleute mit sich; sie tanzen mit den Angehörigen des Königreiches und diese wiederum mit ihnen. Es kommt dabei freilich auch zu mancherlei Unzucht [...]“.

Und später heißt es:

„Der König aber muß die Ehre, die man ihm drei oder vier Stunden bezeigt, teuer genug bezahlen.“ (Hill o.J., S. 42)

Ganz ähnliches ist vom kurfürstlichen Hofe zu Mainz bekannt (vgl. Keim 1981, S. 21f.), und hier wird man von spielerischen Gegenwelten sprechen können. Nimmt man fastnächtliche Handwerkerbräuche hinzu wie etwa einen Reifanz der Steinmetzen in Saarbrücken im 16. Jahrhundert oder große Umzüge der Metzger in Koblenz, dann hat man das Bild einer rheinischen Fastnachtstradition schon lange vor der Karnevalsreform. Be-

stimmt war sie durch Elemente wie Essen und Trinken, Musik und Tanz, Maskierungen, Umzüge, Spiele und Heischegänge.

Zurück nach Köln, zurück zu den Ereignissen des Jahres 1823. Es wurde schon erwähnt, daß sie Aufsehen erregten, als Beispiel und Vorbild verstanden wurden. Das ist nach dem vorhin Gesagten verständlich; erstaunlich bleibt die Geschwindigkeit, mit der sich diese Diffusion vollzog. Einige Daten, zusammengestellt von Hildegard Frieß-Reimann, mögen das illustrieren. Schon 1824 wurde die neue Festform in Koblenz übernommen, 1825 folgte Düsseldorf, 1826 Bonn, 1827 Düren, 1829 Aachen, 1833 Bingen, 1837 Mainz, 1842 Vallendar etc. (Frieß-Reimann 1988, 1989)

Und wie immer man die Grenzen des Rheinlandes definieren möchte, sie wurden überschritten. Daß es in der höchsten Hochburg der schwäbisch-alemannischen Fasnet, in Rottweil, eine Karnevals-gesellschaft gab, hört man dort heutzutage nicht allzu gern; aber Rottweil war beileibe keine Ausnahme. Fest steht freilich, daß für die erste, große Welle der Reform die Rheinschiene die Narrenstraße war, wie das auch bei ganz anderen Bräuchen zu beobachten ist. Und der Rhein wurde auch in entfernteren Regionen in Anspruch genommen. Im Jahre 1858 sang man in Kaiserslautern beim und vom Karneval (Hill o.J., S. 47):

*In dem alten Köln entstanden;
Wandelt er von Stadt zu Stadt!
So daß er in rhein'schen Landen
Überall schon Sitze hat.
Mainz und Köln hört man loben,
Mannheim schließet auch mit ein,
Doch auch Lautern stehet oben
Bei dem Carneval am Rhein!*

Das schlichte Verschen soll gewiß nicht überinterpretiert werden, läßt aber doch zweierlei erkennen: Erstens waren sich die Karnevalisten der jungen Geschichte des neu gestalteten Festes wohl bewußt und zweitens wandelte es wirklich „von Stadt zu Stadt“ – das Land wurde erst später und manchmal auch gar nicht erfaßt.

Einige Tatsachen müssen bei diesem rasanten Diffusionsprozeß bedacht werden. Zumindest für die Anfangsjahre müssen – aus heutiger Perspektive – recht schmale Kommunikationskanäle angenommen werden: Noch gab es keine Eisenbahnen, von späteren Vermittlungsinstrumenten ganz zu schweigen. Es müssen also die mobilen, vielleicht auch schreib- und lese-gewohnten Gesellschaftskreise gewesen sein, möglicherweise diejenigen mit überörtlichen Verbindungen, welche zur Verbreitung der Neuerung beitrugen.

Ein anderes Faktum ist in der Literatur merkwürdig wenig beachtet worden. Spätestens seit der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege konnte als Faustregel gelten, daß das Fastnachtsfeiern eine Angelegenheit darstellte, die den katholischen Territorien zuzuordnen war. Die neue Form aber übersprang mühelos die Konfessionsgrenzen. Das konnte nur eines bedeuten: Das Bürgertum der Städte schuf sich damit ein Forum der Selbstdarstellung, nutzte das Fest, um sich selbst zu artikulieren. Und das Bedürfnis danach war so intensiv, daß die jeweilige Konfession von gänzlich nachrangiger Bedeutung war.

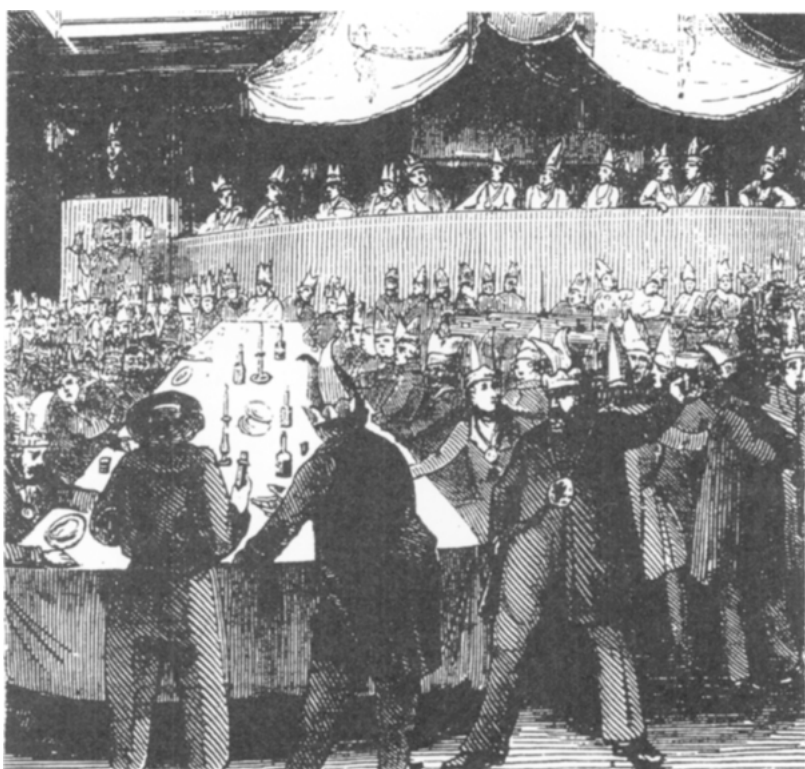
Es muß nicht mehr umschweifig nachgewiesen werden, daß es die städtisch-bürgerlichen Eliten waren, die sich ihre Helden, Prinzen oder Götter wie etwa „Momos“ kürten. Aber eine hübsche kleine Geschichte könnte immerhin zur Illumination beitragen. In einem Bericht über den Karneval im pfälzischen Neustadt lesen wir die folgenden, überaus kennzeichnenden Sätze:

„1840 hatte der 20jährige, lebenslustige Gutsbesitzersohn Goswin Tischleder den glänzenden Einfall, den Neustadter Karnevalsverein zu gründen, großartige Kappenfahrten und gloriose Maskenbälle auf die Beine zu stellen, eine Ranzengarde zu gründen und ein Ranzengardenlied zu verfassen, das mit den ermutigenden Worten beginnt: ‘Getrunke muß sei(n), getrunke muß sei(n)!’ Die Ranzengarde war sehr beliebt. Sie war zwei Kompanien stark, ein berittenes Ranzenchor und sechs Marketenderinnen, Bagage- und Proviantwagen waren ihre Hauptstützpunkte. Bei den Geschäftsleuten wurde requiriert und, wer sich widersetzte, arretiert. Dort trafen sich die Arrestanten mit allerlei wohlhmögenden Neustadter Herren, bekamen reichlich zu essen und zu trinken, mußten es aber teuer bezahlen. Wer zu den Honoratioren zählen wollte, den mußte die Garde des Karnevalsprinzen verhaftet haben, wer Stadtrat werden wollte, mußte seine Rolle beim Karnevalsverein gespielt haben, das war Tradition.“ (111 Jahre Neustadter Karnevalsverein 1951, S. 214)

Mit dieser Schilderung will sich, nebenher gesagt, die Erinnerung an den streng calvinistischen Pfalzgrafen Johann Casimir nur schlecht vertragen, der hier 1578 sogar das Collegium Casimiri gründete, eine calvinistisch-theologische Hochschule.

Im übrigen werden die Neustadter bei ihren närrischen Begehungen wohl recht ungestört geblieben sein – von irgendwelchen Restriktionen seitens der Regierung in München ist uns nichts bekannt geworden. Das war in der preußischen Rheinprovinz ein wenig anders, und das verwundert nicht: Was sollten altpreußische Beamte mit dem eigentümlichen Treiben dieser

Rheinländer anfangen? Immerhin: Auseinandersetzen mußte man sich schon mit diesen exotischen Gebräuchen, und so kam es zu einer königlichen Kabinettsordre, am 10.1.1828 erlassen. Sie erlaubte zunächst den Karneval, wurde aber bald eingeschränkt. Danach durfte in den größeren Städten gefeiert werden, in denen das seit alters üblich war, nicht aber auf dem Lande und in den Kleinstädten. Das mußte zu Friktionen führen, und damit gewann der Siegeszug des Prinzen eine politische Dimension mit mancherlei Facetten. Eine davon war die Tatsache, daß einheimische Beamte vor Ort die Beschränkung ganz offensichtlich als ausgemachten Blödsinn empfanden.



Sitzung im „Frankfurter Hof“ in Mainz 1845
(aus: *Illustrierte Zeitung* 1845, Nr. 33)

Die Ereignisse in Zell an der Mosel können das in derart exzellenter Weise demonstrieren, daß sie, in Anlehnung an den Autor Michael Müller, etwas ausführlicher dargestellt werden sollen.

„Der Bürgermeister berichtete am 5.3.1829 dem Landrat, Zeller Karnevalisten seien zum Haus des Friedensrichter gezogen, um eine kompetente Auskunft einzuholen, ob sie nun Karneval feiern dürften oder nicht. Der Friedensrichter habe die Menge zum Verstoß gegen die königliche Kabinettsordre ermuntert mit der Begründung, diese Ordre sei nicht im Amtsblatt publiziert worden und daher wirkungslos. Daraufhin hätten die verbotenen öffentlichen Maskeraden stattgefunden.“ (M. Müller 1983, S. 13; ders. 1984, S. 389) Als der Bürgermeister selbst versuchte, die Ordre durchzusetzen, wurden ihm nachts die Fensterscheiben eingeworfen. Es kam zu einem Rechtsstreit um den Friedensrichter und seine Haltung. Anno 1832 meldete der Zeller Landrat erneut einen „Skandal mit Maskenzügen“ nach Koblenz. „Die Beteiligten wurden zu einer Polizeigerichtssitzung in Zell vorgeladen, zu der auch alle erschienen, nur nicht der Richter, der sich in einer alten Testamentsangelegenheit auf Dienstreise begeben hatte.“ (M. Müller 1984, S. 390) Man kann sich denken, was er von der Veranstaltung hielt. Bei einer erneut anberaumten Sitzung wurden die Angeklagten freigesprochen – hauptsächlich deshalb, weil die Gendarmen sich plötzlich an nichts mehr erinnern konnten. Auch diesmal war das Gericht nur unvollständig besetzt; die städtischen Beigeordneten fehlten, sei es, weil sie sich bedroht fühlten, sei es, daß sie, wie der Bürgermeister schrieb, krank waren: „[...] der eine hatte die Gicht, der andere das Podagra“. „Karnevalsexzesse“ gab es in Zell auch 1833; die Bezirksregierung reagierte jedoch nicht, weil „die mehrjährige Erfahrung gelehrt hat, wie wenig die Polizei während des Karnevals zu Zell hat gehandhabt werden können.“ Anfang des Jahres 1834 wurden dann gedruckte Bekanntmachungen veröffentlicht, die jedem Maskierten die Verhaftung androhten. „Der Landrat mußte nach Koblenz berichten, daß bereits in der ersten Nacht alle Anschläge abgerissen und durch Fastnachtsgesichter ersetzt worden seien. Die Täter seien trotz des Einsatzes von Polizeipatrouillen nicht zu fassen gewesen. Ein Maskierter wurde am Rosenmontag verhaftet, vom Friedensrichter in Trarbach aber wieder freigelassen. Dieser Richter mußte tätig werden, weil sein Zeller Kollege wieder einmal verreist war. Am Dienstag wurde unter Tumulten ein Hanswurst in Lebensgröße auf einer hohen Stange durch Zell getragen, und am Abend zog die Menge mit dem Hanswurst auf der Totenbahre durch die Stadt, während die Polizei machtlos zusehen mußte.“ (M. Müller 1984, S. 390) Ab 1850 war das Verbot dann aufgehoben.

Auch in den großen Karnevalsmetropolen am Rhein gewann das Fest rasch politische Züge; für Mainz hat das Anton Maria Keim in vorzüglicher Weise herausgearbeitet. Charakteristisch und zugleich ein Höhepunkt dieser Entwicklung war die Verbrennung einer riesigen Puppe, die Zensur darstellend, an Fastnacht 1846. Kein Wunder, denn es waren gerade engagierte

Journalisten, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Mainzer Fastnacht prägten und gegen die Zensur für die Versammlungsfreiheit eintraten. Dahinter standen freilich sehr viel weiter reichende Visionen – es ging um Freiheit, Demokratie und die Überwindung der Kleinstaaterei. Ganz folgerichtig wurden im Jahre 1848 aus Fassenachtern Revolutionäre, und das nicht etwa nur in der Bütt. Karnevalisten wie Ludwig Bamberger und Franz Zitz fochten mit dem aufständischen rheinhessischen Armeekorps bei Kirchheimbolanden gegen die Preußen, mit bekanntem Ausgang, und mußten emigrieren: Bamberger in die Schweiz, nachdem er hier in Abwesenheit zum Tode verurteilt war, Zitz nach Amerika, Ludwig Kalisch nach London. (Talkenberg-Bodenstein 1977, S. 38)



Die Zensur. Illustration aus der Mainzer Narrenzeitung „Narrhalla“, 1846
(aus: Schenk 1986, S. 52)

Auch in Köln, dessen Karneval traditionell als weniger politisch gilt, kam es zu parallelen Entwicklungen. 1842 entstand eine Karnevalsgesellschaft, die sich von der herkömmlichen bewußt unterschied: Demokraten

contra Aristokraten. Als bedeutender Vertreter der närrischen Szene ist hier Franz Raveaux zu nennen. Er war schon an der belgischen Revolution 1830 beteiligt gewesen, wurde 1846 Kölner Stadtrat, 1848 Mitglied der Nationalversammlung, nahm am badischen Aufstand teil und wurde ebenfalls zum Tode verurteilt; er flüchtete nach Belgien. (Talkenberg-Bodenstein 1977, S. 37)

In Düsseldorf polemisierte der Landrat gegen die Karnevalisten als „Subjekte des gewöhnlichen liberalen Schlages“, die wiederum gegen die „Zugvögel aus dem Osten“, womit selbstverständlich die preußischen Beamten gemeint waren. (M. Müller 1983, S. 22) Zu Beginn des Jahres 1844 wurde der „Haupt-Carneval-Verein“ Düsseldorfs verboten, 1846 allerdings wieder zugelassen. Für den Bonner Schriftsteller und Universitätsprofessor Gottfried Kinkel – Kunst- und Kulturgeschichte waren seine Fächer – war der Karneval ein Instrument zur „Entwicklung der rheinischen Demokratie“. (M. Müller 1983, S. 20) Auch er beteiligte sich am badisch-pfälzischen Aufstand, wurde zu lebenslanger Festungshaft verurteilt, flüchtete nach England und übernahm später einen Lehrstuhl in Zürich.

Man sieht, es ging politisch turbulent zu in des Prinzen jungem Reich; jedenfalls zu dieser Zeit. Dazu ein letztes Beispiel: Erst im Jahre 1847 wurde in Trier eine Karnevals-gesellschaft gegründet; erster Prinz wurde Andreas Tont, ein Zigarrenfabrikant. 1848 entstand das wohl älteste Trierer Karnevalslied, das unverhohlen die zentralen Begriffe der französischen Revolution aufgriff:

„Wer klaget noch, daß Freiheit, Gleichheit fehle? Er komm' und schau unser Narrenreich [...].“ (Zenz 1979, S. 11)

Tont machte Politik mit Zigarren, genauer gesagt, mit der Reklame dafür. Eine seiner Annoncen offerierte „Proletarier-Cigarren mit hervorragend demokratischem Geschmack, die den Hang zur Anarchie befördern“. (Zenz 1979, S. 11)

Im Frühjahr 1848 kam es zu Auseinandersetzungen, auch bewaffneten, in Trier. „Einer der Hauptakteure“, schreibt Emil Zenz, „war der Trierer Karnevalsprinz Andreas Tont. Er hatte beim Bau der Barrikaden eine führende Rolle gespielt, und so wußte er, was ihn erwartete. Um dem Gefängnis zu entgehen, ging er über die französische Grenze.“ (Zenz 1979, S. 13) Der Trierer Oberstaatsanwalt ließ ihn steckbrieflich suchen, provozierte damit aber nur den Hohn und Spott der Karnevalisten: Bei einer Hausdurchsuchung hätte man bei Tont eine Schellenkappe und eine Pritsche gefunden – „muthmaßliche zukünftige Reichsinsignien“. (Zenz 1979, S. 14) Und Prinz Karneval schrieb aus Paris dem Oberstaatsanwalt unter anderem die folgenden Sätze:

„Außerdem hat Meine ebenfalls schleunige Abreise mir nicht gestattet, Mich vollständig mit Reisekleidern zu versehen und beziehe keine Apanagen, um auf gewohntem großen Fuße und auf würdige Weise hier leben zu können. Zudem ist das Volk hier soweit zurück, daß es aufgehört hat, Prinzen von Geblüt zu respektieren. Übrigens verbleiben Wir Ihr wohlgewogener Adam I., Prinz Carneval. Paris im ersten Jahre des Heils und der Barrikaden.“ (Zenz 1979, S. 15)

Im Herbst konnte Tont nach Trier zurückkehren – der preußische König sah sich zu einer Amnestie genötigt.

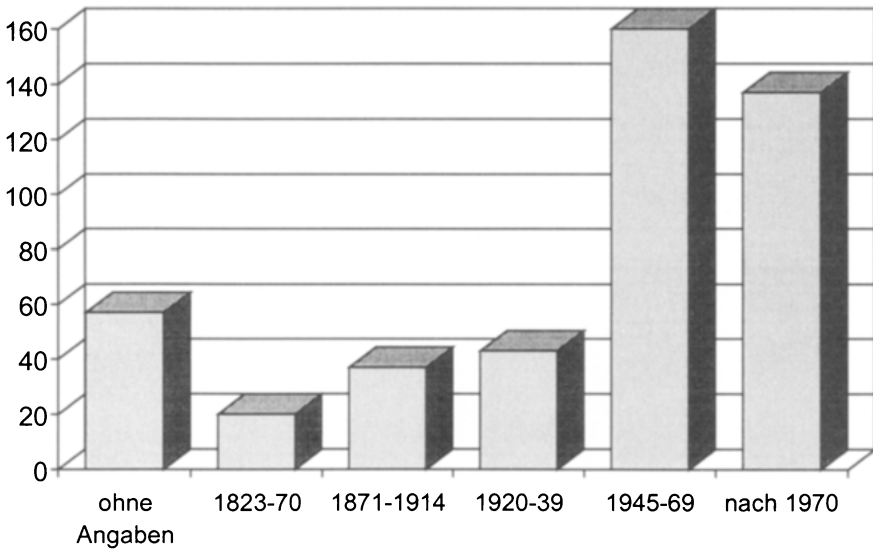
Der Karneval am Rhein und die Entwicklung zur Demokratie in Deutschland – sie haben miteinander zu tun. Überschätzen sollte man diesen Zusammenhang gleichwohl nicht; denn in zunehmendem Maße kam es zu Arrangements zwischen dem Fest und der Politik. Das begann 1850, als der preußische Staat – wenn auch unter mancherlei Restriktionen – Versammlungen und die Bildung von Vereinigungen erlaubte; damit konnte im Prinzip überall gefeiert werden. Und es endete spätestens mit der nationalen Begeisterung, ausgelöst durch die Reichsgründung: Ihr konntet, ihr wolltet sich auch die Karnevalisten nicht entziehen.

Aus der politischen Gegenwelt wurde eine Stütze des Staates, ein stabilisierender Faktor für das Reich. Das Fest wurde ein nationales, und da konnte man auch schon einmal ein Anti-Frankreich-Gedicht aus der Bütt hören. (M. Müller 1983, S. 32) Der deutsche Kaiser wurde Ehrenmitglied der Karnevalisten in Bonn, Stabsmusiker komponierten Narrenmärsche, mancherorts imitierten die Sitzungen Reichstagssitzungen und wurden auch so genannt. Aber das ist den Karnevalisten jedenfalls nicht allein anzulasten – bei anderen, ehemals demokratieverdächtigen Vereinigungen wie Burschenschaften oder Turn- und Gesangsvereinen war die Entwicklung nicht anders. Nur gelegentlich und zumal in Mainz kam es in der Folge noch zu grundlegender Kritik, so an der Kolonialpolitik, die als „Größenwahnsinn“ bezeichnet wurde. (M. Müller 1983, S. 45)

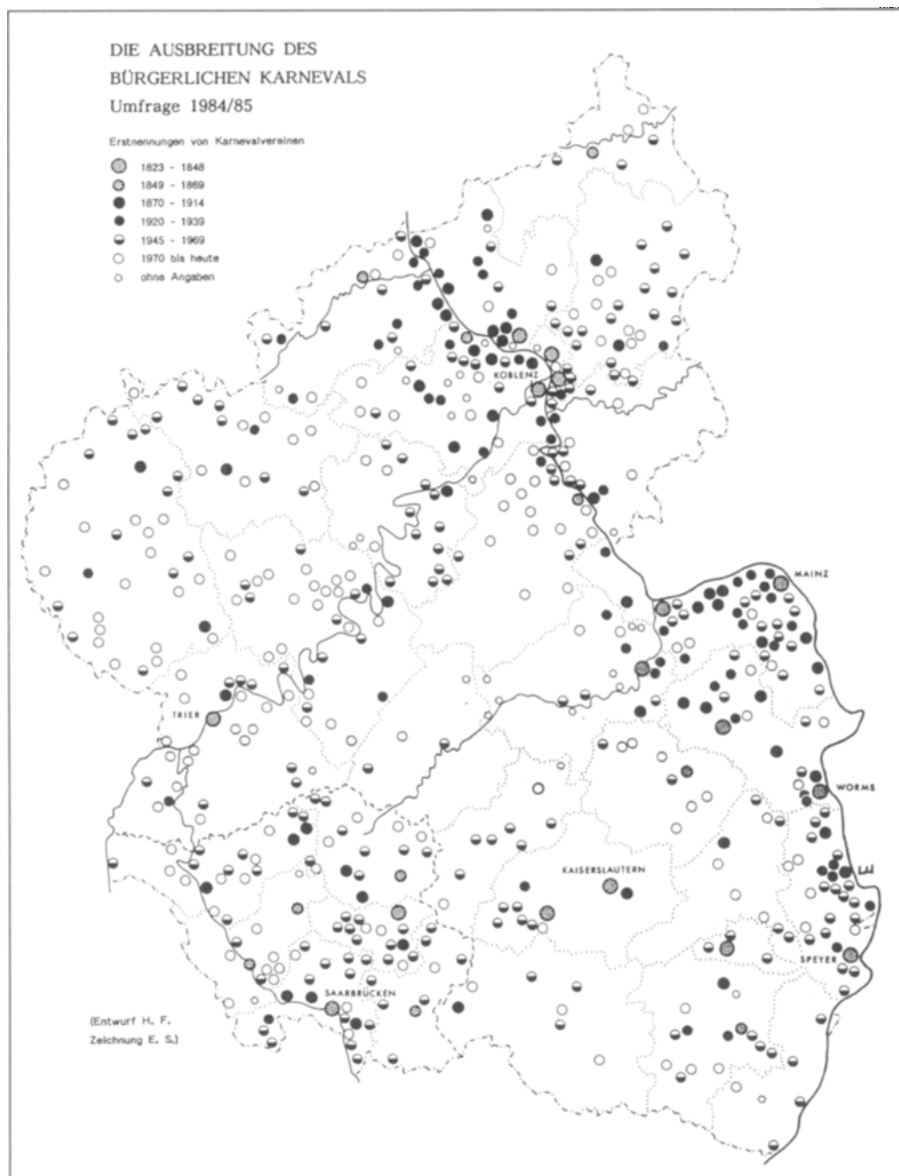
Politik und Karneval – da müßte ganz dringend noch von der nationalsozialistischen Zeit die Rede sein. Müßte – es muß bei diesem Konjunktiv bleiben, denn dieses Thema würde mühelos eine eigene Vortragsstunde füllen. Einige Worte sind gleichwohl unverzichtbar. Zunächst ist zu vermerken, daß für so manchen lokalen Karnevalschonisten diese Zeit so gut wie gar nicht stattgefunden zu haben scheint, und auch an einer zusammenfassenden Monographie fehlt es (Hamelmann 1988) – da hätte der Bund Deutscher Karneval eine schöne Aufgabe, der ja just in diesen Jahren auf Anregung höchster NS-Stellen gegründet worden ist. Andere Historiographen versuchen, Äußerungen des Widerstandes in den Vordergrund zu

stellen, und die hat es in der Tat gegeben – niemand wird das leugnen können. Aber es gab eben auch Ergebenheitsadressen aus der Bütt und Judenspott von Umzugswagen – die Narren verhielten sich mit beiden Positionen nicht anders als ihre deutschen Zeitgenossen. Trotz einer inzwischen recht umfangreichen Fastnachtsliteratur bleiben Desiderata; die Aufarbeitung der Narretei unterm Hakenkreuz ist eines der dringlichsten.

Karnevalvereine nach Gründungsjahren, Umfrage 1984/85
(eingetragen wurde jeweils der älteste Verein pro Ort)



Bis zur Erledigung dieser Aufgabe wenden wir uns wieder der Geschichte des Karnevals zu und räumen sogleich mit einem verbreiteten Vorurteil auf. Bei dem genannten Stichwort nämlich pflegt man ans 19. Jahrhundert zu denken, und täte man das nicht, könnte man ja auch kein dreistelliges Jubiläum feiern. Auch wir haben unsere Aufmerksamkeit bislang vorzüglich diesem Saeculum zugewandt. Tatsache aber ist, daß weit-aus die meisten Karnevalsgesellschaften, mehr als je zuvor, in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet wurden. Jedenfalls gilt das für die Bundesländer Rheinland-Pfalz und Saarland, für welche uns entsprechende Daten vorliegen. Es scheint aber einigermaßen plausibel, daß die Verhältnisse in Bayern oder Niedersachsen nicht grundsätzlich andere sind.



Bemerkenswert ist, daß es sich bei diesen vielen Neugründungen um einen Ausbreitungsprozeß handelte, der ganz bestimmten Regeln folgte – so als wären die Initiatoren einem Lehrbuch der Diffusionstheorie gefolgt. (vgl. Friß-Reimann 1988) Erinnern wir uns: Die frühen Gründungen im vorigen Jahrhundert erfolgten in Städten; der Rhein war die Achse, an der der Prozeß orientiert war, die vorherrschende Konfession war von untergeordneter Bedeutung. (vgl. Karte S. 75). In der Zeit nach der Reichsgründung und zwischen den beiden Weltkriegen verdichteten sich die Verbreitungsbilder, veränderten sich aber nur allmählich. (zum folgenden vgl. Friß-Reimann 1989; Schwedt 1989) Nach wie vor lagen die meisten Gründungsorte am Rhein; es war allerdings bereits ein Eindringen in die westlichen und auch, wenngleich schwächer, die östlichen Nachbargebiete des Stromes zu registrieren. Das Band wurde nicht nur dichter, sondern auch breiter, am Mittelrhein, in Rheinhessen und der Vorderpfalz. Und nun hielt der Prinz auch Einzug in die Kleinstädte und Marktflecken, die wiederum auf das Umland ausstrahlen.

Die Daten, welche den folgenden Darstellungen zugrunde liegen, sind Mitte der achtziger Jahre erhoben worden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich die Bilder in der Zwischenzeit verändert haben, aber es steht auch zu vermuten, daß die Muster gleich geblieben sind – zu eindeutig waren seinerzeit die Ergebnisse. Sie zeigten etwa, daß bis zum Zweiten Weltkrieg in den vom Rhein abgelegenen, ländlichen Regionen nur die Zentralorte organisiert nährisch gestimmt waren – Prüm, Speicher, Morbach sind Beispiele. In den Jahrzehnten nach dem Kriege ändert sich das nachhaltig. Offenbar wird die Karnevalsgesellschaft jetzt zum akzeptierten, bald schon klassischen Verein auch für das Dorf – wie Fußball- und Gesangsverein.

Damit beginnt das Fest aber wieder Regeln zu folgen, die es schon lange vor seiner Reform gegeben hatte. Denn jetzt wird die jeweilig vorherrschende Konfession wieder wichtig, und das sehr deutlich. Vielleicht am deutlichsten im Westerwald, wo die Zahl der Neugründungen in den ehemals kurtrierischen, also vorwiegend katholischen Gebieten weit höher liegt als in den nördlich und südlich angrenzenden evangelischen Landschaften. Auch die Eifel füllt sich nun mit Belegpunkten, in der Dichte von Osten nach Westen abnehmend. Denn dort, in der Westeifel, sind die Siedlungen klein, die Region ist strukturschwach, die Einkommen liegen unter dem Landesdurchschnitt, die Pendelwege sind oft weit – alles Faktoren, die intensiveren nährischen Aktivitäten entgegenstehen. Im Hunsrück unterscheiden sich wie im Westerwald die katholischen von den protestantischen Gebieten, die wie auch die Westpfalz eine nur geringe Belegdichte aufweisen. Weitgehend überlagert sind die konfessionellen Zuordnungen in industrialisierten und urbanisierten Landschaften, vor allem in Rheinhessen und der

Vorderpfalz. Und das Saarland weist, wie das auch bei anderen Vereinsarten der Fall ist, einen besonders hohen Besatz mit Karnevalsgesellschaften auf.

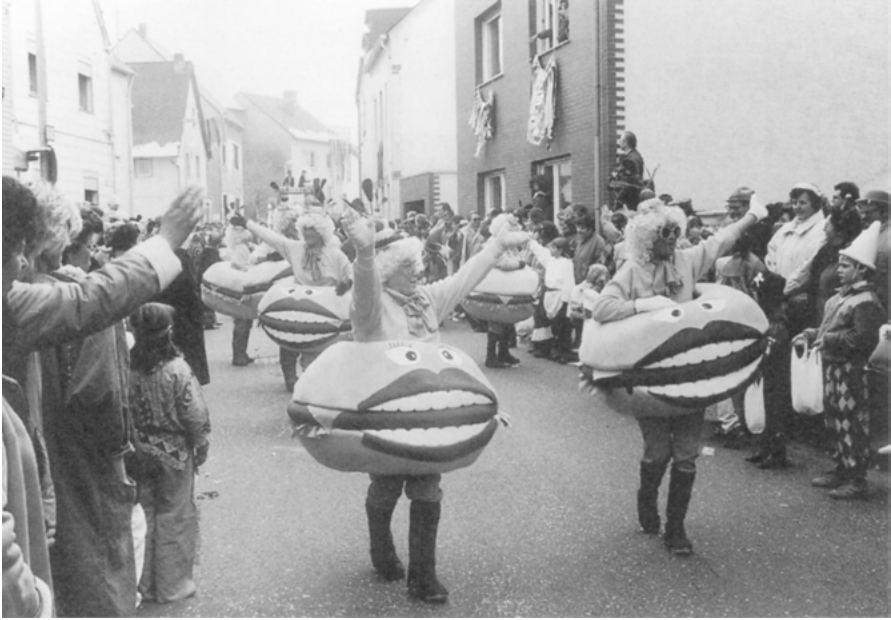
Bei diesem Besatz sind die Unterschiede beträchtlich. Setzt man die Zahl unserer Belegorte – das waren rund 2500 – in ein Verhältnis zu der der Karnevalsgesellschaften, so liegt der saarländische Kreis Neunkirchen mit 59% klar an der Spitze. Es folgt der Stadtverband Saarbrücken mit 56% und dann der Landkreis Mainz-Bingen mit 50%, Mayen-Koblenz mit 40%. Dabei weisen die Städte Koblenz und Mainz mit ihren Vororten und ihrem unmittelbaren Umland natürlich höhere Zahlen auf; unschwer zu erkennen, daß es sich in all diesen Fällen um urbanisierte und industrialisierte Gebiete mit hoher Bevölkerungsdichte handelt.

Und nun die Gegenprobe – Landkreise mit auffallend wenigen Karnevalsgesellschaften. Das sind etwa Birkenfeld mit 7%, Altenkirchen mit 10%, Rhein-Lahn und Kusel mit 13%, Rhein-Hunsrück mit 14% – durchweg Kreise mit ländlicher Struktur und vorwiegend protestantischer Bevölkerung. Will man die Unterschiede interpretieren, dann müssen selbstverständlich weitere Faktoren beigezogen werden: die Siedlungsstrukturen – sehr kleine Gemeinden verfügen oft nicht über die nötigen organisatorischen Kapazitäten –, die Intensität der religiösen Praxis – Pietisten schunkeln ungern –, die räumliche Nähe oder Entfernung von den närrischen Hochburgen.

Nun wird freilich Fastnacht nicht nur in entsprechenden Gesellschaften gefeiert – auch andere Vereine pflegen aktiv zu werden. Ohne dazu freilich umfängliche Zahlenmaterialien auszubreiten, kann doch gesagt werden, daß sich auch dabei räumliche Bündelungen ergeben, die jeweils besondere Erklärungen verlangen. Vielleicht kann ein einziges Ergebnis genügen, das gleichzeitig an das eben Gesagte anschließt: Wiederum liegt, nun bei den fastnächtlichen Vereinsaktivitäten, das festfrohe Saarland an der Spitze, und zwar genau mit denjenigen Landkreisen, die vorhin nicht genannt wurden: Saarlouis, Saarpfalz, St. Wendel. Und zu erwähnen ist, daß es auch Rätsel gibt: Warum sind an der Mosel und im Hunsrück Karnevalssitzungen besonders beliebt und anderwärts Bälle – dafür ist einfach keine Erklärung zur Hand.

Zum Blick auf die Gegenwart und jüngere Vergangenheit des rheinischen Karnevals gehört auch das, was gemeinhin „Weiberfastnacht“ genannt wird. Sie hat eine besondere geschichtliche Dimension. Über fastnachtliche Aktivitäten von Frauen gibt es historische Belege in nicht geringer Zahl; es wäre wünschenswert, wenn sie in breiterem Rahmen aufgearbeitet würden. (vgl. J. Müller 1930; Mezger 1987; Wijers 1993; Schwedt 1989) Fast durchweg erwähnen sie Heischerechte und -bräuche. Diese gibt

es auch heute noch, und zwar vor allem in der Eifel: in den Kreisen Bitburg-Prüm, Daun und Ahrweiler. Es geht dabei beispielsweise um Wegsperren: Autos werden angehalten, die Fahrer müssen Zoll zahlen; auch das Sammeln von Haus zu Haus gehört dazu.



Möhnen-Umzug 1987 in Mülheim-Kärlich, Kreis Mayen-Koblenz (Foto Schwedt)

Zu diesen zweifellos recht alten Privilegien kam, daß die Dynamik der Karnevalsreform auch für die organisierte „Möhnen-Fastnacht“ wirksam wurde; jedenfalls ist schon für das Jahr 1824 ein „Damen-Komitee“ in Beuel bei Bonn bezeugt. (vgl. Schmitz 1949, S. 4f.) Soweit wir sehen, ist der erste Möhnenverein in Rheinland-Pfalz im Jahre 1938 entstanden, und zwar in Vallendar; er trug den Namen „Ewig Jung“. Ihm folgten sehr viele andere: in der Eifel, im katholischen Westerwald, vor allem aber im Koblenzer Raum. In Mülheim-Kärlich wurde der Möhnenclub sogar ein Jahr vor der Karnevalsgesellschaft gegründet, nämlich 1950. Und gebietsweise sind die Möhnenvereine zahlreicher als die männlich dominierten Karnevalsgesellschaften. Dieser Möhnenclub, der Mülheim-Kärlicher, hatte im Jahre 1987 700 Mitglieder – bei 11.000 Einwohnern.

Eine Obermöhne dirigiert den weiblichen Elferrat, eine Möhnen-Zeitung wird herausgegeben und am „Schwerdonnerstag“ ein großer Möhnen-Umzug veranstaltet. Dies nur als Beispiel; von vielerlei Aktivitäten wäre zu berichten, und schon allein die Clubnamen zeigen, daß hier mit Phantasie

zu Werke gegangen wird. So nennen sich die Möhnen aus Nentershausen, Mogendorf und Welschneudorf, Westerwälderinnen alle, „Klatschmöhn“, „Duftbe Bienen“ und „Immer knusprig“. Viele setzen wie in Hillesheim in der Eifel ihren Stolz darein, originale Kleidung aus Großmutterns Zeiten zu tragen.

Kein Zweifel, daß diese Brauchform sich rasch in südlicher Richtung ausbreitet. Auch in der Pfalz hat sie stellenweise Fuß gefaßt, und der Saarwellingener „Greesentag“ ist weitem bekannt. Er ist allerdings nicht mehr ganz einmalig; in Wiebelskirchen gründete eine zugezogene Saarwellingerin die „Wibilo-Hexen“, und auch in Differten und anderwärts pflegen die „Greesen“ ihr Regiment zu ergreifen. Es wird spannend sein, die Entwicklung der organisierten Weiberfastnacht in den nächsten Jahren weiter zu beobachten.

Eine Besonderheit soll schließlich wenigstens kurz erwähnt werden, obwohl sie keine Spezialität des rheinischen Karnevals ist: das Recht der Kinder, an Fastnacht von Haus zu Haus zu ziehen und Gaben, auch Geld zu sammeln. Dergleichen gab es früher fast überall, wo Fastnacht gefeiert wurde, und es gibt genügend Hinweise darauf, daß dieses nicht allein ein Privileg der Kinder war. Aber wie andere Heischebräuche ist auch dieser verschwunden oder doch stark im Rückgang begriffen. Hierzulande haben uns aus Städten keine Belege mehr erreicht, und was das Land betrifft, so ist der Brauch besonders in den Mittelgebirgen noch lebendig. Die Kinder sagen dabei bestimmte Verse auf, und es überrascht nicht, daß diese regional ganz unterschiedlich ausfallen. Allerdings scheint es, daß hier eine gewisse Nivellierung Platz greift. Der Vers „Ich bin ein kleiner König, gebt mir nicht zu wenig“, sicherlich vom Dreikönigstag auf das Fastnachtsheischen übertragen, verdrängt seit Jahren die herkömmlichen, durchweg mundartlich geprägten Verse – vielleicht eben deshalb, weil er keine Dialektkompetenz verlangt. Und vielleicht, was zu bedauern wäre, ist diese Verdrängung eine Vorstufe des Verschwindens eines hübschen Brauches.

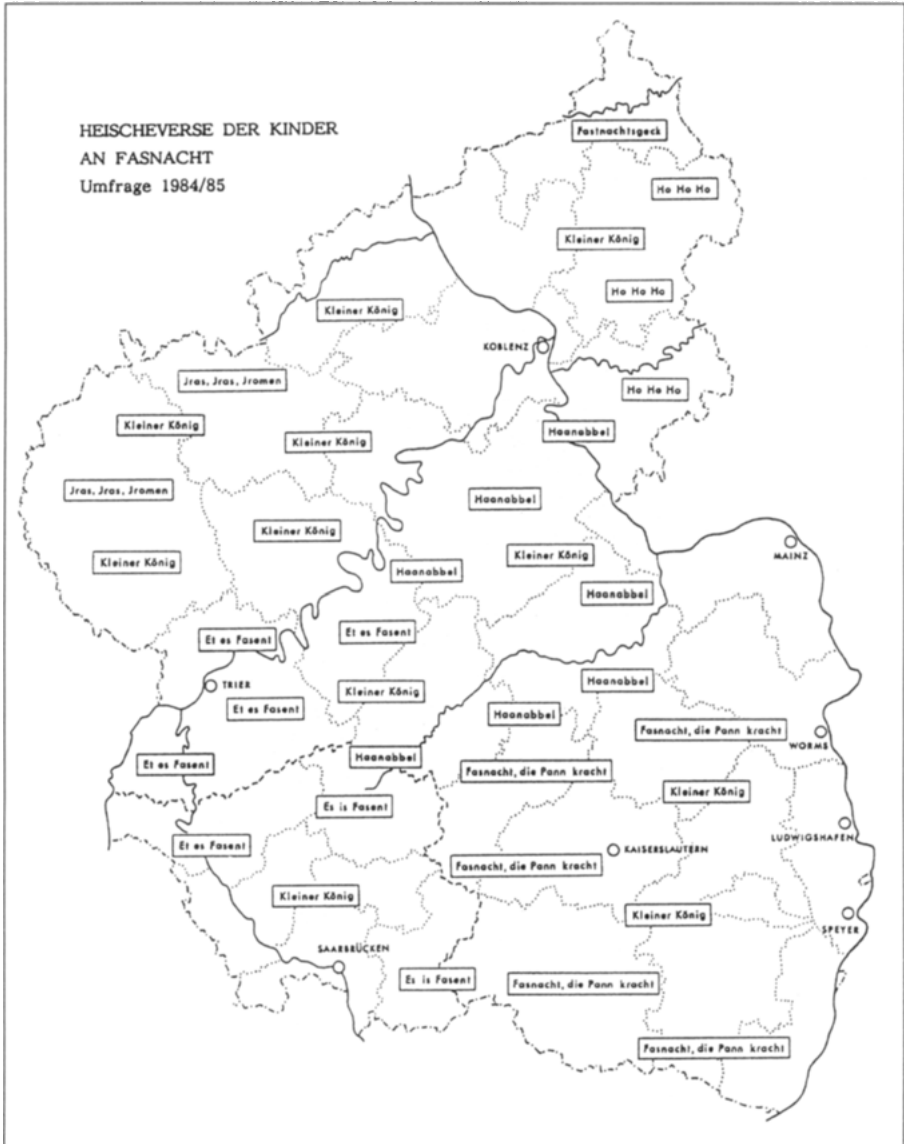
Privilegien, besondere Rechte für Kinder und Frauen – für frühere Zeiten mindestens wird man sie als Elemente einer verkehrten Welt, als Gegenwelten also zu einer patriarchalisch organisierten, von Erwachsenen dominierten Gesellschaft verstehen dürfen. Wie steht es im Karneval heute mit der Verkehrung der Welt? Die Antworten auf diese abschließende Frage, die ja auf die Zukunft des Festes zielt, sind nicht ganz einfach zu finden. Einigkeit besteht wohl darin, daß es dem närrischen Witz an Reibungsflächen fehlt. Kalauer über Schwiegermütter oder Imitationen von Prominenten sind gewiß nicht geeignet, überschäumende Fröhlichkeit auszulösen. Möglich ist auch, daß der Karneval von heute überorganisiert ist. Es fehlt nicht an Zeichen dafür, daß ganz allgemein der bürgerliche Verein, wie er

im 19. Jahrhundert entstanden ist, vor gewissen Schwierigkeiten steht: Allerwärts zeigt sich der Trend zu informellen, klubartigen Zusammenschlüssen ohne Vorstand, Satzung, Fahne und Emblem. (vgl. Schwedt 1995, S. 80-84) Dieser Trend wird früher oder später auch die Karnevalsgesellschaften erreichen. Aber darüber sollten Prognosen nicht hinausgehen, sie wären sehr wahrscheinlich ohnehin falsch. Deshalb ist es besser, diesen Beitrag so zu beenden, wie er begonnen wurde: mit einem Zitat des Freiherren Alexander von Gleichen-Rußwurm. Er schrieb 1922:

„Zusehen und Zuhören, ja selbst Beitrag bezahlen zu irgendeinem Verein genügt nicht, den Karneval und seine Bräuche am Leben zu erhalten, man muß den eigenen Witz, den eigenen Mutwillen und die eigene Laune in seinen Dienst stellen, sonst stirbt er an Schwindsucht wie Götter, an die niemand mehr glaubt.“ (Gleichen-Rußwurm 1922, S. 40)



Heischende Kinder an Fastnacht 1985 in Schöneberg,
Kreis Bad Kreuznach (Foto Schwedt)



Quellen- und Literatúrauswahl

- 111 Jahre Neustadter Karnevalverein. In: Die Pfalz am Rhein 24 (1951), S. 214f.
- BUSLAU, D.: 2000 Jahre Fasenacht in Koblenz, Koblenz 1976.
- FRIESS-REIMANN, H.: Der organisierte Karneval seit der Reform in Köln 1823. Karte und Beiheft, Köln 1989 (= Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, XI/5).
- FRIESS-REIMANN, H.: Der Siegeszug des Prinzen Karneval. Die Ausbreitung einer bürgerlichen Festform unter besonderer Berücksichtigung von Rheinhessen, Mainz 1988 (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 3).
- GLEICHEN-RUSSWURM, A. v.: Der Karneval, München 1922.
- HAMELMANN, B.: „Helau“ und „Heil Hitler“. Alltagsgeschichte der Fastnacht 1919-39 am Beispiel der Stadt Freiburg i.Br., Diss. Freiburg 1988.
- HILL, W.: Fasnacht. Ein Porträt des Narrenspiels in badisch-pfälzischen Landen, Mannheim o.J.
- KEIM, A. M.: 11mal politischer Karneval. Weltgeschichte aus der Bütt, 2. Aufl. Mainz 1981.
- KLERSCH, J.: Die Kölnische Fastnacht von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Köln 1961.
- MEZGER, W.: Funkenmariechen und alte Hexenmutter. In: Schwäbische Heimat H. 1 (1987), S. 9-13.
- MEZGER, W.: Narrenidee und Fastnachtsbrauch. Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur, Konstanz 1991 (= Konstanzer Bibliothek, 15).
- MOSER, H.: Volksbräuche im geschichtlichen Wandel, München/Berlin 1985 (= Forschungshefte, Bayerisches Nationalmuseum München, 10).
- MÜLLER, J.: Der Donnerstag vor Fastnacht im Rheinischen. In: Zeitschrift für Volkskunde NF 2 (1930), S. 234-241.
- MÜLLER, M.: „Daß die leiseste Berührung von politischen Themen unterbleibt.“ Narren und Obrigkeit im 19. Jahrhundert. In: Der Landkreis 54 (1984), S. 389-393.
- MÜLLER, M.: Karneval und Politik. Zum Verhältnis zwischen Narren und Obrigkeit am Rhein im 19. Jahrhundert, Koblenz 1983 (= Mittelrheinische Hefte, 9).

- REIS, E.: Mainzer Silhouetten und Genrebilder. Ein Panorama von Mainz, Mainz 1844.
- SCHENK, G.: Fassenacht in Mainz. Kulturgeschichte eines Volksfestes, Stuttgart 1986.
- SCHMITZ, J. I.: Die Weiberfastnacht zu Beuel am Rhein, Beuel 1949
(= Schriften des Heimatvereins Beuel am Rhein).
- SCHWEDT, H. u. E.: Bräuche zwischen Saar und Sieg. Zum Wandel der Festkultur in Rheinland-Pfalz und im Saarland, Mainz 1989
(= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 5).
- SCHWEDT, H. u. E.: Veränderungen lokaler Kommunikation und Interaktion. In: Niem, C.; Schneider, T. (Hrsg.): Zukunft kleiner Gemeinden in Rheinland-Pfalz, Mainz 1995 (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 18), S. 73-86.
- TALKENBERG-BODENSTEIN, R.: Die Funktion der Fastnacht im sozialen Wandel. In: Volkskundliche Forschungsgruppe „Mainzer Fastnacht“ unter der Leitung von Schwedt, H. (Hrsg.): Analyse eines Stadtfestes. Die Mainzer Fastnacht, Wiesbaden 1977 (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung, 1), S. 11-38.
- WIJERS, C.: Das Narrenreich von Prinzessinnen und ‚Alten Weibern‘. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 38 (1993), S. 61-86.
- ZENZ, E.: Andreas Tont. Karnevalist und Revolutionär. Ein Beitrag zum Thema Karneval und Politik in Trier und zur Gründungsgeschichte des Heuschrecks, Trier 1979.

Hildegard Friß-Reimann

»Johann Maria Kertell (1771-1839) – Gründer der Mainzer Ranzengarde und seine Zeit« (Ausstellung)

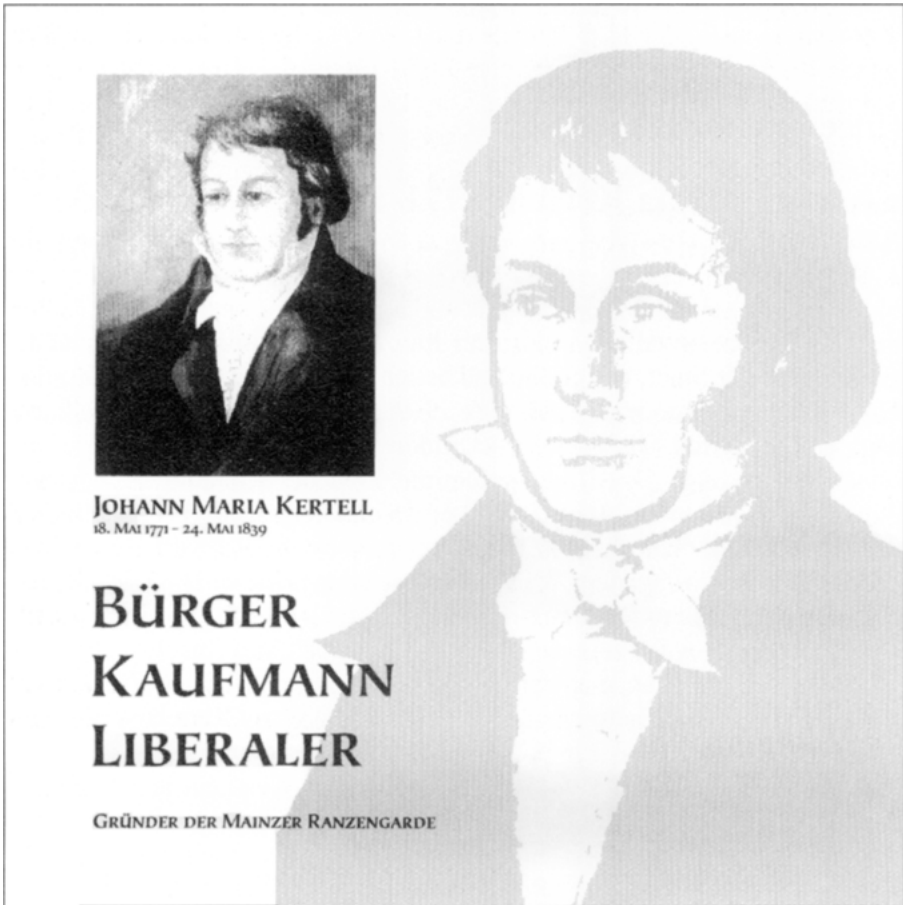
Seit 150 Jahren gestaltet die Mainzer Ranzengarde, die älteste Fastnachtsvereinigung der Stadt, das größte und beliebteste Fest der Stadt mit. Zu diesem Jubiläum wurde vom 6. bis zum 21. Januar 1997 die Ausstellung „Johann Maria Kertell (1771-1839) – Gründer der Mainzer Ranzengarde und seine Zeit“ gezeigt. Das Bildungszentrum Erbacher Hof und die Mainzer Ranzengarde hatten die Ausstellung konzipiert. Hermann Wucher, Mitglied der Ranzengarde, war für den Inhalt verantwortlich und Karl-Heinz Stoll gestaltete in hervorragender Weise die Ausstellungstafeln. Die Dokumentation war im Haus am Dom zu sehen, in dem auch die Vortragsreihe „Fastnacht und Karneval im europäischen Vergleich“ des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz stattfand. Auf zwölf Tafeln wurde den Besuchern das Leben von Johann Maria Kertell, seine wirtschaftlichen Erfolge und sein politisches Engagement dargestellt.

Johann Maria Kertell kam 1771 in Mainz zur Welt und absolvierte in Köln eine Lehre als Kaufmann. Nach seiner Lehrzeit trat er in das Ölseifengeschäft seines Vaters ein. Schon wenige Jahre später machte er sich selbstständig und gründete eine „Produktgroßhandlung“; Getreide, Wein und Wolle kaufte er an und konnte die Waren häufig mit Gewinn weiterverkaufen. Innerhalb kurzer Zeit war sein wirtschaftlicher Erfolg so groß, daß er zu den Höchstbesteuerten im Departement Donnersberg gehörte.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit nahm er aktiv am öffentlichen Leben teil. Schon während der französischen Zeit gehörte er dem Mainzer Stadtrat an und ab 1820 war er Mitglied im hessischen Landtag in Darmstadt. Er galt als liberaler Katholik und stand Reformbewegungen des vormärzlichen Liberalismus nahe.

Besonders aufgeschlossen zeigte er sich gegenüber den neuen Verkehrsmitteln. Ab 1826 gehörte er als Vorstandsmitglied der neuen Dampfschiffahrtsgesellschaft von Rhein und Main an und 1835 übernahm er das Präsidium einer Gesellschaft, die den Bau einer Eisenbahnlinie plante.

Mit 61 Jahren übergab Johann Maria Kertell seine Geschäfte an zwei seiner Söhne.



Plakat der Ausstellung (Karl-Heinz Stoll)

Kertell legte schon frühzeitig seine Gewinne, die er durch den Handel gewonnen hatte, in Grundbesitz an. Er erwarb Güter im Rheingau, im Ried und in Rheinhessen. Sein Grundbesitz umfaßte fast 600 ha Wiesen, Äcker und Weinberge. Besitz von Grund und Boden galt als Statussymbol und ermöglichte somit politischen Einfluß.

Kertell gestaltete mehr als dreißig Jahre lang die Geschicke von Mainz mit, und er besaß wirtschaftlichen Einfluß über die Landesgrenzen hinaus. Er ist ein typischer Vertreter des Bürgertums, das in den zwanziger Jahren ausgehend von Köln den Karneval neu organisierte (vgl. den Beitrag von Schwedt in diesem Band, besonders S. 64)

Bedingt durch seine geschäftlichen Verbindungen lernte er den Kölner Karneval kennen, der 1823 eine neue Organisationsform durch das aufstrebende Bürgertum erhalten hatte. Die Lithographie mit dem „Helden Carneval“ auf dem Rosenmontagszug in Köln 1824 (S. 89) gibt einen guten Eindruck von dem Aufwand und der Pracht, mit der die Kölner ihren Rosenmontagszug ausstatteten. Die Präsentation sollte den Glanz der alten Reichsstadt widerspiegeln.

Im Jahre 1837 wurde die erste Mainzer Garde gegründet und der 67jährige Kertell war ihr erster General und Präsident. Für die Uniform hatte man einen lichtblauen „Frack aus den Zeiten Friedrich des Großen, mit großen gelben Knöpfen, mit aufgeknöpften Ravers an Brust und Schößen, Aufschläge gelb, kurze weiße Hosen, weiße Gillets, schwarze über die Knie gehende Kamaschen, weiße Zopfperücke, kleine dreieckige Hüte mit Federbüschen, Patronentaschen, Säbel und Gewehr“ gewählt.

Ab 1841 fanden die Sitzungen des MCV im Frankfurter Hof statt (vgl. Beitrag Schwedt, Abbildung Seite 69). Über 20 Jahre lang versammelten sich dort bis zu 2000 Karnevalisten je Sitzung (siehe Abbildung Seite 89). Die Hofkapelle prägte von Anfang an das musikalische Bild des Rosenmontagszuges. Schon anlässlich des ersten Umzuges 1838 fuhr ein Musik-Corps auf eigenem Wagen mit.

Als die Garde an Fastnacht 1838 zum erstenmal durch die Straßen von Mainz zog und Johann Kertell als General den Zug anführte, war dies sein letzter öffentlicher Auftritt. Ein Jahr später verstarb er in Mainz.

Der rheinische Karneval

Die Mitglieder des Herrenclubs „Olympische Gesellschaft“ gaben der Kölner Fastnacht im Jahre 1823 eine neue Form. Die akademisch gebildeten und literarisch wirkenden Bürger versuchten, das Fest auch für die städtische Oberschicht zu öffnen. Sie gaben mit der symbolischen Figur des Helden oder Prinzen Karneval der Fastnacht einen neuen Mittelpunkt. Die zersplitterten Gruppen, die bisher die Fastnachtstage bestimmten, sollten in einen geordneten und prächtigen Umzug am Montag durch die Straßen ziehen.



Die neue Form, Karneval/Fastnacht zu gestalten und zu feiern, breitete sich sehr schnell entlang des Rheines aus. Die Jahreszahlen verdeutlichen, in welcher kurzer Zeit die rheinischen Städte dem Kölner Vorbild folgten.

In Mainz hatte 1837 der Kaufmann Nikolaus Krieger mit dem „Krähwinkler Landsturm“ erstmals die bis dahin einzeln umherziehenden Masken- und Musikgruppen zu einem gemeinsamen Zug vereinigt. Schon ein Jahr später organisierten die 1837 gegründete Ranzengarde und der Mainzer Carnival-Verein die Mainzer Fassenacht.

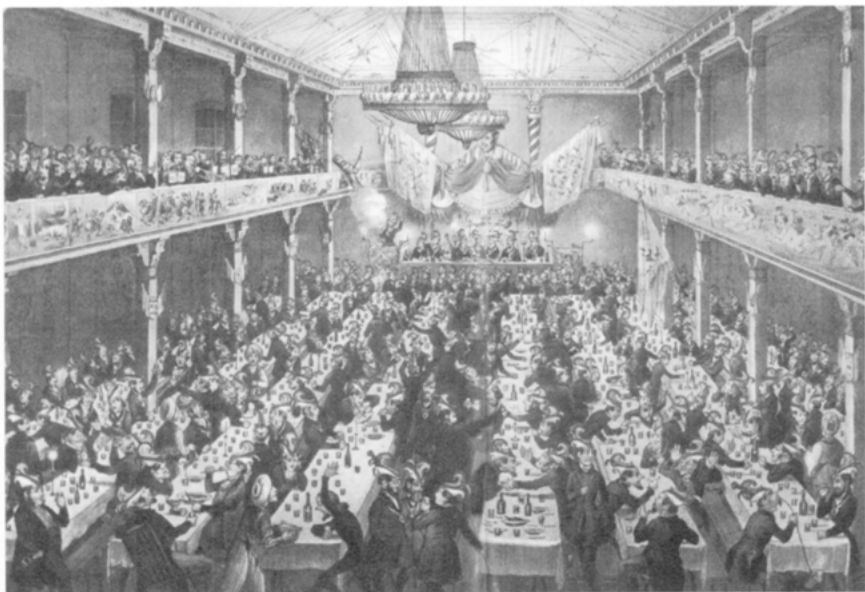
Vom Strom aus eroberte Prinz Karneval in den folgenden Jahrzehnten auch die ländlichen Gebiete des Rheinlandes.

Vom 11. November bis zum Aschermittwoch gestalten bis in die Gegenwart Tausende das größte Fest der rheinischen Volkskultur.

Entwurf und Texte H. Frieß-Reimann
Kartographie E. Rettinger



„Held Carneval“ auf dem Rosenmontagszug in Köln 1824
(aus: P. Fuchs, M.L. Schwering: Köner Carneval, Band 1, Köln 1972, S. 102f.)



Herrensitzung 1842 im Frankfurter Hof in Mainz
(aus: G. Schenk, Ritzamban. Handbuch zur Mainzer Fastnacht, Mainz 1980, S. 50f.)

Herbert Bonewitz

»Kappen, Kult und Kokolores«

Die Mainzer Fastnacht zwischen Anspruch und Widerspruch –
Reflexionen eines Zeitzeugen

Verehrtes Auditorium maximum carnevalis!

Wahrscheinlich bin ich der erste Kabarettist, der hier im Landtag – in diesem „hohen Hause“ – eine Rede hält. Aber mit Sicherheit nicht der erste Narr. Im Laufe meines zahlreichen Lebens habe ich schon viel eingenommen, aber noch nie den Platz eines Präsidenten. Vermutlich wird das aber auch das letzte Mal gewesen sein. Bei meinen verschiedenartigsten Bühnenauftritten habe ich auch schon sehr viele Vorträge gehalten – über alles Mögliche – aber noch nie über ein so ernstes Thema. Dazu auch noch in einer so ungewohnten Umgebung (das sieht ja hier aus wie in einer Zirkusarena) und vor so einem äußerst gemischten Publikum. Zum großen Teil Mitglieder und -gliederinnen vom „Institut für Geschichtliche Landeskunde“, außerdem sehr viele Angehörige von Behörden aus Stadt und Land sowie zahlreiche Abgeordnete von Karnevalskorporationen – aber auch einige ganz normale Menschen.

Bei meinen beiden Vorrednern möchte ich mich bedanken für die informativen Erläuterungen – zu meiner Person: beim Landtagspräsidenten Grimm – und zu meinem Referat bei Professor Dr. Matheus. Ihn muß ich besonders bewundern, ist er doch frohen Mutes (aber äußerst blauäugig) ein großes Wagnis eingegangen. Er hat ausgerechnet mich – den ehemaligen „Meenzer Hackethal“ – mit dieser prekären Aufgabe betraut: über die Mainzer Fastnacht als Zeitzeuge zu reflektieren. Und das, obwohl ich eigentlich gar kein professioneller Reflektologe bin. Und dazu auch noch dieser provozierende Titel: „Kappen, Kult und Kokolores“.

Nestbeschmutzung oder Lobeshymne?

Als das in Mainz publik wurde, da ist sicher bei manchem närrischen Frohsinnsexperten sofort die Zornesader angeschwollen:

„Des derf doch nit wahr sein! – Ausgerechnet der Bonewitz! – Der will doch bestimmt nur unser goldisch Fassenacht widder mal madig mache!“

Aber so reagieren nur solche Leute, die mich schon von jeher gründlich mißverstehen wollten, die meine närrische Kritik an Mißständen in der eigenen Sippe schon immer als „Nestbeschmutzung“ interpretiert hatten, und die mich heute noch sogar offiziell als „ausgewiesenen Gegner der Mainzer Fastnacht“ bezeichnen. Dabei hat mich dort kein Mensch ausgewiesen. Ich bin von ganz alleine gegangen. Außerdem: Ich bin als echter Eingeborener schon immer ein engagierter Fastnachter gewesen. *Nota bene*: ein „Fassenachter“ – aber kein „Karnevalist“. Diesen feinen – für mich jedoch entscheidenden – Unterschied hoffe ich im Laufe dieses Vortrags deutlich machen zu können.

Nach nunmehr 15 Jahren bin ich zwar ein ausgeschiedener, aber immer noch ein sehr interessierter, kurz gesagt: nach wie vor ein langjähriger „ausgefallener Narr“. Und als solcher hat es mich auch schon immer sehr gereizt, die sogenannten guten Bürger zu reizen. Deshalb ist es für mich auch eine überaus reizvolle Aufgabe, – sozusagen im Rückspiegel – die Ansprüche und Widersprüche zu analysieren, die die Mainzer Fastnacht und damit auch mich selbst geprägt haben und immer noch prägen – ein für Außenstehende oft unbegreifliches Phänomen. Dabei beabsichtige ich an dieser Stelle weder einen kulturgeschichtlichen Überblick zu liefern, noch eine volkscundliche Studie oder eine lückenlose Chronologie. Ich werde auch weder Zensuren verteilen, noch verbale Abrechnungen durchführen, geschweige denn individuelle Obduktionen. Es sollen lediglich „Reflexionen eines Zeitzeugen“ sein, das heißt: prüfende und vergleichende Betrachtungen eines ehemals aktiv Beteiligten innerhalb einer bestimmten Epoche. Im Mittelpunkt wird dabei natürlich die vieldiskutierte „Fernseh-Fastnacht“ stehen. Denn, ob man das nun wahrhaben will oder nicht: Sie ist nun mal das Aushängeschild der Mainzer Fastnacht. Natürlich können all diese Betrachtungen immer nur subjektiv sein. Aber wer in Mainz ist in puncto Fastnacht schon objektiv? Daher ist es durchaus möglich, daß die „Insider“ der närrischen Szene dies alles stellenweise ganz anders sehen als ich. Das ist ihr gutes Recht. Und es bleibt ihnen nach wie vor auch unbenommen. Aber auf die Idee, ich würde hier eine unkritische Lobeshymne anstimmen, wird ohnehin kaum jemand gekommen sein.

Von der Prägung eines Zeitzeugen

Mehr durch Zufall als durch Absicht landete ich in der Mainzer Fastnachtsszene. Das war 1950 – beim „Gonsenheimer Carneval-Verein (GCV)“. Ich zeigte nämlich zu jener Zeit ein starkes Interesse am Ballett – natürlich nur aus rein künstlerischen Gründen. Und so versuchte ich, die attraktiven jungen Damen so oft wie nur möglich zu begleiten – unter anderem auch auf dem Klavier – bei ihren klassischen Tänzen auf einer Fastnachtssitzung. Zufälligerweise wollte damals auch ein prominenter Tenor vom Stadttheater unbedingt etwas Operettenhaftes zu Gehör bringen, was allerdings die närrische Hofkapelle total überfordert hätte. Also erledigte ich ihn bei dieser Gelegenheit gleich mit. Alles weitere folgte dann fast schon zwangsläufig: Es begann meine langjährige fastnachtliche Ochsentour. Dabei ackerte ich mich durch fast sämtliche Stationen närrischer Bühnenaktivitäten. Meine diversen närrischen Eskapaden in der Mainzer Fastnacht darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Im Zweifelsfall können sie jederzeit gerne nachgelesen werden – in meinem Buch: »Typisch Bonewitz – Satiren von B bis Z«.

1981 stieg ich aus der Fernseh-Fastnacht aus, und 1985 habe ich meine fastnachtliche Bühnenkarriere endgültig an den berühmten „Nagel“ gehängt. Auf die Hintergründe komme ich noch zu sprechen. Durch die Auftritte mit der Gesangsgruppe „Gonsbach-Lerchen“ und durch meine Solo-Vorträge habe ich damals nach und nach die verschiedensten Facetten des Karnevals kennengelernt – auf und hinter der Bühne: von einfachen „Kneipensitzungen“ über die „Vorort-Fassenacht“, von „Gardesitzungen“ im Schloß bis hin zu prunkvollen „Fremdensitzungen“ in der Rheingoldhalle. Ich erlebte die lokalbetonte „Volksfassenacht“ (mit der ich mich identifizieren kann), aber auch den elitären „Gesellschaftskarneval“ (mit dem ich meine Probleme habe). Das alles lernte ich kennen, nicht nur in unserer Heimatregion, sondern mitunter auch in den Gefilden des Kölner Karnevals. Dies allerdings nie als Solist, sondern immer nur bei Gastspielen – zusammen mit den „Gonsbach-Lerchen“. Wie viele meiner närrischen Mitstreiter in Mainz war ich sehr stolz auf meinen unbezahlten Status als Amateur. In fast allen Sparten der Fastnacht arbeitete ich als ehrenamtlicher Idealist. Leider haben sich die Zeiten mittlerweile etwas geändert. Idealismus wird heute von vielen Menschen als eine fast schon ausgerottete Gehirnkrankheit angesehen.

Das närrische Mainzer Modell

Es ist schon sehr viel geschrieben und diskutiert worden über das merkwürdige Phänomen Karneval. Aber wie hat Goethe schon gesagt: „Wer's nicht erfühlt, der wird es nie erjagen!“ Oder so ähnlich. Europäisch gesehen ist die Mainzer Fastnacht natürlich nur ein karnevalistisches Glühwürmchen, regional betrachtet jedoch eine Riesen-Sonne, um die sich hier (fast) alles dreht, zumindest innerhalb einer bestimmten Zeitspanne. Obwohl „Insider“ ganz genau wissen: Durchschnittlich nur zwei Monate dauert eine Kampagne, aber zehn Monate lang die Vorbereitung auf die nächste. Für die einen ist das Herzessache, für die anderen nur Ansichtssache und für die direkt daran Beteiligten oft nur reine Nervensache. Für die einen ist es (angeblich) die „schönste Nebensache der Welt“, für die anderen nur „provinzielles Vereinstheater mit exotischen Stammesritualen“. Allerdings: Von früher so erbitterter Gegnerschaft gewisser notorisch-verbissener Kritiker ist heute kaum noch was zu hören. In dieser Hinsicht herrscht eher Gleichgültigkeit. Mittlerweile interessiert sich sogar nur jeder zweite Mainzer überhaupt noch für Fastnacht.

Aber was ist nun das Besondere an der Mainzer Fastnacht? Einzigartig ist sicher ihre ungebrochene Vitalität und das schier unerschöpfliche Reservoir an Talenten. Zweifellos stellt sie eine Ausnahme dar im sogenannten Rheinischen Karneval. Mainz liegt zwar am Rhein, aber es liegt vor allem auch an den historischen Wurzeln, daß diese spezielle Form der Fastnacht so berühmt geworden ist. Das beruht offensichtlich zum einen auf ihrer politisch-literarischen Tradition und zum anderen auf dem Amateur-Status ihrer Akteure. So hieß es früher einmal beim Dank an die Aktiven auf der Bühne stereotyp: „Alles nur reine Amateure – aber keine Dilettanten!“ Darauf ist man auch heute noch besonders stolz, obwohl man mittlerweile erheblich mehr an sogenannten Spesen und Aufwandsentschädigungen bezahlt als noch zu meiner Zeit. Damals gab's viel weniger – nämlich gar nichts.

Jedenfalls haben diese beiden traditionellen Komponenten seit Jahrzehnten dafür gesorgt, daß die Rundfunkübertragungen vor dem Krieg und später die stets live gesendeten Fernsehsitzungen aus Mainz in ganz Deutschland alljährlich zu den beliebtesten Sendungen wurden – stellenweise sogar auch im deutschsprachigen Europa. In der TV-Hitparade zählen sie immer noch zu den „Top-Ten“. Dazu kam nach dem Krieg noch eine weitere Mainz-typische Komponente: das sogenannte „besinnliche Liedgut“. Man denke nur an Ernst Neger mit seinem berühmten „Heile Gänseje“. Aber auch mit seinen anderen alltags-philosophischen Weisen – womit nicht unbedingt das berühmt-berüchtigte „Humba-tätärä“ gemeint ist.

Für unsere Stadt stellt die Fernsehfastnacht nicht nur ein dauerhaftes Markenzeichen dar, sie ist auch ein image-schaffender Exportartikel von unbezahlbarem Wert – vor allem für die Umsätze der Touristik-Branche. Immerhin assoziieren über 78% unserer Bundesbürger „Mainz“ spontan mit „Fastnacht“. Wobei man draußen im Lande natürlich nicht weiß, daß diese Art televisionäre Schaufensterfastnacht eigentlich ein eher künstliches Gebilde ist – speziell fürs Fernsehen gestaltet und zusammengestellt und mit einem handverlesenen Prestige-Publikum. Das alles hat nicht mehr allzu viel zu tun mit der Vielfalt und Originalität der zahlreichen urwüchsigen Volksfastnachtssitzungen in unserer Stadt. Im Laufe der Jahre wurde die Mainzer Fernsehfastnacht infolge der medien-bedingten Sachzwänge gewissermaßen auf Dauer standardisiert – oder vornehmer ausgedrückt: durch die normative Kraft des Faktischen. Auf gut deutsch: Wer bezahlt, der bestimmt.

Mit der Zeit jedoch wurde die Programmstruktur von „Mainz, wie es singt und lacht“ formal und inhaltlich auch für die Sitzungsgestaltung auswärtiger Karnevalsvereine zum beliebten Vorbild; und das nicht nur im näheren Umland, sondern auch in ganz Rheinland-Pfalz und darüber hinaus sogar in anderen Bundesländern. Überall wurde das närrische „Mainzer Modell“ zur Richtschnur für die örtliche Fastnacht. Wenn auch oft ausgeschmückt mit Mainz-wesensfremden Elementen, wie zum Beispiel Funkenmariechen-Tänzen oder spektakuläre Show-Darbietungen von Tanz-Ensembles, oft ohne jegliche fastnachtliche Attribute.

Einen maßgeblichen Anteil an dieser Entwicklung in weiten Teilen unseres Landes hatten natürlich auch die gestiegenen Ansprüche des inzwischen immer stärker fernseh-verwöhnten Publikums. Durch den perfektionierten Sitzungsablauf – meist sogar mit auswärtigen Stimmungskanonen bestückt – ging vor Ort natürlich sehr viel verloren an lokaler Eigenständigkeit und Originalität, an Improvisation, Spontanität und Kreativität.

Politik und Kokolores

Aber auch die Mainzer Fastnacht selbst hatte sich ja in ihrer Struktur ähnlich gewandelt. Mitte des vorigen Jahrhunderts waren es überwiegend politisch motivierte Proteste unter der Narrenkappe: eine Art Ventilfunktion für liberale Freigeister und revolutionär denkende Radikaldemokraten in der sogenannten „Vor-März-Zeit“. Später wurden daraus vorwiegend reine Unterhaltungsveranstaltungen für mehrheitlich konservativ eingestellte Besitzstandsbürger – meist auch noch streng katholisch gesinnt. Nur die Straßenfastnacht blieb nach wie vor fest in der Hand des proletarischen Volkes.

Dort dominieren seit Anbeginn die unverwüstlichsten Idealisten der Mainzer Fastnacht: die närrischen Garden.

Aber welchen Stellenwert sollten politische Protest-Vorträge heute in Zeiten absoluter Meinungsfreiheit auch noch haben? Kein Wunder, daß die Sitzungen mehr und mehr rein folkloristischen Charakter annahmen. So etwas entspricht halt viel eher dem Zeitgeist. Und die Fastnacht war ja schon immer ein Spiegelbild der Gesellschaft gewesen: früher mehr „SPIEGEL“, heute dagegen mehr „BILD“. In der Bütt wird doch in der Mehrzahl der Vorträge nicht mehr über politische Tatbestände satirisch polemisiert – wie noch in der Nachkriegszeit üblich. Heutzutage werden meist nur noch Witze gemacht über Parteien oder über prominente Bundespolitiker, um damit das Publikum zum Lachen zu bringen. Als ob so etwas überhaupt noch nötig wäre. Denn mittlerweile stellen doch die Politiker selbst – mit ihren oft real-satirischen Vorträgen – jeden Büttredner glatt in den Schatten. Erschwerend kommt noch hinzu: Das heutige mehrheitlich unterhaltungssüchtige Publikum ist doch nur noch interessiert am möglichst schnellen Spaß-Konsum. So entstand mit der Zeit eine Art „Fastfood-Karneval“, wodurch die Akteure zunehmend in die Rolle perfektionierter „Spaß-Verkäufer“ gedrängt wurden. Wenn aber ausschließlich nur noch der absolute Kokolores dominiert, wächst natürlich gleichzeitig auch die Gefahr einer geistigen Verflachung der Sitzungsfastnacht.

Das ist beileibe nicht „anti-spaß-istisch“ gemeint. Ich war ja damals bei den „Gonsbach-Lerchen“ und bei meinen Solo-Auftritten selbst ein langjähriger Protagonist des Klamauks gewesen. Als einer der ersten präsentierte ich spaß-betonte Rollen-Skette außerhalb der Bütt. Aber immer nur unter der Prämisse: Sie sollten eine gewisse gesellschaftskritische Satire-Basis haben und vor allem ein bestimmtes komödiantisches Niveau, was mittlerweile jedoch vielerorts keine große Rolle mehr zu spielen scheint, auch wenn das die Betreffenden natürlich vehement bestreiten mögen. Aber da erinnere ich nur an das berühmte Zitat von unserem Herrn Bundeskanzler, der einmal so treffend gesagt hat: „Entscheidend ist doch nur, was hinten rauskommt!“ Allerdings würde ich nicht so weit gehen wie einer unserer prominenten Landespolitiker – nebenher praktizierendes Mitglied bei der „Mainzer Ranzengarde“. Der ließ neulich offiziell verlauten: „Die Fastnacht ist der Stuhlgang der Seele!“

Inzwischen reflektiert die Fernseh-Fastnacht exakt die gleiche Entwicklung, wie sie seit Jahren schon in der profanen Fernseh-Unterhaltung zu beobachten ist. Von Ausnahmen abgesehen haben kritische Geister und nachdenklich machende Außenseiter in der Unterhaltungsbranche heute so gut wie keine Chance mehr. Für Kenner des deutschen Nationalcharakters ist das alles nicht sehr verwunderlich. Schuld daran ist wohl – wie Wissen-

schaftler festgestellt haben – unser geradezu biedermeierliches Ruhebedürfnis, die Angst vor jeglichem sozialem Wandel und damit verbunden eine absolute Anpassungsbereitschaft. Vor allem aber ist es die tief verankerte anti-revolutionäre Mentalität unserer Bürger, die sie vor jeder Aktion entschiedenem Aufbegehren und Kritik an bestehenden Werten zurückschrecken läßt, was ich oft genug aufgrund meiner fastnachtskritischen Vorträge erfahren mußte. Obwohl mich meine Eltern immer wieder gewarnt hatten – vor mir selbst: „Bub, sei doch nit immer so kritisch! – Des gehört sich doch nit! – Was sage denn da die Leut dazu!“

Nicht ohne Grund heißt das Motto der Mainzer Fastnacht: „Allen wohl und niemand weh!“, nach meiner Auffassung eine Pervertierung der eigentlichen Aufgabe eines Narren. Offenbar bedeutet diese Parole für das „karnevalistische Establishment“ lediglich: Wehe dem, der etwas attackiert, auf dessen Wohl Wert gelegt wird! Aber so ist das nun mal – selbst im Narrenreich, wo die gesellschaftlichen Verhältnisse eigentlich total auf den Kopf gestellt werden müßten. Ohne Zweifel: Jeder versteht natürlich Spaß, immer vorausgesetzt, die anderen sind gemeint. Es gibt genug prestigebewußte Brauchtumshüter, die sich schon schwer verletzt fühlen, wenn nur ein Schatten auf sie fällt. Wenn ich mich einmal selbst zitieren darf:

Humor is was ganz Ernstes, an Fassenacht, da lernste's!

Dennoch geht es mir mit der Mainzer Fastnacht wie mit einer alten Hose: Sie ist schon etwas abgeschabt und durchgesessen, es fehlen inzwischen auch ein paar Knöpfe, sie hat zwar einige neue Flicker, aber noch eine Menge alter Löcher – und trotzdem hänge ich nach wie vor an ihr.

Vom Selbstverständnis der Narren

In den ersten Jahren meiner närrischen Gehversuche hatte ich noch alles brav mitgemacht – naiv, gutgläubig, angepaßt. Die Hauptsache war: Ich durfte auf die Bühne und konnte das Publikum im Saal zum Lachen bringen – egal wie und womit. Und ich glaubte auch alles, was mir die altgedienten Narren erzählten. Erst nach etwa zehn Jahren fastnachtlicher Aktivitäten kam es bei mir zu einer Art „Bewußtseinswerdung“. Ich fing allmählich an, Diskrepanzen zu entdecken zwischen den selbstformulierten Ansprüchen der Narren und offensichtlich auftretenden Widersprüchen bei ihren Taten. Im sogenannten „närrischen Grundgesetz“ heißt es zum Beispiel: „Alle Narren sind gleich!“ – Denkste! – Schon beim Rosenmontagszug – nach meinen ersten Fahrten im Aktiven-Wagen – da fielen mir doch einige Klassenunterschiede auf. Die prunkvollen Komitee-Wagen zum Beispiel, die waren qualitativ erheblich komfortabler ausgestattet. Es gab nicht nur mehr

zu essen und zu trinken, man verfügte dort auch über weitaus reichhaltigeres und wertvolleres Wurfmaterial.

Mein Ärger über diese offensichtliche alljährliche Ungleichbehandlung verleitete mich 1960 zu meinem ersten Büttenvortrag als „Rosenmontagszugbesucher“. Darin schilderte ich (zur klammheimlichen Freude meiner Mitleidensgenossen) unter anderem den luxuriösen Komiteewagen des MCV, allerdings mit damals noch milder Ironie:

*Superhoch, in voller Pracht,
wie in Hollywood gemacht,
kommt das Prunkstück angerollt:
glänzend –wie aus purem Gold!
Und es regnet in Kaskaden:
Blumen, Bonbons, Schokoladen!
Narren aus der höchsten Klasse,
sie sind Opium für die Masse,
die Edelsten vom edlen Sproß:
die Fastnachtsgötter mit ihm Boß!
Danach der Zug sein Ende nimmt,
weil nach Käs nix Bessres kimmt!*

Aber von da an begann ich die Verhaltensweisen in meiner närrischen Umgebung genauer zu beobachten. Ich verglich Theorie und Praxis und versuchte, in meinen Vorträgen das Publikum darüber aufzuklären, was hinter den Kulissen so alles passiert. Zum Beispiel 1967 als „Komiteedienner“ schilderte ich ausführlich die karnevalistischen Standesunterschiede. Unter anderem hieß es in diesem satirischen „Fastnachts-Knigge“:

*Da geht's nach Klasse, nach Tarife:
die Unterste sinn die Aktive!
Die Komiteter oft verkannt,
die sinn im Umgang tolerant.
Des is ihr feste Überzeugung:
kein Bückling, nur e tief Verbeugung!
Jedoch kommt ein Herr Präsident,
dann nimm dein Herz in beide Händ:
knie nieder schnell und lächle süß,
dann küß ihm demutsvoll die Füß!*



Persiflagen über Klassenunterschiede im Karneval als „Komiteediener“ – 1967 (Foto Benz)

Der klassenlose Karneval

Ich könnte gewiß noch mehr Beispiele für die hierarchischen Strukturen in der damaligen Narrenwelt nennen. Ob das heute anders ist, das kann man nur hoffen. Heinrich Böll hat mal geschrieben: „Der Karneval stammt aus dem Volk. Er ist klassenlos, wie eine ansteckende Krankheit, die keine Klassenunterschiede kennt!“ Ein prominentes Mitglied eines sogenannten „Großen Rates“ hat mir damals gesagt, als ich ihn daraufhin angesprochen habe: „Klassenunterschiede? – So ein Quatsch! – Die gibt’s doch in unsrer

Fastnacht nit! – So was behaupten immer nur gewisse Miesmacher aus der unteren Klasse!“

Im Lauf der Jahre sollte ich dann noch eine Fülle weiterer nicht-existierender Klassenunterschiede kennenlernen: bei der Verköstigung hinter der Bühne, bei der Kostenerstattung von Fahrten an Sitzungstagen, bei Kartenzuteilungen und Plazierungen von Angehörigen und bei vielen anderen Gelegenheiten. Davon profitierten immer nur die im Verein Privilegierten. Dazu kam noch ein erhebliches Defizit an Mitbestimmung – zum Beispiel über die Anzahl der Bühneneinsätze. Das waren unter anderem die Gründe dafür, warum die „Gonsbach-Lerchen“ 1967 beim MCV unter Protest ausgeschieden sind. Mit den damaligen führenden Narrenbossen war halt nicht zu reden. Die hielten sich mittlerweile offenbar tatsächlich für echte Minister und Präsidenten. Ähnliches gilt auch stellenweise für die höheren Ränge in den närrischen Gärten. Manch einem dieser prunkvoll verkleideten Uniform-Fetischisten scheint noch gar nicht klar geworden zu sein, daß das Ganze eigentlich als Persiflage auf das allzu preußische Militär-Unwesen gedacht ist, genau wie die närrischen Orden. Damit wollte man ursprünglich das Prestigebedürfnis eitler Spießier parodieren, durch eine bewußt satirische Gestaltung. Inzwischen aber sind viele Karnevalsorden oft noch prunkvoller gestaltet als das große Bundesverdienstkreuz. Wahrscheinlich sind sie deshalb auch so heiß begehrt – in erster Linie bei geltungssüchtigen Nicht-Aktiven.

Insofern unterscheiden sich die sogenannten „Narren“ in nichts von profanen Menschen: sowie sie ein offizielles Amt oder eine Funktion übernehmen (wobei sie sich oft genug auch übernehmen), schon verändert sich ihr Verhalten. Womöglich bekommen sie dann noch einen klangvollen Titel und werden überhäuft mit Orden und Ehrenzeichen, die sich dann auf ihrer immer stolzer anschwellenden Brust geradezu ekzemartig ausbreiten. Diese Leute nehmen die Fastnacht aber dennoch nicht so ernst, wie immer behauptet wird. Oh nein, die nehmen sie oft todernst. Und sie opfern sich selbstverständlich auf – zum Wohle des Vereins. Oft aber auch nur zu ihrem eigenen – getreu dem Motto: „Der brave Mann denkt an sich ... selbst zuletzt!“ Dazu kommt noch, daß viele dieser närrischen Bürden-Träger ihre Funktion zwar ehrenamtlich ausüben (wie die meisten Akteure) – gleichzeitig aber auch beruflich oft enorm davon profitieren (wie die wenigsten Akteure).

Mein Respekt galt und gilt daher immer nur den sogenannten „kleinen Narren.“ Denen habe ich mal ein Lied gewidmet, in dem es heißt:

*[...] denn nur die kleinen Narren, das sind die wahren Narren,
die das aus Spaß nur machen und nicht für Geld!*

Für außerordentlich bewundernswert halte ich den Fleiß und die Begeisterung dieser Freizeit-Fastnachter. Sie setzen sich damit bewußt alljährlich einem nicht unerheblichen Streß aus, und das nur aus „Spaß an der Freud“, obwohl hierbei natürlich auch die Möglichkeit zur Selbstdarstellung eine große Rolle spielt. Und die dient dann natürlich auch zur Befriedigung des eigenen Geltungsbedürfnisses. Genau so war es natürlich auch bei mir selbst der Fall gewesen.

Die Funktion des Narren

Mittlerweile hatte ich mich aber auch theoretisch intensiv mit dem Narrentum befaßt. Ich studierte an Literatur, was mir unter die Augen kam: über die Funktion der Hofnarren im Mittelalter, über die revoltierenden Narren in der Repressionszeit von Fürst Metternichs Ungnaden, über die wenigen mutigen Narren im Dritten Reich bis hin zu den elektronischen Hofnarren unserer Zeit. Ursprünglich war der Narr nur ein Außenseiter der Gesellschaft gewesen. Er hat die Obrigkeit verspottet und verhöhnt, menschliche Torheiten der Lächerlichkeit preisgegeben, gesellschaftliche Mißstände aufgedeckt und versucht, Vorurteile abzubauen. Kurz gesagt: Er hat die alltäglichen Verhaltensweisen der sogenannten „guten Bürger“ völlig ins Gegenteil verkehrt, was man fast schon als anarchistisch bezeichnen kann.

Aber wie sieht die Realität heute aus? Die modernen Narren sind ausnahmslos Vertreter dieser Gesellschaft. Die Obrigkeit wird begrüßt und hofiert, Minderheiten werden lächerlich gemacht, offensichtliche Mißstände totgeschwiegen und Vorurteile reihenweise bestätigt. Dafür aber triumphiert heute der sinnfreie Kokolores. Getreu dem tele-visionären Erfolgsrezept: „Närrisches Allerlei auf gut bürgerlich, mit schmackhaften Klischeestückchen und gut abgehangenen Schablonen möglichst platterdings serviert!“ Manche Redner dort scheinen von der Muse nicht nur geküßt, sondern sogar gebissen worden zu sein. Dabei sollte der Narr eigentlich so eine Art Bürgerinitiative auf zwei Beinen sein: respektlos, frech, kritisch – auch gegenüber seinem Publikum. Aber davon ist kaum etwas zu hören in den Veranstaltungen der „pseudo-närrischen Humor-Konzerne“, geschweige denn an Fastnacht im Fernsehen – zumindest in dieser Hinsicht ein „öffentlich-rechtliches Realitäts-Präservativ“. Tabufreie Kritik – aber nach allen Seiten – findet man höchstens noch in der sogenannten „alternativen Fastnacht“, auf die ich noch zu sprechen kommen werde. Das ist so eine Art Sub-Kultur innerhalb der etablierten karnevalistischen Hoch-Kultur.

Mangelnde Zivilcourage

In den 70er Jahren habe ich versucht (jedenfalls in Ansätzen), diese kritische Narrentradition wieder aufzunehmen. Zum Beispiel: 1974 als „Prinz Bibi“ – oder 1977 als „Platzanweiser“ – oder 1981 als „Hofmatz mit seinem Dippche“, allerdings in einer etwas abgemilderten, einigermaßen zivilisierten Art und Weise. Dennoch kam es regelmäßig zu empörenden Reaktionen



Satirischer Blick hinter die Kulissen
als „Büttenschieber“ – 1970 (Foto Bonewitz)

von den selbsternannten Gralshütern der Narretei: „Des hat doch mit Fasenacht nix mehr zu tun! – Nestbeschmutzer! – Der macht doch nur unser Fasenacht kaputt!“ Allen Unkenrufen zum Trotz ist mir das jedoch offensichtlich nicht gelungen. Ich dachte eigentlich immer, Narrheit sei die Weisheit, die genug Humor hat, auch sich selbst in Frage zu stellen. Von wegen! Obwohl mir hinter den Kulissen viele Kollegen erklärten: „Du hast ja völlig recht! – Ich habe mich seit Jahren auch schon über all diese Mißstände geärgert, aber warum mußt du das alles auch noch öffentlich verkünden?“ Worauf ich sagte: „Weil ihr euch nicht getraut habt!“ Aber Zivilcourage gehörte halt noch nie zu den typischen deutschen Charaktereigenschaften. Dabei hätten wir gerade heute viel mehr unnormale Narren nötig, die uns klar machen, wohin uns die „normalen Vernünftigen“ gebracht haben.

Keineswegs will ich behaupten: Alles das, was ich auf der Bühne verkündet habe, ist der Narrheit letzter Schluß. Auch bei mir hat es immer wieder Diskrepanzen gegeben zwischen Anspruch und Widerspruch. Auch ich habe Zugeständnisse gemacht an das Publikum, Konzessionen an das

Medium Fernsehen, bin mitunter auch Kompromisse eingegangen, was Inhalt und Form meiner Vorträge betraf. Aber ein Narr ist offenbar auch nicht mehr als die Summe seiner Widersprüche. Worauf ich jedoch immer konsequent bestanden habe, war meine Narren-Freiheit. Im Gegensatz zu vielen anderen habe ich mir niemals auch nur eine einzige Zeile von anderen streichen lassen. Das habe ich immer nur selbst gemacht. Ich habe auch nie mein Manuskript dem Fernsehen zur (offiziell eigentlich nicht-existent) Zensur vorgelegt. Dieses narreheitswidrige Ansinnen habe ich ganz einfach umgangen: Ich lernte meine Vorträge auswendig und behauptete dann, ich hätte gar kein Manuskript. Dadurch verschaffte ich mir genügend Gelegenheit zur Improvisation und zu spontanen Reaktionen. Viele närrische Mitstreiter und Funktionäre haben mir damals immer wieder gesagt: „Wenn dir das alles hier nicht paßt, dann hör doch auf und geh!“ Diese nachdrückliche Empfehlung haben früher politische Systemkritiker bei uns ebenfalls immer wieder zu hören bekommen: „Dann geh doch gleich nach drüben!“

Natürlich habe auch ich der Fernseh-Fastnacht einen bundesweiten Bekanntheitsgrad zu verdanken, von dem ich heute noch profitiere. Aber das ist ja auch kein Wunder, wenn man sich in 27 Fernsehsitzungen Jahr für Jahr redlich abgerackert hat, manchmal sogar zweimal am Abend. Außerdem hätte ja auch jeder andere der dort Mitwirkenden so eine Chance später nutzen können, wie zum Beispiel die „Mainzer Hofsänger“ und der langjährige Fernsehsitzungs-Präsident Rolf Braun. Man hat mich damals auch gerne bezeichnet als „Gipfelstürmer der Inkonsequenz“ – als „scheinheiligen Pharisäer“, weil ich trotz meiner Kritik an Mißständen im Karneval auch weiterhin in der Fernseh-Fastnacht aufgetreten bin. Aber ausgerechnet diese Leute waren dann die ersten, die mich nach meinem Ausstieg bezeichnet haben als „Deserteur“ und „Verräter“. Dabei hatte ich damals immer in der Hoffnung gehandelt, man könne nur innerhalb eines Systems etwas verändern und es dadurch zeitgemäß reformieren. Und so etwas funktioniere nur dann, wenn man als „Insider“ von innen heraus agiert – direkt in der Problemzone stehend – und nicht als unbeteiligter Kritiker von außen. Aber damit kann man nur dann Erfolg haben, wenn unter den Akteuren Solidarität herrscht. Aber so etwas habe ich in Mainz noch nie erlebt.

Dennoch machte ich mir damals immer wieder selbst Mut: Einer muß es doch wenigstens versuchen! sagte ich mir. Bis ich eines Tages eingesehen habe: Diese Einzelkämpferei geht über meine Kräfte. Die Natur hat offenbar unter 100 Menschen eine einzige Fehlkonstruktion hervorgebracht: Das ist der Narr, der die anderen 99 unterhalten soll. Aber dazu hatte ich nach über 30jährigen nerven- und freizeitraubenden Strapazen (jedenfalls unter diesen Bedingungen) keine Lust mehr. 1984 wechselte ich endgültig ins professionelle Kabarett-Lager. Dort hatte ich ja schon seit 1975 genügend

Bühnenerfahrungen gesammelt. Mit der Zeit jedoch war mir dieser ständige Spagat „zwischen den Stilen“ zu sehr auf die Nerven gefallen. Dabei war ich schon immer den Karnevalisten zu kabarettistisch gewesen und den Kabarettisten ohnehin zu karnevalistisch. Aber das ist heute auch nicht viel anders.

Das Dilemma mit dem Publikum

Die Kluft zwischen Anspruch und Widerspruch in der Mainzer Fastnacht betrifft aber nicht nur die Narren auf und hinter der Bühne, sondern auch die „holden Närrinnen und Narrhallesen“ im Saal. Ich bin leider noch nicht im Besitz des neuen Duden. Deshalb weiß ich auch nicht, wie der Plural von „Publikum“ heißt: „Publikümer“ oder „Publikumse“? Am treffendsten wäre ja eigentlich: „Publi-Kummer“. Auf jeden Fall gibt es an Fastnacht mehrere davon – je nachdem, welche Art von Veranstaltung ein Verein durchführt. Gefragt ist nicht, worauf es dabei eigentlich ankommt, sondern nur das, was beim Publikum ankommt. Und das kann sehr unterschiedlich sein.

Da gibt es zum Beispiel (heute nur noch ganz vereinzelt) sogenannte „Herrensitzungen“. Dort wurden früher beim MCV in erster Linie politisch-satirische Vorträge erwartet, bei anderen Vereinen dagegen überwiegend sexuelle Themen in Form von „oigewickelte Knöllcher“. Das sind Zoten, die möglichst metaphorisch umschrieben werden (sollten). Beide Erscheinungsformen hat der Zeitgeist mittlerweile in der Versenkung verschwinden lassen; einige Redner jedoch – die sich mit Vorliebe immer noch weit unterhalb der Gürtellinie bewegen – dagegen leider nicht. Dann gibt es noch die klassischen „Damensitzungen“ – bei denen natürlich auch Herren zugelassen sind, ausgenommen vielleicht bei sogenannten „Kreppelkaffees“. Dort trifft man auf ein durchweg aufmerksames und stimmungsvolles Publikum – besonders bei den sogenannten „Kammerspielen“ in den närrischen Vorort-Metropolen.

Schwieriger wird das schon bei sogenannten „Prunk-Fremdensitzungen“. Solange es sich dabei lediglich im Mainzer Umland um eine prestigemäßig wertvoller klingende Bezeichnung handelt (und die Fremden nur aus den jeweiligen Nachbargemeinden stammen), geht es dort relativ problemlos zu. Aber wehe, man hat es innerhalb der Stadt tatsächlich mit Mainz-fremden Besuchern zu tun. Die kommen mitunter von sehr weit her ange-reist, womöglich mit Bussen oder in Sonderzügen, und werden dann massenweise in die Rheingoldhalle gekarrt. Im Gegensatz zu dem Publikum bei den volksfastnachtlichen Stadtteilsitzungen sind diese Zuschauer fast nie

kostümiert. In seriösem Schwarz gekleidet erinnern sie – wie neulich ein bekannter Mainzer Büttenstar mal so treffend gesagt hat – eher an einen „Betriebsausflug der Bestattungsunternehmer“. Unter Umständen veranstalten dort ganze Tischreihen – besonders in der hinteren Saalhälfte – ihre eigene Sitzung, ganz egal, was sich weit vorne auf der Riesenbühne auch immer abspielen mag. Oder, was für die Akteure noch schlimmer ist, sie sitzen in der vorderen Hälfte. Dort wirken sie dann meist wie erstarrt. Die hocken da wie steingewordene Büsten, die mit augenloser Würde auf die nächste Eiszeit warten – was übrigens mitunter auch bei manchen Komiteetern zu beobachten ist.

Das alles aber wird noch übertroffen von dem sogenannten Fernsehsitzungs-Publikum. Dort wird die Fastnacht zum gesellschaftlichen Ereignis hochstilisiert oder, wie ein bekannter Fußballstar es viel treffender ausdrückte: „hochsterilisiert“. Am schwierigsten ist es zwei Tage vorher – bei der sogenannten „Probe-Sitzung“, denn dort weiß das Publikum ganz genau, daß es nur zur Probe benutzt wird. Dementsprechend sind dann auch die Reaktionen. Ganz anders natürlich bei der Live-Sendung: Die wird dann zum Gipfeltreffen der mondänen Pseudo-Schickeria. Und das ist wirklich der Gipfel, denn die Karten dafür sind auf dem freien Markt gar nicht zu bekommen. Sie werden gleichmäßig verteilt: an die Funktionäre und Angehörigen der beteiligten Fernseh-Vereine, an die offiziellen Vertreter von Stadt und Land, an gewichtige Persönlichkeiten des jeweiligen Senders und an die aktuelle Prominenz aus der Bundespolitik, sowie von Wirtschaft und Showbusiness. Das profane närrische Volk jedoch, das ist paradoxerweise bei dieser Demonstration eines Volksfestes leider ausgeschlossen. Welch eine Narrheit!

Dieses Phänomen hatte ich in der Rolle des „Platzanweisers“ mit subtiler Ironie vor laufenden Kameras angesprochen:

*Schöne Leit im ganze Raum
nur: echte Meenzer find mer kaum!
– Frohsinn on the rocks
fer's bessere Gesocks!*

Beim GCV in Gonsenheim gab es danach tosenden Jubel, in der Fernsehsitzung jedoch gellende Pfiffe und empörte Buhrufe. Besonders erbost darüber waren ein paar Frohsinns-Experten vom Fernsehen (zum Beispiel auch ein Herr Intendant) und natürlich auch einige notorische „Humor-Simulatoren“ der Mainzer Karnevalsszene. Die hatten mir nämlich vorher schon diese und weitere (für sie) ähnlich schockierende Passagen strikt verboten. Dabei bezog sich meine Feststellung in erster Linie auf die – aus der

karnevalistischen Diaspora angereisten und protokollgerecht in den vordersten Reihen plazierten – professionellen Selbstdarsteller mit Prominenten-Bonus. Die sind angesichts der vielen Fernsehkamera meist mehr daran interessiert, im Bild zu erscheinen, als selber im Bild zu sein. Auf sie trifft der Satz von Tucholsky zu: „Der Mensch hat neben dem Fortpflanzungstrieb und dem zur Nahrungsaufnahme nur zwei Leidenschaften: Krach zu machen und nicht zuzuhören!“



Satiren über den elitären Gesellschaftskarneval als „Platzanweiser“ – 1977
(Foto Dietrich)

Aber auch bei ganz normalen Sitzungen begegnet man dieser ganz besonderen Spezies im Narrenreich. Dort nennt man sie „Ehrengäste“. Sie haben meist nicht nur freie Kost und Logis, sondern genießen auch die oft katzbuckelnde Aufmerksamkeit der Vereinsoffiziellen – und selbstverständlich alles mit bester Sicht auf die Bühne. In der Figur des „Platzanweisers“ habe ich dem Publikum unter anderem erklärt:

Als ausgebildeter Ehrengast-Dompteur achte ich streng auf die reservierten Plätze.

Da kann sich nämlich mit einfach jeder Kreti und Bleedi hinhocken!

– Es sei denn: es wäre ein Generaldirektor-Kreti oder gar ein Minister-Bleedi, erst dann laß ich ihn platze!

Wohin der Zeitgeist weht

An den jeweils wechselnden Formen und Inhalten der Mainzer Fastnacht im Lauf der Jahre kann man genau erkennen, wohin gerade der Zeitgeist weht, speziell bei den Fernsehsitzungen. Die 40er und die frühen 50er Jahre waren geprägt von Gemeinschaftsgefühl, von Sentimentalität und von Aufbruchstimmung. Dies entsprach damals den Gefühlen der dem Untergang entronnenen Nachkriegsgesellschaft. Hier trafen die Mainzer Narren am zielsichersten den Nerv ihres Publikums. Ich erinnere mich aber auch noch an einen Ausspruch des wohl berühmtesten Büttenstars der damaligen Zeit, Seppel Glückert, der bei der Premiere der Mainzer Fernseh-Fastnacht 1955 mit fast hellseherischer Fähigkeit gesagt hat: „Wenn das nur mal gutgeht!“

In den späten 50er und 60er Jahren führte der rasante Wiederaufbau zum sogenannten Wirtschaftswunder. Es entstand die vielzitierte Wohlstandsgesellschaft – mit all ihren Vor- und Nachteilen. Das war die hohe Zeit der politischen und gesellschaftskritischen Vorträge. Aber auch der (mehr oder weniger) niveauvolle Klamauk kam zu seinem Recht. Damals hatte man halt noch erheblich mehr Gespür für die richtige Mischung.

Die 70er Jahre wurden bestimmt von gesellschaftspolitischen Umbrüchen – eine Folge der Studentenrevolten. Scharfe Kritik kam auf an der etablierten Mainzer Fernseh-Fastnacht, hauptsächlich von Linksintellektuellen und aus den Reihen der sogenannten Protestgeneration. Es kam zu etlichen Sinn-Krisen in der Mainzer Fastnacht (mittlerweile hatte sie mehr Krisen als Sinn). Aktive forderten mehr Mitbestimmung und wechselten immer häufiger ihre Vereine – ein bis dahin unerhörtes Sakrileg. Die Lokalpresse eröffnete sogar ein Diskussionsforum. Und das Fernsehen suchte krampfhaft nach neuen Wegen. Man erinnere sich nur an das Scheitern des blamablen Experiments mit Otto Höpfner. Er wollte 1972 die Südwestfunk-Sendung „Mainz, wie es singt und lacht“ zu einer Narrenshow umfunktionieren. Da hatte man in der Tat den „Blauen Bock“ zum Gärtner gemacht. Glücklicherweise gab es danach anstelle von damals zwei Fernsehsitzungen aus Mainz nur noch eine – abwechselnd gesendet von ARD (Südwestfunk) und ZDF. In jener Zeit erschienen auch die ersten wissenschaftlichen Studi-

en über die Mainzer Fastnacht. Dabei wurde unter anderem deutlich: Politische Themen waren beim Publikum nicht mehr so gefragt wie früher mal. Man legte mehr Wert auf den sogenannten „Kokolores“. Das Fernsehen reagierte prompt: Nach und nach wurden die politisch-literarischen und die philosophisch-geistreichen Beiträge verdrängt. Auch die „Mainzer Hofsänger“ bekamen den neuen Zeitgeist-Wind zu spüren: Sie sollten am besten nur noch für Stimmung beim Finale sorgen. Die anderen Gesangsgruppen brachten sogar moderne Elemente der Kleinkunst auf die Narrenbühne: mit aufwendiger Travestie, in perfekten Masken prominenter Showgrößen und sogar mit Playback- und Stimmenparodien.

In den 80er Jahren schlug das Pendel ganz allmählich wieder etwas zurück – ohne aber das frühere Niveau der Anfangszeit zu erreichen. Der



Parodie auf einen „Stimmungsliedermacher“ – 1980
(Foto Bonewitz)

Zeitgeist forderte immer seichtere und spektakulärere Unterhaltungskost. Neue Akteure erschienen auf der Bühne – aber überwiegend Vertreter der „Kokolores-Fraktion“.

Die 90er Jahre sind geprägt von einer zunehmenden Politikverdrossenheit, von Wirtschaftskrisen und von einer immer stärker werdenden Unterhaltungs-gier in unserer Gesellschaft. Das Volk verlangte offenbar nach „panem et circenses“. Das Zeitalter der Comedy brach an – nach dem „Drei-S-Motto“: sinnlos, simpel und saudoof. Nur noch der vordergründige Erfolg wird honoriert, nicht mehr die intellektuelle Leistung. Dieser Erwartungshaltung der absoluten Spaß-Gesell-

schaft unserer Tage zollen natürlich auch die Narren ihren Tribut. Symptomatisch dafür ist der Name einer zeitgemäßen jugendlichen Gesangsgruppe: die „Spaßmacher-Company“. Vor allem in der nach außen wirkenden Fernseh-Fastnacht sind Anspruch und Widerspruch wie nie zuvor in der (früher mal) so niveaubewußten Mainzer Fastnachtstradition noch weiter auseinandergeklafft. Und ein Wandel ist derzeit nicht in Sicht.

Das politisch-literarische Alibi

Als anspruchsvollstes Markenzeichen der Mainzer Fastnacht werden auch heute mit Vorliebe immer noch die politisch-literarischen Darbietungen genannt. Das bedeutet im Wortsinn: politische Themen literarisch aufzubereiten – in wohlgesetzten Reimen oder in satirischer Prosa. Meister dieses Fachs waren früher die Symbole von MCV und MCC: der „Bajazz“ und der „Till“. Aber auch zahlreiche andere – oft äußerst originelle – Polit-Satiriker polemisierten aus der Bütt. Allerdings trug deren politische Zielrichtung überwiegend nur konservative Züge, was sich bis heute nicht allzu sehr geändert hat. Kein Wunder, denn schließlich will jeder Redner bei diesem gutbürgerlichen Publikum auch Beifall erzielen. Deshalb hat er meist schon beim Schreiben seiner Texte die Schere unter der Narrenkappe. Dabei sollte der Narr eigentlich weder links stehen noch rechts – geschweige denn im Zentrum der unverbindlichen Mitte. Denn traditionell gesehen ist er ein radikaler Ex-Zentriker, also ein Ver-rückter. Auf jeden Fall hat der Zeitgeist mittlerweile diese politische Exklusivität der Mainzer Fastnacht im Orkus der Geschichte weitgehend versickern lassen. Heute bringt höchstens noch der sogenannte Protokoller etwas mehr oder minder Geistreiches über Politik – passagenweise auch hier und da mal der eine oder andere wagemutige Redner.

In der Fernsehsitzung jedoch kocht man in dieser Hinsicht auf kleinster Sparflamme. Nur ganz vereinzelt erscheint dort mal ein politischer „Alibi-Funktionär“.

Aber von den früheren literarischen Formen – mit viel Esprit – ist weit und breit kaum mehr etwas zu hören. Anstelle von thematisierten politischen Problem-Themen (wozu zum Beispiel durchaus auch das heutige Wählerverhalten zählt) werden heute in der Bütt mehr und mehr lediglich verbale Karikaturen von Politikern präsentiert. Meist bestehen die nur aus sarkastischen Sprüchen über deren persönliche Schwächen und Torheiten. Dem Stil nach könnten sie ohne weiteres auch von politisch agierenden Kabarettisten stammen, was stellenweise bei manch einem dieser bedenkenlosen Plagiatoren sogar wörtlich der Fall ist. Während man früher so umstrit-

tene Themen polemisch aufs Korn nahm, wie zum Beispiel: die Wiederbewaffnung, die Aktion „Kampf dem Atomtod“, die Gastarbeiterproblematik, den NATO-Beitritt, hört man heute in der Bütt kaum etwas närrisch Satirisches über Sozialabbau, Finanzmisere, Steuer-Ungerechtigkeit, Kranken-Belastungen, Umweltverschmutzung oder ähnlich brisante Themen in unserer Gesellschaft. So etwas bieten höchstens noch traditionell die sogenannten „Motivwagen“ beim Rosenmontagszug.



Parodie auf die Symbole Till und Bajazz als
„Hofmatz mit seinem Dibbche“ – 1981 (Foto Dietrich)

In meinem letzten Fernsehvortrag vor meinem TV-Ausstieg parodierte ich als „Hofmatz mit seim Dippche“ die politischen Symbolfiguren der beiden größten Mainzer Karnevalsvereine. Dabei ging ich wieder mal das Publikum direkt an mit den Worten:

*Ich hab so das dumpfe Gefühl:
Ihr nemmt uns als politische Redner
nit mehr so ganz ernst?
Was fällt euch denn ein? – Nit viel, gelle?
Alsfort wollt ihr immer nur lache!
Daß ihr euch nit schämt!
Des hat doch mit Humor nix mehr zu tun,
des is ja die reinst Fassenacht!*

Dann zog dieser „Hofmatz“ die närrische Bilanz:

*Fernsehe lehrt die Narren Mores:
Show, Klamauk und Kokolores!
Für den Zeitgeist: exemplarisch,
nix politisch-literarisch,
nix mehr Geist, Niveau, Esprit
nur: wo führt denn des mal hie?
Eines Tags gibt's hier bei Hofe
anstatt Narren nur noch Doofe!*

Der lukrative Mattscheiben-Frohsinn

Die alljährlichen Übertragungen der Mainzer Fastnacht im Fernsehen habe ich erlebt als ein überwiegend gesellschaftliches Spektakulum: ein Jahrmarkt der Eitelkeiten, sowohl im Saal als auch auf und hinter der Bühne. In meinem Vortrag am Flügel „Lieb Fassenacht“ nahm ich 1972 dieses Thema auf und provozierte direkt das vor mir sitzende Fernsehsitzungspublikum. Damals dachte ich noch, das wird garantiert mein letzter Vortrag hier sein. Dennoch – oder gerade deshalb – sang ich voller Inbrunst angesichts der Betroffenen im Saal:

*Orden, Fräcke, Hottvolees,
Uniformen, Dekolletees,
reichlich Busen, nackte Rücken,
Speckgenicke, Sekt, Perücken,
Perlen, Ringe, dicke Protze,
nur kei Fastnacht! – Es is zum Kotze!*

Aber der Clou des Ganzen: Gerade diese Leute haben dann auch noch begeistert gejubelt und geklatscht. Ein Phänomen, das ich bis heute noch nicht begriffen habe.

Im Vorfeld der Kämpfe um einen Platz an der „Fernseh-Sonne“ herrschte damals allseits das olympische Motto: „Dabei sein ist alles – egal wie!“ Ob es heute noch genau so ist, das kann man nur vermuten. Man streitet sich nur noch hinter verschlossenen Türen. Früher gerieten sich die vereinsmeierischen Frohsinnstechnokraten und Heiterkeitsmanager alljährlich (auch öffentlich) in die närrischen Haare – nach der Devise: „Spaß beiseit, genug gelacht, jetzt is Fernsehessenacht!“ Offenbar litten alle unter einer Art televisionärer Zwangsneurose, was mitunter sogar manchen Fernsehmachern auf die Nerven ging – vor allem dem sogenannten „Vater der Fernsehfastnacht“ Dr. Wolfgang Brobeil, der in puncto organisiertem Humor von einer geradezu hinreißenden Naivität war.

Anstatt nur die besten Darbietungen aus allen Vereinen von Mainz und Umgebung auf die Bühne zu bringen – zum Wohl der Vaterstadt –, beschränkte man sich (leider auch heute noch) auf nur vier Korporationen. Die stritten sich dann alljährlich heftigst um die Anzahl der Mitwirkenden aus ihren jeweiligen Vereinen, wobei allzu oft der Proporz über die Vernunft triumphierte. Die Einschaltquoten lagen in der Anfangszeit mal über 90%. Mittlerweile sanken sie zwar um mehr als die Hälfte, aber sie sind immer noch äußerst interessant für die jeweilige Fernsehanstalt – obwohl hohe Quoten noch nie ein Indiz waren für hohe Qualität.

Bizarre Formen hat dieser anstalts-bedingte Quotenwahn in dieser Kampagne angenommen: erstmals im Fernsehgeschäft wurde der Mainzer Rosenmontagszug 1997 gleich von drei Sendern übertragen: von der ARD, vom ZDF und von Südwest 3. Immerhin geht es dabei um 4,3 Millionen Zuschauer an einem Montagnachmittag. RTL wäre überglücklich, wenn die Schreinemakers – diese multi-engagierte Tränendrüsenjägerin – das an einem Donnerstagabend erreichen würde. Nur frage ich mich in Zeiten verstärkter Sparmaßnahmen: Was sagen eigentlich die Gebührenzahler dazu, daß ihnen dasselbe Ereignis zeitgleich auf drei verschiedenen Kanälen geboten wird? Offenbar lassen sich unsere Abgaben-gestreßten Bürger mittlerweile alles bieten. Dagegen ist das Honorar für die Fernsehsetzung (immerhin eine fast vierstündige Live-Sendung) für TV-Verhältnisse ausgesprochen bescheiden: nur 300.000,- DM. Zwar erhalten die Akteure davon keinen Pfennig, aber ihre Vereine haben hier ausnahmsweise mal eine gemeinsame Narren-Philosophie entwickelt. Sie gipfelt in dem Satz: „Mir brauche die Penning!“ Schließlich sind die 75.000,- DM je Korporation bereits im Vorfeld fest im Haushaltsetat eingeplant. Unter anderem auch zur

Finanzierung närrischer Zukunftsprojekte, zum Beispiel vereinseigene Häuser und Hallen.



Karnevalskritische Analyse am Flügel als „Liederdichter“:
„Lieb Fassenacht“ – 1972 (Foto Bonewitz)

Rein juristisch gesehen ist das Ganze jedoch äußerst dubios. Die Vereine vergeben vertraglich im voraus die Urheberrechte ihrer Aktiven, jedoch ohne deren Auftrag oder ausdrückliche Genehmigung, indem sie stillschweigendes Einverständnis voraussetzen. Es gibt weder Autoren- noch Interpreten-Verträge. Und natürlich ist auch kein späteres Wiederholungshonorar mit dem Fernsehen vereinbart. Der jeweilige Sender könnte – rein theo-

retisch – aufgrund dieser Vertragslage jeden Akteur des Vereins sogar zum Auftritt zwingen, ob der will oder nicht – was man aber bisher noch nie nötig gehabt hat. Alle sind ausnahmslos freiwillig angerannt gekommen. In der Juristensprache würde man so etwas nennen: „kommerzielle Inzucht mit Fernseh-Abhängigen“. Daß es auch anders geht, hat der Mombacher Carnevalverein „Die Bohnebeitel“ bewiesen. Die sind nach einem kurzem Gastspiel freiwillig und demonstrativ aus der Fernsehfastnacht ausgeschieden. Die haben frühzeitig erkannt, welche Gefahren dort drohen für ihre Art urwüchsiger Volksfasnacht. Dennoch zählen sie nach wie vor zu den beim Publikum beliebtesten Mainzer Vereinen.

Ich habe beileibe nichts gegen Fastnachtssitzungen im Fernsehen. Allerdings nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen: Die Sender sollten keinen Einfluß nehmen auf die ausgewählten Darbietungen und sie schon gar nicht substanz-zerstörend kürzen. Das Publikum darf nicht überwiegend aus handverlesenen Offiziellen und Prominenten bestehen, Lokalkolorit und deftiger Meenzer Dialekt müssen erhalten bleiben. Und die fastnachtliche Atmosphäre sollte nicht der Fernsehtechnik geopfert werden. Übrigens: Aus diesem Grund hat der MCV in diesem Jahr bemerkenswerterweise sogar die Übertragung einer Sondersitzung durch SAT 1 abgelehnt. Ein historisches Ereignis! Daran könnten sich auch andere mal ein Beispiel nehmen. Denn mittlerweile kann man auf fast allen Kanälen massenhaft Fernseh-Karneval konsumieren – bis zum Abwinken. Ohne Bedenken und ohne Skrupel haben sich Deutschlands Karnevalisten „rückgrat-los“ auf den lukrativen „Medien-Strich“ begeben. Früher wurden die unbotmäßigen Narren reglementiert, gezähmt und vereinnahmt von der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit – heute dagegen übt diese Funktion das Fernsehen aus.

Vergleiche mit dem Kölner Karneval

Eigentlich dachte ich immer, wenn jemand dafür geschaffen ist, auch Selbstkritik üben zu können, dann sei das in erster Linie der Narr. Zweifellos wäre das doch der erste Weg zur Verbesserung – dachte ich. Aber in zahlreichen Gesprächen mit Akteuren und Funktionären war davon erschreckend wenig zu merken. Stets hält man die eigene Sitzung für das Allerbeste überhaupt, das Programm besteht nur aus Höhepunkten, und die Stimmung schlägt permanent nur hohe Wellen. Ähnliche Formulierungen findet man dann anschließend auch in den sogenannten Kritiken der lokalen Presse. Was andere machen, dafür hat man in Fastnachtskreisen meist nur abfällige Bemerkungen. Besonders dann, wenn das Gespräch auf die direkte Konkurrenz aus Köln kommt.

Nun habe ich diese Art Karneval oft genug vor Ort kennengelernt, aber auch durch regelmäßiges Studium der Fernsehübertragungen (was oft noch anstrengender war als ein Bühnenauftritt). Merkwürdigerweise wurde ich aber auch bei meinen Tournee-Auftritten als Kabarettist damit konfrontiert. Natürlich bin ich da nicht während der Session im „Gürzenich“ aufgetreten, sondern im Laufe der Jahre schon mehrmals im Kleinkunsttheater „Senftöpfchen“. Und was fand ich dort im Programmangebot? Fast alle karnevalistischen Größen waren da vertreten – wie zum Beispiel die „Bläck Fööss“, das „Colonia-Duo“ sowie zahlreiche Bütten-Entertainer und Gesangssolisten. Man stelle sich das einmal analog in Mainz vor: die Hofsänger im „unterhaus“ und Hanns Dieter Hüsch in der Fernsehsitzung. In Köln dagegen gibt es eben keinen Unterschied, ob jemand im Kabarett auftritt oder im Karneval. Entscheidend ist allein die künstlerische Leistung und der Erfolg beim Publikum. Natürlich sind die Kölner Bühnen-Asse überwiegend Profis, wobei im Karneval oft das Vielfache an Gagen kassiert wird als bei normalen Jahresauftritten. Davon können unsere sogenannten Wander-Redner bei ihren „Toureen“ nur träumen – diese Reisenden in Sachen Humor auf Spesen-Basis. Im Gegensatz zu den reinen Amateuren – die immer noch in der Mehrzahl sind – handeln die nach der Devise: „Narren, hört die Signale! – Auf zum nächsten Geschäft!“ Manche Namen kann man in der Mainzer Lokalpresse bei Besprechungen von Sitzungen nur eines einzigen Wochenendes gleich ein halbes Dutzendmal lesen. Und der Einsatz von bezahlten Kräften wird immer häufiger, zumal immer weniger Vereine über einen hinreichend gefüllten eigenen Redner-Fundus verfügen – geschweige denn über eine eigene Gesangsgruppe.

Was mir so gut gefällt am Kölner Fernseh-Karneval: Das Publikum ist durchweg überaus originell und fantasievoll kostümiert. Ein dunkler Anzug oder ein vornehmes Abendkleid fällt dort sofort unangenehm auf. Ein weiterer Pluspunkt: Die Jugend ist relativ stark vertreten auf der Bühne, ob in akrobatischen karnevalistischen Tanzformationen oder in modernen Gesangsgruppen mit zeitgemäßer Musik – die gibt es dort zu Dutzenden. Aber so etwas vermisse ich nach wie vor in der Mainzer Fernsehsitzung. Dagegen halten die Mainzer Büttenredner einen Vergleich mit ihren Kölner Kollegen ohne weiteres aus (was nicht immer automatisch ein großes Kompliment bedeutet). Allerdings, auch in Köln ist allmählich – ähnlich wie bei uns – eine zunehmende Überalterung festzustellen, sowohl bei den langjährigen Akteuren als auch in den höheren Funktionärspositionen. So mancher närrische „Ur-Oldtimer“ wartet offenbar nur darauf, bis man ihm die Narrenmütze wegoperiert. Da kann man nur mit Schiller hoffen: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Man fragt sich natürlich: Weshalb sieht man eigentlich viel zu wenig junge Leute in den Sälen der etablierten Sitzungsfastnacht? Das ist in erster Linie eine Generationsfrage. Es werden weder jugendliche Themen angeboten noch genügend zeitgemäße Formen. Es ist aber auch eine reine Preisfrage: Bei Sitzungen muß man heute pro Kopf mit durchschnittlich mindestens 100,- DM und mehr für Eintritt und Verzehr rechnen. Und das können sich junge Leute eben kaum leisten. Deshalb bleiben sie – in Köln wie in Mainz und anderswo – dem Sitzungskarneval weitgehend fern. Sie bevorzugen dafür die Kneipenfastnacht oder Maskenbälle oder den Straßenkarneval, oder sie strömen in Scharen in die sogenannten alternativen Sitzungen. Dort wimmelt es direkt von närrischem Jungvolk – sowohl im Saal als auch auf der Bühne.

Bekanntlich gehört der Jugend die Zukunft. Hat deshalb die Mainzer Fastnacht überhaupt noch eine Zukunft? Ich glaube schon, allerdings unter ganz anderen Kriterien als heute. Die Sitzungen müßten vielleicht in Aufwand und Ambiente wesentlicher bescheidener gestaltet werden. Die Vereinsvorstände sollten mehr Wert legen auf flexible zeitgemäße Fortschrittlichkeit als auf stures konservatives Beharren. Und im Rahmen der ständig steigenden Kommerzialisierung auf allen Gebieten geht es dann vielleicht in Zukunft auch gar nicht mehr (*horribile dictu!*) ohne entsprechende Honorierung für alle Akteure – so sehr man das auch beklagen mag. Aber viele Vereine praktizieren das ja heute schon.

Karneval und Kabarett

Ich will Ihre bewunderswerte Ausdauer und Geduld hier nicht überfordern, aber lassen Sie mich abschließend noch etwas erwähnen, was ich bei meinen Auftritten im Kabarett feststellen konnte: Die Entwicklung ist dort ähnlich wie an Fastnacht – sowohl was die veränderte Erwartungshaltung des Publikums betrifft als auch die Anpassung der Akteure an den Zeitgeist. Eine deutliche Entpolitisierung der Darbietungen nahm auch dort in den letzten Jahren immer mehr zu. Heute dominiert ein ganz anderer Stil als früher: die sogenannte „Comedy“ (so nennt man vornehmerweise den sinnfreien Kokoloeres auf kabarettistisch), wobei mitunter – besonders im kommerziellen Fernsehen – auch noch die letzten geschmacklichen Tabuschränken weggefallen sind.

Was den Nachwuchs betrifft, da gibt es einen entscheidenden Unterschied: Im Gegensatz zur Fastnacht strömen junge Kräfte in großer Zahl auf die Kabarettbühnen. Übrigens: In letzter Zeit konnte man in Mainz mit Erstaunen beobachten, daß die traditionell starren Abgrenzungsbarrieren zwi-

schen Karnevalisten und Kabarettisten allmählich ein wenig aufzuweichen scheinen. Ob hier eine Zukunftsalternative lauert? In einem sogenannten „Spaß-Kabarett“ des Südwestfunks traten voriges Jahr sogar auch GCV-Karnevalisten auf – offenbar ohne Repressalien vom Vereinspräsidium befürchten zu müssen. Und ich selbst bin gestern neben Rolf Braun aufgetreten – bei einer nostalgischen Jubiläumssitzung des „Kasteler Carneval-Klubs (KCK)“ mit historischen Vorträgen von „Fastnachtsveteranen“. Dennoch hat man mir im Mainzer „unterhaus“ bis jetzt noch kein Hausverbot erteilt. Erstmals seit 15 Jahren stand ich wieder mal auf einer Fastnachtsszene und habe meinen 25 Jahre alten Vortrag „Lieb Fassenacht“ einem sogenannten „Aktualisierungs-Test“ unterzogen. Mit dem Ergebnis: Zum größten Teil treffen meine damaligen fastnachtskritischen Analysen heute immer noch zu. Jedenfalls war ich in dieser Beziehung voll und ganz meiner Meinung gewesen – mitunter sogar im Gegensatz zum Publikum.

Experimente mit alternativer Fastnacht

Das wirft natürlich die Frage auf nach Alternativen. Nur: Was bedeutet das eigentlich „alternative“ Fastnacht? – Satirisch gesehen ist es der Versuch einer Attacke von jungen Narren gegen alte Naive. Der erste Versuch mit sogenannter alternativer Fastnacht liegt sehr lange zurück: Das war 1844 – nur sechs Jahre nach der Gründung des MCV. Damals protestierten junge aufmüpfige Fastnächter gegen all zu viel Prunk und Protz bei den etablierten Karnevalisten. Die erschienen ihnen zu arrogant, zu vornehm, zu behäbig (sowas muß offenbar eine system-bedingte Psychose sein). Und deshalb gründeten sie einen alternativen Fastnachtsverein: die „Duttinger“. Diese trugen statt einer prunkvoll verzierten Karnevalsmütze nur eine einfache Papiertüte (auf määnzerisch: „Dutt“). Leider wurden sie bereits nach kurzer Zeit von den Behörden verboten und zwar mit der äußerst merkwürdigen Begründung: „wegen groben Unfugs und Erregung von Ärgernis.“ Offenbar bestanden schon damals besonders enge Verbindungen zwischen der profanen Obrigkeit und dem karnevalistischen Establishment. Eine Wiederbelebung dieses alternativen „Duttinger“-Experiments wurde zwar 1979 im „Eltzer Hof“ in Mainz nochmal versucht – aber ohne dauerhaften Erfolg.

Der zweite Versuch liegt über 25 Jahre zurück. Da veranstaltete der Südwestfunk ein alternatives Fastnachts-Experiment unter dem Titel „Jokus“. Die Liste der Mitwirkenden stellte mir dankenswerterweise Reinhard Hippen zur Verfügung – der Gründer des „Deutschen Kabarettarchivs“. Darauf stehen so berühmte Namen wie zum Beispiel: Hanns Dieter Hüsch und Otto Höpfner, Reinhard Mey und Rolli Müller, Georg Kreissler und Joe

Ludwig. In der Tat: eine äußerst seltsame Mischung aus Karnevalisten und Kabarettisten. Dabei bewertete auch noch eine Prominenten-Jury die „Pointen nach Punkten“. Zu diesen närrischen Humor-Experten gehörten unter anderem: Oswald Kolle, Martin Jente, Toni Turek, Uta Ranke-Heinemann und Dieter-Thomas Heck. Aber auch diesem alternativen Versuch war kein langes Leben beschieden: Schon nach vier Jahren kam das Ende.

Der dritte Versuch erfolgte 1995 mit der Gründung der „Meenzer Dreck-säck“ (wobei allein schon dieser „Pfui-bah-Name“ biedere Karnevalisten in Rage versetzen kann). Sie treten an mit der spitzfindigen Devise: „Die Meenzer Fassenacht muß sauber bleibe!“ Vor allem wollen sie die Jugend ansprechen, und zwar mit einer Art „annere Fassenacht“ – was immer dies bedeuten mag. Ihre Veranstaltungen nennen sie „Trunksitzungen“ und führen sie durch ohne Komitee, ohne Orden und ohne Ehrengäste. Dieses Experiment läuft zur Zeit noch. Man darf gespannt sein, ob dieser an sich begrüßenswerte Versuch auch auf Dauer erfolgreich sein wird.

Was leider meist übersehen wird: Es gibt schon seit Jahren eine alternative Fastnacht, und zwar bei den sogenannten närrischen Stammtischen. Sie sind die eigentliche Keimzelle der Mainzer Fastnacht. Da gibt es zum Beispiel „Die Allerscheenste“, rund ein Dutzend Idealisten, die in einer Kampagne vier „Kappensitzungen“ in einer Wirtschaft abhalten. Sie können dabei bis zu acht (!) eigene Redner einsetzen. So viele haben manche etablierten Karnevalsvereine nicht. Dagegen haben diese Kneipenfastnächter kein Geld, dennoch gibt es bei Ihnen keine Eintrittspreise. Sie reichen während ihrer Sitzungen zum Sammeln einfach einen Hut herum. Man stelle sich das mal vor bei den großen Vereinen in der „Rheingoldhalle“.

Epilog statt Nekrolog

So bleibt zum Schluß noch die Frage nach der Zukunft der Mainzer Fastnacht. Entscheidend dafür ist zweifellos das Engagement der nachwachsenden Jugend. Vielleicht sollte sich auch das bisher stark unterrepräsentierte weibliche Geschlecht mehr auf die Bühne wagen. Freilich gibt es genügend fastnachtsaktive junge Leute – vor allem in den närrischen Garden. Auch zu Tätigkeiten hinter den Kulissen stellen sie sich den Karnevalsvereinen in großer Zahl zur Verfügung. Aber wo bleiben die Nachwuchskräfte auf der Bühne? – Wer geht in die Bütt? – Wer traut sich ans Mikrofon? – Oder an ein Instrument? – Wo sind die zwanzigjährigen Idealisten, wie damals die „Gonsbach-Lerchen“ zu Beginn ihrer Karriere?

Gewiß, es gibt die Kinder-Fernsehsitzung „Jugend in die Bütt“. Aber so schnell wie die in die Bütt gehen, so schnell sind sie auch wieder draußen. Und bis die Talentiertesten von ihnen unter Umständen zurückkehren auf die Fastnachtstage, bis dahin sind sie meist schon weit über dreißig. Da bleibt eigentlich nur noch die Hoffnung auf die nächste Generation, vorausgesetzt natürlich, man kann sich dann überhaupt noch erinnern an den ursprünglichen Sinn der Mainzer Fastnacht.

Aus diesem Grund möchte ich noch auf eine weitere Diskrepanz hinweisen zwischen Anspruch und Widerspruch. Die Stadt Mainz hat in den bisher 42 Jahren Fernsehfastnacht dreistellige Millionenbeträge gespart, die sie für eine ähnlich erfolgreiche Image-Werbung hätte ausgeben müssen. Wieso aber hat man es dann bis heute immer noch nicht geschafft, ein „Mainzer Fastnachtstage-Museum“ einzurichten? Es gibt genügend interessantes Archivmaterial, um das sich närrische Idealisten liebevoll kümmern. Aber das liegt immer noch in irgend einem Abstellraum im Rathaus oder in den Vereinsarchiven herum. Ich halte das für eine eklatante Mißachtung der langjährigen Leistungen der Mainzer Fastnächter. Dadurch haben sie schließlich beigetragen zur Erhaltung des größten und bekanntesten Volksfestes unseres Landes. Außerdem verzichtet die Stadt damit auch freiwillig auf eine lukrative Touristenattraktion ersten Ranges – was sie sich angesichts ihrer notorisch leeren Kasse eigentlich nicht leisten kann. Ich meine: Es ist höchste Zeit, daß hier endlich mal konkrete Schritte unternommen werden und daß aus leeren Worthülsen endlich mal greifbare Taten werden.

Man hat mich immer wieder gefragt: „Wenn du so viel Kritik üben mußt an unsrer Fassenacht, was hast du denn eigentlich für Verbesserungsvorschläge?“ Nun ergeben die sich eigentlich schon aus all den hier genannten Kritikpunkten. Aber ich bekenne freimütig: Ein Patentrezept für eine zeitgemäße Fastnachtsreform, das habe auch ich nicht. Und wenn so etwas auf Dauer funktionieren soll, dann ist das ohnehin eine Aufgabe für jüngere Generationen. Jedenfalls bin ich fest davon überzeugt, daß die Mainzer Fastnacht weiterleben wird, wenn auch vielleicht mit etwas anderen Formen und Inhalten. Als Volksfest jedoch bleibt sie wahrscheinlich sogar unsterblich.

Lassen Sie mich schließen mit einer alten Mainzer Narrenweisheit, die von dem legendären Fassenachter Martin Mundo stammt:

*Wer's Leben für 'ne Narrheit hält, hat manche frohe Stunde.
Doch wer sie ernst nimmt, diese Welt, der geht daran zugrunde!*

Vielen Dank für Ihre geduldige Aufmerksamkeit!

Quellen- und Literatúrauswahl

- BONEWITZ, H.: Typisch Bonewitz. Satiren von B bis Z, Reinhard Hippen (Hrsg.), Mainz 1993.
- BRANDT, D.: Till. Es ist nicht leicht ein Narr zu sein, Stuttgart/Zürich 1988.
- BRAUN, R.: Wolle mer'n eroilosse? 60 Jahre Mainzer Fassenacht, Mainz 1997.
- FRIESS-REIMANN, H.: Der Siegeszug des Prinzen Karneval. Die Ausbreitung einer bürgerlichen Festform unter besonderer Berücksichtigung von Rheinhessen, Mainz 1988 (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 3).
- KEIM, A. M.: 11mal politischer Karneval. Weltgeschichte aus der Bütt, Mainz 1966.
- MAINZER CARNEVAL-VEREIN (Hrsg.): Bürgerfest und Zeitkritik. 150 Jahre Mainzer Fastnacht / 150 Jahre Mainzer Carneval-Verein 1838 – 1988, Mainz 1987
- MEZGER, W.: Hofnarren im Mittelalter. Vom tieferen Sinn eines seltsamen Amtes, Konstanz 1981.
- MOSER, D.-R.: Fastnacht – Fasching – Karneval. Das Fest der „Verkehrten Welt“, Graz/Wien/Köln 1986.
- SCHENK, Günter: Ritzamban. Handbuch zur Mainzer Fastnacht, Mainz 1980.
- DERS.: Fassenacht in Mainz. Kulturgeschichte eines Volksfestes, Stuttgart 1986.
- DERS.: Mainz funkt Humor. Fastnacht, Funk und Fernsehen, Mainz 1984.
- VOLKSKUNDLICHE FORSCHUNGSGRUPPE „Mainzer Fastnacht“ (Hrsg.): Analyse eines Stadtfestes: Die Mainzer Fastnacht, Wiesbaden 1977.

Werner Mezger

»Rückwärts in die Zukunft«

Metamorphosen der schwäbisch-alemannischen Fastnacht

Fastnacht und Karneval – zwei Formen deutscher Narretei

Wenn heute irgendwo außerhalb des südwestdeutschen Raums von schwäbisch-alemannischer Fastnacht die Rede ist, dann wird damit ebenso spontan wie hartnäckig die Vorstellung von etwas besonders Urtümlichem verbunden. Angesichts eines Großteils der einschlägigen Literatur verwundert dies keineswegs. In zahlreichen Monographien, Aufsätzen und Presseartikeln – auch neueren Datums – spuken Worthülsen wie „Mythos“, „Ritus“ oder „Kult“ herum, erscheinen Kategorien wie „aus grauer Vorzeit“, „heidnisch“ oder „germanisch“, wiederholen sich Begriffe wie „Winteraustreibung“, „Frühlingsfeier“, „Lärmzauber“, „Dämonenabwehr“, „Totenbeschwörung“ und anderes mehr. Die Fremden erfaßt angesichts derartiger Deutungen ein leises Schaudern, teils aus Ratlosigkeit, teils aus Ehrfurcht. Aber auch die Einheimischen sind dafür nicht unempfänglich. Gerade sie tun, wie wir sehen werden, eine Menge, um dieses Image ihres Fastnachtstreibens zu stabilisieren, und was das Merkwürdigste ist: Die weitaus meisten von ihnen glauben immer noch ernsthaft selber daran.

Als 1976 der große Text-Bild-Band von Wilhelm Kutter erschien, bis heute das mit Abstand am aufwendigsten gestaltete und fotografisch am besten ausgestattete Überblickswerk zur schwäbisch-alemannischen Fastnacht, stellte die Frage nach deren Ursprüngen für den Autor offenbar überhaupt kein Problem mehr dar. Gleich im ersten Abschnitt des Einführungskapitels ließ er den badischen Volksschriftsteller Hermann Eris Busse zu Wort kommen, und zwar mit folgendem Zitat aus einem Beitrag von 1928:

„Auf der Schwelle der Jahre steht die dunkelste, längste Nacht und braut der Nebel in vielen sonnenlosen Tagen. In den deutschen Wäldern bargen sich ehemals die Dämonen und unheimliche Geister der Wildnis, die Schreckgestalten, die Unholden, das Gefolge des Wuetesheeres, das Totenvolk des alten Wote, die in Stürmen und erbitterten Winterkämpfen der Fruchtbarkeit, dem Licht, dem Segen der Erde,

den Seelen der Menschen feind waren; aber mit der Winterwende vom Tag ab, da es von Mal zu Mal einen Hahnentritt, dann einen Hahenschritt, dann einen Riesenschritt länger licht blieb über Wäldern und Äckern und Heimen, wuchs des Menschen Kraft dem Unholden, Unguten, dem Dunklen und Dämonischen entgegen mit gläubiger Abwehr. Und mit den Waffen, die sie den furchterregenden Gewalten zutrauten, mit Sprung und Vermummung schlugen sie alles das aus dem Feld, was das sieghaft steigende Licht des Tages scheute.“ (Kutter 1976, S. 8)

Wilhelm Kutter fand derlei schwülstige Formulierungen des Heimatdichters Busse, mit dessen Wirken wir uns an späterer Stelle noch genauer beschäftigen werden, weder unzutreffend noch peinlich, sondern resümierte sie, ganz im Gegenteil, so: „Hermann Eris Busse hat mit diesen Zeilen das Wesen der schwäbisch-alemannischen Fasnacht mit dichterischem Instinkt erfüllt, er hat in diesen Zeilen die Dinge erahnt, die die Volkskunde mit wissenschaftlicher Exaktheit zu erkennen versucht.“ Inzwischen verfolgt die wissenschaftliche Volkskunde dank neuerer Einsichten zum Glück ganz andere Erkenntnisinteressen; aber das kümmert die Laien, insbesondere das Gros der Brauchträger und -pfleger herzlich wenig. Obwohl die einst so gefürchteten, kalten Winternächte seit mehr als einem Menschenalter durch elektrisches Licht erhellt und durch Zentralheizungen erwärmt werden, und obwohl in den deutschen Wäldern längst Naturlehrpfade, Fitnessparcours und Wanderparkplätze dafür sorgen, daß selbst bösesten Geistern und Dämonen das Leben im Gehölz schwer wird, halten die Hobbyvolkskundler und Narrenfunktionäre noch immer unbeirrt an ihren düster-mythologischen Interpretationsmustern der Fasnacht fest.

Unter dem Eindruck derart geheimnisumwitterter Deutungen gilt den südwestdeutschen Narren der eigene Mummenschanz geradezu als etwas Geheiligtetes. Karneval rheinischer Prägung dagegen erscheint vielen von ihnen, vor allem den „Hardlinern“, wie eine Art Sündenfall der alten Fastnachtsidee. Ganz offen wird das Treiben der Karnevalisten aus schwäbisch-alemannischer Sicht als leichte, seichte, oberflächliche Massenunterhaltung ohne Tradition abgetan, mit der man rein gar nichts zu tun haben wolle und gegen die man sich unter allen Umständen wehren müsse. Was die Jecken in Köln, Düsseldorf oder Aachen, aber auch schon was die Aktiven in Mainz machen, stößt weiter südlich bei den Gralshütern der Fasnacht überwiegend auf Unverständnis. Ihnen ist Karneval, vermutlich weil er sich allzu offen zur Fröhlichkeit bekennt, ja diese sogar zum Selbstzweck erhebt, von vornherein verdächtig. Im Rheinland herrschen ihrer Ansicht nach während der tollen Tage nur aufgesetzte Ausgelassenheit und substanzloser

Trubel, wohingegen sie allein sich im Besitz des wahren Brauchtums wähnen, das sie mit den Prädikaten „echt“, „original“, „historisch“ oder gar „althistorisch“ zu schützen und abzusichern versuchen.

Die Karnevalisten vom Rhein nehmen diese Wertungen ihrerseits zwar kaum wahr, registrieren aber dennoch die – wenn auch nur einseitig konstruierte – Unvereinbarkeit der beiden Feierformen sehr wohl und blicken dementsprechend ratlos auf die südlichen Nachbarn. Was die nämlich vom Donnerstag bis zum Dienstag vor Aschermittwoch an Merkwürdigem tun, muß von außen gesehen, also ohne die schützende Binnenperspektive, aufgrund seiner Fremdartigkeit fast zwangsläufig wie ein Hinweis darauf wirken, wo die letzten Indianer bei uns leben. Aber mehr noch: neuerdings scheint die Exotik des rätselhaften Mummenschanzes, der sich alljährlich an den närrischen Tagen zwischen Bodensee, Neckar, Hoch- bzw. Oberrhein und Donau abspielt, weiter rheinabwärts durchaus anregende Effekte zu haben. Da ist nicht nur zu registrieren, daß beispielsweise in Rüdeshheim, mitten im Rheingau, am 8. März 1992, dem Sonntag nach Aschermittwoch, erstmals ein „Brauchtumsumzug mit über 3000 Masken und Musikern der schwäbisch-alemannischen Fasnet“ stattfand, der auf Anhieb enormen Zulauf hatte, sondern da läßt sich auch beobachten, daß seit einiger Zeit etwa beim Mainzer Rosenmontagszug die Zahl derjenigen Gruppen, die Holzmasken nach südwestdeutschem Vorbild tragen, stetig zunimmt. Die erwähnte Rüdeshheimer Veranstaltung wurde übrigens inzwischen schon mehrmals wiederholt und ist offenbar auf dem besten Wege, sich zu einem regelmäßigen Spektakel zu entwickeln (Mezger 1996, S. 47).

Insgesamt ändern solch vereinzelt Adaptionen- und Überlagerungsphänomene freilich immer noch nichts daran, daß das Brauchgeschehen der sogenannten „fünften Jahreszeit“ im deutschsprachigen Raum heute in zwei große Blöcke zerfällt, die vor allem aus südwestlicher Sicht völlig unvereinbar zu sein scheinen: in den rheinischen Karneval einerseits und in die schwäbisch-alemannische Fasnet andererseits. Objektiv betrachtet, lassen sich die beiden Komplexe nach ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen etwa in folgende Dichotomien fassen: Karneval kontra Fastnacht – das ist Kostümierung kontra Vermummung, Pappnase kontra Holzlarve, Spontaneität kontra Ritual, Leichtsinn kontra Schwermut oder, ein wenig zugespitzt, Weinseligkeit kontra Bierernst. Eben von der letzteren, der bierernstesten Variante des fastnächtlichen Treibens in Deutschland, soll im folgenden die Rede sein.

Narren und Jecken – ungleiche Brüder mit gemeinsamem Erbe

Angesichts der divergierenden Mentalitäten im Brauchvollzug wäre es nicht ohne Reiz, unseren weiteren Überlegungen zunächst einmal eine komparatistische Studie über den Humor südwestdeutscher Fastnachts- und rheinischer Karnevalsfunktionäre voranzustellen und hierbei vor allem die Verletzlichkeiten auf jeder Seite zu untersuchen. Aus Umfangsgründen muß darauf leider verzichtet werden, obschon die Ergebnisse sehr aufschlußreich sein könnten. Bei beiden Vergleichsgruppen würden kritische Nachfragen über ihr Tun und ihr Selbstverständnis vermutlich schnell die Grenzen aufzeigen, an denen für die einen wie für die anderen der Spaß aufhört. Ein deutlich höheres Maß an Mimosenhaftigkeit als bei den Karnevalisten aber dürfte sich letztendlich wohl doch bei den Fastnachtern herausstellen. Worauf diese nämlich besonders sensibel und meist mit tiefer Verstimmung reagieren, sind Diskussionen, gleich welcher Art, um die Historizität der von ihnen praktizierten Bräuche, ganz zu schweigen von offen geäußerten Zweifeln an deren vorzeitlichem Ursprung. Lange Tradition und hohes Alter werden in der Fastnacht südwestdeutscher Prägung ganz einfach axiomatisch vorausgesetzt; und daß der Karneval hier nicht im mindesten mithalten kann, gilt Zunftmeistern und Narrenräten südlich der Mainlinie schlichtweg als Faktum.

Ihr merkwürdiges Superioritätsgefühl ist freilich völlig unbegründet, denn trotz aller ideologisch konstruierten, scheinbaren Gegensätze gehen Fastnacht und Karneval beide auf genau dieselben Wurzeln zurück. Und bei allzu weit greifenden Herleitungshypothesen ist da wie dort Vorsicht geboten. Weder die Ahnenforscher der schwäbisch-alemannischen Fastnacht haben recht, wenn sie ihre Bräuche aus grauer Vorzeit oder von den heidnischen Germanen herleiten, noch kann den Chronisten des rheinischen Karnevals zugestimmt werden, wenn diese sich – zwar nicht so monoman wie jene, aber doch auch unüberhörbar – ihrerseits auf die römischen Bacchanalien oder Saturnalien als Ursprung des Treibens der tollen Tage berufen (Fuchs/Schwering 1972, S. 12 ff.). Fastnacht und Karneval stammen nämlich keineswegs aus vorchristlicher Zeit, sondern haben ihren gemeinsamen Ausgangspunkt voll und ganz im christlichen Jahreslauf, wo sie von Anfang an das Schwellenfest vor dem Anbruch der vierzigägigen Fastenzeit vor Ostern bildeten, die mit dem Aschermittwoch beginnt.

Den Beweis hierfür liefern allein schon die beiden Namen des Brauchtermins, die bekanntlich aus zwei verschiedenen Sprachfamilien kommen. Die deutsche Bezeichnung erklärt sich ohnehin von selbst: Ebenso wie der Abend vor dem Geburtsfest Christi „Weihnacht“ heißt, meint „Fastnacht“ den Vorabend der Fastenzeit. Nahezu den gleichen semantischen Gehalt

wie das oberdeutsche „Fastnacht“ hat der alte niederdeutsche Ausdruck „vastavont“, der heute in der Form „Fastelovend“ am Niederrhein weit verbreitet ist und sich wiederum auf den Vorabend der Fastenzeit bezieht. Ebenfalls mit dem Wort „Fasten“ hängt schließlich noch das im Bayerischen gebräuchliche „Fasching“ zusammen. Es hieß ursprünglich „vaschang“ und ist, obgleich nur vereinzelt, auch in der frühen Version „vastschanc“ belegt, was von der Forschung allgemein als „Auschenken eines Fastentrunks“ gedeutet wird. In genau dieselbe Richtung weist aber auch der romanische Begriff „Karneval“, der einen inhaltlich eher noch präziseren Sinnbezug zum Fasten herstellt. Das Kirchenlatein nannte den Eintritt in die Abstinenzperiode nämlich „carnislevamen“, „carnisprivium“ oder „carnetollendas“, zu übersetzen etwa mit ‘Fleischwegnahme’. Aus diesem Wortfeld entwickelte sich das italienische „Carnevale“, das genau genommen auf die bereits im 10. Jahrhundert nachweisbare Variante „carnelevare“, also auf den substantivierten Infinitiv ‘Fleischwegnehmen’, zurückgeht. Aus „carnelevare“ entstand später das leichter auszusprechende „carnelevale“, was dann vollends zu „carnevale“ kontrahiert und zuletzt scherzhaft als ‘Fleisch, lebe wohl’ interpretiert wurde (Rosenfeld 1969, S. 175 ff.).

Was für einen radikalen Einschnitt im Wirtschaftsjahr die Fastenzeit bildete und wie grundlegend sich durch sie die Speisegewohnheiten der Bevölkerung änderten, wird in vollem Umfang erst dann verständlich, wenn man sich die Abstinenzgebote einmal genauer vergegenwärtigt. Untersagt war nämlich, übrigens unter Androhung empfindlicher Strafen, in den sechs Wochen zwischen Aschermittwoch und Ostern nicht nur der Konsum des Fleisches von warmblütigen Tieren, sondern auch der Genuß aller weiteren aus Großvieh- und Geflügelhaltung gewonnenen Nahrungsmittel wie Schmalz, Fett, Milch, Butter, Käse und Eier (Mezger 1991, S. 484 ff.). Dies hatte für die Gestaltung der letzten Tage vor der Periode der Enthaltbarkeit zur Folge, daß eigens nochmal geschlachtet und in großen Mengen Fleisch verzehrt wurde, was spätestens seit dem 13. Jahrhundert im Rahmen großer öffentlicher Gelage geschah, und daß man zudem nach Wegen suchte, die verderblichen Vorräte sämtlicher übrigen unters Fastengebot fallenden Speisen vollends aufzubrauchen. Speziell zur Reduzierung der anfallenden Eiermenge wurden übrigens unmittelbar vor Anbruch der Fastenzeit stets noch zahlreiche Hühner, eben die sogenannten „Fastnachtshühner“, als Zinsgaben an Adel und Geistlichkeit abgeliefert und geschlachtet. Daß der überlebende Restbestand der Hühner aufs Frühjahr hin dennoch einen nicht unbeachtlichen Eierberg produzierte, der bis Ostern unangetastet bleiben mußte, war schließlich der Grund für den jährlich wiederkehrenden Eierüberschuß nach dem Fastenende und für die Entstehung der vielfältigen

Ostereierbräuche. Aus der Notwendigkeit solcher Resteverwertung entstanden unter anderem die traditionell schmalzgebackenen, reichlich eierhaltigen Fastnachtsküchlein oder -kräpfen, die gewöhnlich eine knappe Woche vor Aschermittwoch, am sogenannten „fetten Donnerstag“, hergestellt wurden und mit denen man sich ebenfalls schon früh bei ausgedehnten Heischeumzügen gegenseitig beschenkte.

Zu diesen ersten, ausschließlich ökonomisch bedingten Feierformen – gemeinsames Essen und Trinken bilden ohnedies die Keimzelle nahezu eines jeden Festes – traten bald weitere Elemente der Fastnachtsgestaltung. Eine wichtige Funktion hatten hier bereits im ältesten Stadium der Brauchentwicklung Musik und Tanz (Moser 1967, S. 141 ff.). Tänze bedurften im Mittelalter und in der frühen Neuzeit durchweg einer speziellen obrigkeitlichen Genehmigung, und soweit sie keine reine Männerangelegenheit innerhalb bestimmter Zunftfrituale waren, sondern mit Partnern beiderlei Geschlechts abgehalten wurden, ging es dabei in der Tat nicht prude zu. Das kam den Bedürfnissen der Brauchbeteiligten wiederum insofern entgegen, als die Fastenzeit Abkehr vom Fleisch im zweifachen Sinn forderte: zum einen eben den Verzicht auf entsprechende Speisen und zum anderen, übertragen gemeint, die nicht minder konsequente Standhaftigkeit gegenüber allen sonstigen Verlockungen des Fleisches, sexuelle Entsagung also. Dadurch wurden die tollen Tage vor dem Aschermittwoch erst recht zum Ventil. Sinnvollerweise legten, um sich in der Fastenzeit nicht zu versündigen, viele junge Paare ihre Hochzeitsnacht eigens noch in die Fastnacht, wodurch diese sich aus ganz pragmatischen Gründen zu einem der beliebtesten Heiratstermine im Jahr profilierte (Mezger 1991, S. 17).

Im 14. und 15. Jahrhundert lagerten sich um den Fastnachtstermin in wachsendem Maße Spiel- und Schaubräuche an, als deren Träger vor allem die ledigen Handwerksgesellen fungierten, die nicht zuletzt ihrer hohen Mobilität wegen ein besonders unruhiges, gern über die Stränge schlagendes und nur bedingt kontrollierbares Bevölkerungselement waren (Mezger 1991, S. 18 ff.). Zu den frühesten Darbietungen der jungen Gesellen gehörten komische Turniere, die teilweise sicher als ernsthafte Wettkämpfe ausgetragen wurden, teilweise wohl aber auch von vornherein als ausgelassene Parodien ritterlichen Lebensstils angelegt waren. Kaum weniger Aufmerksamkeit erregten die ledigen Burschen mit teilweise bewußt skurril inszenierten gemeinsamen Umgängen, in deren Verlauf sie etwa bei der geistlichen oder weltlichen Obrigkeit ein Fastnachtsküchlein abholen durften. An der Schwelle zur Neuzeit entfaltete sich die demonstrative Seite der fastnächtlichen Bräuche immer mehr. Es gab organisierte Vorführungen wie beispielsweise das Pflug-, Block- oder Eggenziehen zur Verspottung alter Jungfern, wilde Lärmorgien mit improvisierten Instrumenten, groteske

Schlittenfahrten oder den naßkalten Unfug des Brunnenwerfens. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich die städtischen Umzüge, die bis zu so spektakulären Ereignissen wie dem Nürnberger „Schembartlauf“ reichen konnten; und schließlich inszenierte man auf die tollen Tage auch gerne weltliche Theateraufführungen, eben sogenannte „Fastnachtspiele“, die an manchen Orten in eine eigenständige Spieltradition mit namhaften Autoren einmündeten.

Spätestens um 1500 waren die Fastnachtsumtriebe kaum noch dem Zufall überlassen, sondern wiesen ein hohes Maß an Gelenktheit auf. Selbst was die erotisch-animalische Seite des Festes betraf, wurden obrigkeitliche Reglementierungsversuche unternommen. So gab etwa der Rat der Stadt Nürnberg für die Zeit vom fetten Donnerstag bis zum Aschermittwoch eigen ein wenig eingesehene Gelände zwischen dem Judenbühl und dem Plerrer für den Geschlechtsverkehr frei, nachdem Handwerksgesellen, Knechte und Mägde, denen die legitime Ehe lange versagt blieb, es in der Fastnacht offenbar immer hemmungsloser miteinander getrieben und sexuelle Handlungen nicht selten sogar ungeniert auf offener Straße vorgenommen hatten (Rosenfeld 1978, S. 135). Was die Obrigkeit freilich noch weit mehr beunruhigte als die vorübergehende Lockerung der Moral während der tollen Tage war die Tatsache, daß die Akteure der Fastnacht im Verlauf des 15. Jahrhunderts mehr und mehr dazu übergingen, verkleidet und maskiert herumzulaufen, und daß sie sich so im Schutz der Unkenntlichkeit leicht der unmittelbaren Kontrolle durch die Ordnungsorgane entziehen konnten.

Ungeteilte Welt der Fastnachtsnarren – Brauchentwicklung bis 1800

Nachdem die Masken und Vermummungen, die zur Fastnacht getragen wurden, anfangs noch eher zufällig gewesen sein dürften, begann sich ab etwa 1450 ein immer klareres Figurenrepertoire auszuprägen, dessen Grundtypen, natürlich mit zahlreichen lokalen Oberflächenvarianten, sich über weite geographische Räume hinweg sehr ähnlich waren. Hinsichtlich der dargestellten Charaktere fällt auf, daß es prinzipiell nur Negativgestalten gab und daß Rollenklischees mit positiver Bewertung praktisch völlig fehlten. Am weitaus häufigsten erwähnen die Quellen vor 1500 den Teufel, der in vielen Fastnachten leibhaftig in Erscheinung trat und sein Unwesen trieb. Ihm quasi benachbart war der Wilde Mann, ebenfalls eine unheimliche Figur, von der sich die Volksphantasie stets hatte anregen lassen. Weniger Schaudern, aber umso mehr Spottgelächter rief das alte Weib hervor, zumal es als Fastnachtsgestalt durchweg von Männern verkörpert wurde.

Reichlich Stoff boten auch die sozial Verachteten. Unter ihnen mußte in erster Linie der Bauer herhalten, dessen sprichwörtliche Tölpelhaftigkeit für städtische Akteure vielerlei Möglichkeiten eröffnete, den Normenkodex des Alltags zu durchbrechen. Was die Archivalien außerdem an Figuren nennen, sind Zigeuner, Mohren, Türken und Juden – Vertreter gesellschaftlicher Randgruppen, die dem christlichen Ordogedanken nicht entsprachen. Einen weiteren wichtigen Akzent setzten schließlich die Tierverkleidungen, unter denen vor allem der Bär schon früh relativ häufig begegnet. Aber auch Böcke, Schweine, Affen, Störche und andere mehr sind nachweisbar, wenngleich es sich dabei um seltenere Maskengestalten handelt, die nahezu nur in hochentwickelten Fastnachtsbräuchen wie dem Nürnberger „Schembartlauf“ zuhause waren. Trotzdem ist es bezeichnend, daß fast alle aufgeführten Tiere eines gemeinsam haben: In der spätmittelalterlichen Lasterlehre galt jedes von ihnen als Verkörperung einer ganz bestimmten Sünde (Schmidtke 1968, S. 7 ff.). Selbst bis in die Tierrollen hinein setzte sich also die globale Negativbewertung des fastnächtlichen Figurenreigens fort.



Narr und Tod im Narrengewand, aus dem Großbaseler Totentanz, 15. Jahrhundert (aus Mezger 1991, S. 427)

Dieser Befund ist zugleich ein wichtiger Indikator für das Verständnis der Fastnacht überhaupt, das sich im 15. Jahrhundert speziell in theologischer Hinsicht deutlich zuspitzte. Punktuelle Kritik an allzu großer Ausgelassenheit der Menschen in den Tagen vor Aschermittwoch hatte es von Seiten der Kirche schon immer gegeben, aber dahinter stand zunächst noch kein geschlossenes ideengeschichtliches Konzept. Dieses scheint sich erst

ab 1400 herauskristallisiert und danach allerdings rasch verdichtet zu haben, wie eine Entwicklung zeigt, die man schlagwortartig als „Diabolisierungsprozess“ bezeichnen könnte. Während nämlich der Festtermin Fastnacht an sich von den Theologen anfangs noch weitgehend wertneutral gesehen und von einzelnen Klerikern je nach persönlicher Gestaltung sogar mit mystiknahen Bildern in Verbindung gebracht wurde, trat an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit eine regelrechte „Verteufelung“ ein. So konnte etwa um 1360 ein Dominikanermönch in Rottweil noch völlig unbefangen eine Predigt „von vasnacht krapfen“ formulieren, in der er Christus selbst als „geistlichen vasnacht buoln“ der gottgefälligen Seele schilderte (Wiesinger 1980, S. 17 ff.), während knapp anderthalb Jahrhunderte später Sebastian Brant in der 1495 erschienenen Basler Zweitaufgabe seines Erfolgsbuchs „Das Narrenschiff“ die Fastnacht mit der wenig freundlichen Feststellung charakterisierte: „der tüfel hat das spil erdacht“ (Brant 1968, S. 307). Damit war alles gesagt, was die Moralsatiriker und Prediger seiner Generation von der Fastnacht hielten. Offenbar hatten im theologischen Diskurs der Niedergang der Mystik, die veränderte Perspektive der Scholastik und insbesondere ein ausgeprägter Augustinismus dazu geführt, daß das Verhältnis zwischen Fastnacht und Fastenzeit zunehmend antithetisch gesehen wurde. Ganz im Sinne der Zwei-Staaten-Lehre des heiligen Augustinus ließen sich nämlich die Fastnachtstage mit der „civitas diaboli“, dem Teufelsstaat, und im Gegensatz dazu die Fastenwochen mit der „civitas Dei“, dem Gottesstaat, gleichsetzen. Daß dieses Denkmodell an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert tatsächlich von Theologen gerne herangezogen wurde, um den Gläubigen in Predigt und Katechese den Kontrast zwischen Fastnacht und Fastenzeit vor Augen zu führen, ist durch zahlreiche Quellen belegt (Moser 1968, 29 ff.). In der Brauchpraxis galt Fastnacht damit nun nicht mehr bloß als ein dem Alltag enthobener Freiraum, den man inhaltlich beliebig ausgestalten konnte, sondern als ein Fest mit vorgegebenem Erwartungshorizont, in dem die sündhafte Welt quasi sich selbst inszenierte.

Dieser tiefgreifende Veränderungsprozeß in der Bewertung der tollen Tage aus theologischer Sicht hatte, wie oben bereits angedeutet, deutliche Auswirkungen auf das äußere Erscheinungsbild des Festkomplexes. Die bemerkenswerteste Konsequenz des neuen kirchlichen Ansatzes einer moralisierenden Brauchexegese lag zweifellos darin, daß zeitlich exakt parallel zu seiner allmählichen Durchsetzung vermehrt eine Gestalt in der Fastnacht aufzutreten begann, die bald deren eigentliche Zentralfigur wurde: der Narr. Obgleich der begrenzte Rahmen des vorliegenden Beitrags eine ausführliche Herleitung der Narrenidee, wie sie der Verfasser an anderer Stelle geliefert hat, nicht zuläßt, sei doch wenigstens kurz auf den Entstehungskontext der Narrenfigur und auf deren Bedeutungsspektrum verwiesen. Die äl-

testen bekannten bildlichen Darstellungen von Narren finden sich nämlich in Psalterhandschriften, und zwar jeweils am Anfang des Psalms 52, wo es heißt:

„Dixit insipiens in corde suo: non est Deus – der Narr sprach in seinem Herzen: es gibt keinen Gott.“ (Mezger 1991, S. 75 ff.).



Darstellung des „Insipiens“ im Narrengewand am Beginn des Psalms 52, Initial aus den Wingfield Horae (fol. 38 r.), 15. Jh., New York, Public Library, Spencer Collection

Narrheit war also ihrem eigentlichen Sinne nach gleichzusetzen mit Geistesblindheit, Ignoranz und Gottesleugnertum, ja sie stand sogar für Erbsünde schlechthin. Aus der Ikonographie der Psalterillustration, genauer gesagt, aus deren Entwicklung zwischen 1200 und 1500, läßt sich übrigens auch die schrittweise äußerliche Standardisierung der Narrenfigur ablesen, die einer genauen Symbolsprache folgte: die Kennzeichnung des „Insi-piens“ zunächst mit einer Keule, dann mit einem Narrenzepter, der sogenannten Marotte, weiter mit Schellen, Eselsohren und Hahnenkamm und schließlich mit charakteristischen Gewandfarben, bis endlich am Vorabend der Neuzeit ein fest umrissener, optisch unverwechselbarer Typus geschaffen war. Dieser wiederum wurde spätestens durch Sebastian Brant, dessen „Narrenschiff“ 1494 den Auftakt einer ganzen Welle von Narrenliteratur bildete, zum förmlichen Repräsentanten der Epochensituation und zum Signum einer in den Augen der Zeitkritiker und Moralsatiriker aus den Fugen geratenen, in Narrheit versinkenden Welt (Könneker 1966, S. 1 ff.). Da nun die Fastnacht – und hier rundet sich der Gedankengang – nach Ansicht der Theologen ebenfalls nichts anderes als die zeitlich befristete Demonstration einer heillosen, gottfernen Welt war, drängte sich als deren entscheidende Integrationsfigur und wichtigste Spielrolle die Gestalt des Narren geradezu auf. In der Tat nahmen Standardnarren mit Schellen und Eselsohren im Mummenschanz der tollen Tage vom Ende des 15. Jahrhunderts an immer mehr zu; und nach und nach wurde das Kompositum „Fastnachtsnarr“ sogar zur Generalbezeichnung für sämtliche fastnächtlichen Masken- und Kostümträger gleich welcher Art.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte sich der Brauchkomplex Fastnacht, soweit ihm nicht, wie etwa in Nürnberg, durch die Einführung der Reformation der Boden entzogen worden war, im wesentlichen voll entfaltet. Einen optischen Eindruck sowohl von den damaligen Erscheinungsformen der närrischen Tage als auch von ihrer kirchlichen Deutung als Kontrast zur vorösterlichen Abstinenzzeit gibt das berühmte, 1559 entstandene Gemälde „Kampf der Fastnacht mit den Fasten“ des Niederländers Pieter Bruegel d. Ä., das heute im Kunsthistorischen Museum in Wien aufbewahrt wird (Schutt-Kehm 1983, S. 7 ff.). Ähnlich wie die dort abgebildeten Maskierten und Verkleideten, die sich den frommen Verfechtern der Fastenzeit in einer Art Turnier widersetzen, dürften die Fastnachtsnarren zu Bruegels Zeit wohl in weiten Teilen Mitteleuropas ausgesehen haben. Das Spektrum reichte offenbar von eselsohrigen Standardnarren über Vermummte mit Larven oder mehlgeweißten Gesichtern bis hin zu seltsam gewandeten Musikanten mit Instrumenten und Lärmgeräten verschiedenster Art. Überhaupt scheinen ausgedehnte Geräusch- und Geschreiorgien, wie zahlreiche Archi-

valien belegen, eines der Charakteristika frühneuzeitlicher Fastnachtsumtriebe gewesen zu sein.

Im Lauf des 17. Jahrhunderts paßte sich der fastnächtlche Mummenschanz nach und nach dem Stilempfinden des Barock an, wodurch insbesondere die Masken immer kunstvoller wurden. Nachdem diese, wie neuere Funde der Stadtarchäologie ergeben haben, zunächst wohl überwiegend aus Ton gebrannt und wegen der Kurzlebigkeit des Materials nur relativ grob modelliert gewesen waren, ging man nun dazu über, sie aus Holz zu schnitzen (Mezger 1993, S. 122 f.). So entstanden ungleich widerstandsfähigere Stücke und je nach den handwerklichen Fähigkeiten der Hersteller sehr ausdrucksstarke Physiognomien. Nicht von ungefähr erinnert der klassische Maskentypus südwestdeutscher Traditionsfastnachten, die sogenannte Glattlarve mit ihrem pausbackigen Lächeln, noch heute unverkennbar an die Züge barocker Putten, wie man sie etwa in oberschwäbischen Kirchen und Klöstern zu Hunderten findet (Schwedt 1984, S. 18 ff.). Über die verfeinerte Gesichtsvermummung hinaus folgten die Fastnachtsakteure nach 1600 aber auch mit ihrer übrigen Kostümierung, d. h. den Kleidungsstücken, Attributen und Accessoires, der Mode ihrer Zeit. Augenfällig zeigt sich dies wiederum bis in die Gegenwart beispielsweise an den mächtigen Pluderhosen, den aufwendigen Halskrausen oder den durch Roßhaarkränzchen am Kopfstück angedeuteten Allongeperücken zahlreicher schwäbisch-alemannischer Narrentypen. – Gewissermaßen komplementär zur Formensprache des Barock, wie diese nördlich der Alpen etabliert war, machte sich gegen Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts in den Stadtfastnachten des deutschsprachigen Raums schließlich noch ein weiterer stilprägender Faktor bemerkbar: der zunehmende Einfluß italienischer Elemente. Für 1699 ist im Deutschen erstmals die Verwendung des Begriffs „Karneval“ belegt (Rosenfeld 1969, S. 177) und erst ab jetzt bürgerte sich auch der heute in unserer Sprache meistgebrauchte Ausdruck für „Gesichtslarve“ ein, nämlich „mascera“ oder „masquera“, mittlerweile in der Form „Maske“ längst zum Lehnwort geworden. Abgeleitet davon nannte man das gesamte Fastnachtstreiben im 18. Jahrhundert gerne „mascerada“ bzw. „masquera-da“. Aber nicht nur an philologischen Befunden läßt sich die verstärkte Orientierung an südländischen Vorbildern ablesen, sondern sie wurde auch in ganz konkreten Erscheinungen manifest. Und zwar hielten spätestens seit 1750 neue, außerhalb Italiens im Volksbrauch vorher unbekannte Figuren wie der Bajazzo, der Harlekin oder der Domino Einzug ins fastnächtlche Geschehen, wodurch dieses Impulse bekam, die es hie und da sogar in eine gewisse Nähe zur „Commedia dell’ arte“ rückten.

Trotz barocker Verfeinerung und modischer italienischer Überformung aber blieben die Brauchereignisse der närrischen Tage durchweg eine über-

aus derbe Angelegenheit, in der, wie die Ratsprotokolle vieler Städte dokumentieren, Rüpeleien und Grobheiten an der Tagesordnung waren. Klagen über hordenweises Herumziehen junger Burschen mit lautstarkem Gejohle, mit Trommeln und Pfeifen wiederholen sich bei Durchsicht der Quellen fast regelmäßig. Kaum minder häufig sind Berichte über sonstige Verstöße der Narren gegen kirchliche Gebote oder weltliche Anordnungen wie beispielsweise bewußt provokantes Weiterfeiern in den Aschermittwoch hinein, handfeste Beleidigungen und Belästigungen Unbeteiligter im Schutz der Unkenntlichkeit, Raufhändel und Schlägereien, bei denen es Verletzte gab, und anderes mehr. All diese in der Tat problematischen Erscheinungen der Volkskultur fanden sowohl von Seiten der Obrigkeit als auch von den gebildeten Eliten, insbesondere den Vertretern der Aufklärung, immer weniger Verständnis. Eben die letzteren waren es schließlich, die – im Rheinland gleichermaßen wie in Südwestdeutschland – vehement dafür plädierten, die gesamten Umtriebe der Fastnacht mit ihren Schreckfiguren und Groteskgestalten als längst überholtes Überbleibsel einer dumpfen Vergangenheit abzuschaffen. Folgerichtig mehrten sich die Generalverbote, gerieten die Narren nahezu völlig in die Defensive. Im Zeitalter der napoleonischen Kriege, an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, hatte die Fastnacht alten Stils, deren Formen sich bis dahin überall im deutschen Sprachraum relativ ähnlich gewesen waren, nur noch ein sehr geringes Ansehen. Für die kirchliche Katechese aufgrund des gewandelten Epochengeistes uninteressant geworden, den Hütern der öffentlichen Ordnung lästig und den gebildeten Kreisen ein Dorn im Auge, schien ihr endgültiger Niedergang vielerorts absehbar (Mezger 1984, S. 34 ff.).

Karneval vom Niederrhein bis zum Bodensee – Brauchreform im 19. Jahrhundert

Vermutlich wären die närrischen Festivitäten vor dem Aschermittwoch, die um 1800 praktisch überall auf einem Tiefpunkt angelangt waren, heute wohl in der Tat weitgehend erloschen, wenn nicht gegen Ende des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts ein bemerkenswerter Umschwung der öffentlichen Meinung stattgefunden hätte. Fast schlagartig und in verschiedensten Gegenden annähernd gleichzeitig wurde nämlich den alten Überlieferungen, wo es sie noch gab, durch die Romantik wieder neues Interesse entgegengebracht. Neben die restriktiven Maßnahmen der Obrigkeit traten jetzt vermehrt Bestrebungen des Bildungsbürgertums, das fastnächtliche Geschehen vom Odium des Pöbelhaften und Vulgären zu befreien, es in geordnete Bahnen zu lenken und ihm durch anspruchsvolle Impulse sowohl

formal als auch inhaltlich ein edleres Gepräge zu geben. Den spektakulären Anfang machte im Rheinland Köln, wo 1823 von einflußreichen Bürgern ein „Festordnendes Komitee“ ins Leben gerufen wurde, das mit dem feierlichen „Einzug des Helden Carneval“ eine neue Epoche der Festgestaltung einleitete (Fuchs/Schwering 1972, S. 54 ff.). Andere rheinische Städte folgten dem Kölner Vorbild: 1825 Düsseldorf, 1826 Bonn, 1829 Aachen, mit etwas größerem Abstand Mainz, dessen Einwohner nach der Gründung des MCV den „Helden Carneval“ erstmals 1838 willkommen hießen (vgl. die Beiträge von H. Schwedt und H. Friß-Reimann in diesem Band). Spätestens ab den 40er-Jahren hatte sich die romantische Karnevalsreform am Mittel- und Niederrhein flächendeckend durchgesetzt (Schenk 1986, S. 32 ff.; Klersch 1961, S. 103 f.).

Was nun den deutschen Südwesten betrifft, so vollzog sich hier, auch wenn es viele schwäbisch-alemannische Narrenfunktionäre heute kaum noch glauben oder nicht mehr wahrhaben wollen, genau dieselbe Entwicklung wie im Rheinland. Bereits 1827 erklärte in Oberndorf am Neckar ein hoher württembergischer Beamter, die königliche Regierung in Stuttgart beabsichtige zwar nicht, die in den neu zu Württemberg gekommenen Orten noch vorhandene Fastnacht gänzlich abzuschaffen, aber man sei doch mit allem Nachdruck bestrebt, den derben Mummenschanz von einst „zu veredeln, zu sittigen, dem Geist der Zeit, der Vernunft und der Religion anzupassen und mit der Ehre des Menschen, Christen und Bürgers in Einklang zu bringen“ (Rottweiler Gemeinnütziger Anzeiger, 25.2.1827, Rottweil Stadtarchiv). Mit derlei Direktiven von oben paarten sich wiederum die Interessen des Bildungsbürgertums, was zur Folge hatte, daß statt der Handwerksgelesen und einfachen Leute, die zuvor die eigentlichen Brauchträger der Fastnacht gewesen waren, fortan zunehmend Honoratioren und „bessere Kreise“ die Initiative an sich zogen und dem wilden, von ihnen als unwürdig empfundenen Narrenlaufen auf den Straßen neue, ihrer Meinung nach gehobene Vergnügungen gegenüberstellten. Dies führte zwangsläufig zur Aufspaltung des Festgeschehens in eine mehr und eine weniger angesehene Ebene und somit zur Entstehung einer Art Zweiklassen-Fastnacht: Die niederen Sozialschichten „narrten“ auf der Straße, während die Oberschicht die kultivierten Bälle besuchte und sich beim Tragen eleganter Kostüme und sogenannter „Charaktermasken“ unterhielt.

In Rottweil – um als Beispiel den heute wohl bekanntesten Vorzeigeort der schwäbisch-alemannischen Fasnet heranzuziehen – konstituierte sich 1830 die „Gesellschaft Museum“, die sehr rasch auch in der Fastnacht aktiv wurde und jährlich „Maskenbälle für hiesige und auswärtige Honoratioren“ durchführte, zu denen bezeichnenderweise nur „Charaktermasken, aber keine Narren oder andere unanständig gekleidete Masken“ zugelassen waren

(Mezger 1984, S. 76). Wenig später dehnte die Museumsgesellschaft ihren formenden Einfluß zusätzlich auf die Straßenfastnacht aus mit dem Ziel, der bürgerlich-gesitteten Komponente des närrischen Treibens dort ebenfalls Geltung zu verschaffen. So fand 1842 erstmals ein großer, vom Mummen-schanz alten Stils weit entfernter Umzug statt, für den die örtliche Promi-nenz verantwortlich zeichnete und der als „Maskenzug mit Kostümen vom 15. bis 19. Jahrhundert“ angekündigt wurde (Ritter 1935, S. 31).



Ball-Anzeige eines Rottweiler Gastwirts von 1857 (Rottweiler Anzeiger vom 15.2.1857): Genau wie in Köln war auch im deutschen Südwesten ausschließlich vom „Carneval“ die Rede.

In den folgenden Jahrzehnten dominierten solche aufwendig gestalteten historischen Festzüge unter einem vorgegebenen Motto nahezu alle städtischen Fastnachten in Südwestdeutschland, wobei die Sujets bis 1870 überwiegend exotisch-märchenhaften oder mittelalterlichen Inhalts waren, nach der Reichsgründung 1871 jedoch stark vaterländischen und politisch-propagandistischen Charakter annahmen. Ein paar Streiflichter aus Villingen, einer ähnlich renommierten Fasnetshochburg wie Rottweil, mögen dies belegen. Dort begannen die thematischen Umzüge 1843 mit dem „Festlichen

Einzug von Vater Bacchus“, 1865 lautete der Titel „Umzug Preziosa unter Anführung des Zigeunerhauptmanns Orenstirna“, 1872 bereits „Großer militärischer Durchzug aller am Kriege 1870/71 beteiligten Waffengattungen beider Nationen“, 1890 „Die deutsche Expedition in Ostafrika“, 1892 „Die Völkerschlacht bei Leipzig“, 1895 „Die Hermannsschlacht im Teutoburger Walde“ oder 1896 „Japanisch-chinesischer Krieg“ (Ummerhofer/Huonker 1984, S. 77f.).

Unterdessen hatte sich, für heutige Funktionäre der schwäbisch-alemannischen Fasnet höchst irritierend, ganz nebenbei im gesamten südwestdeutschen Raum als Bezeichnung für die närrischen Tage praktisch ausnahmslos der Begriff „Carneval“ etabliert. In Villingen etwa lautete, ohne daß sich jemand daran gestört hätte, das Generalmotto der Fasnet 1884 dem damaligen Trend entsprechend „Einzug des Prinzen Carneval mit Gefolge“. Und in Rottweil, wo seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die meisten Fastnachtsprogramme ebenfalls mit „Prinz Carneval“ unterzeichnet waren, inspirierte die bürgerliche Festgestaltung sogar den Schriftsteller Eduard Schmidt-Weißenfels zu einer Novelle mit dem Titel „Carneval in Rottweil“, die 1877 in Berlin erschien (Mezger 1984, S. 86). Darin wurde Rottweil als ein solches Zentrum karnevalistischen Treibens geschildert, daß sich aufgrund der Lektüre des besagten Büchleins wiederum eine Dame aus Köln brieflich an den Rottweiler Stadtvorstand wandte und allen Ernstes wissen wollte, „ob in Wirklichkeit der Rottweiler Carneval in Bezug auf seine Großartigkeit sich mit dem Cölner messen dürfe, ja diesen noch in Bezug der großartigen Festlichkeiten, welche drei Tage vollständig in Anspruch nehmen, überflügeln“. Aus moderner Perspektive wirkt diese Kölner Privatanfrage ans Schultheißenamt des kleinen württembergischen Oberamtsstädtchens in doppelter Hinsicht grotesk, und zwar nicht nur wegen des Größenvergleichs der beiden Städte, sondern auch deshalb, weil zwischen der Art und Weise, wie die tollen Tage vor Aschermittwoch im Rheinland und wie sie am oberen Neckar begangen werden, mittlerweile Welten liegen. Heute betonen die Rottweiler nämlich mit allergrößtem Nachdruck, daß es schwäbisch-alemannische Fasnet sei, was sie feierten, und eben nicht rheinischer Carneval. Allein die Formulierung „Carneval in Rottweil“, wie sie der Autor Schmidt-Weißenfels 1877 ganz unbefangen gebraucht hatte, wäre kaum ein Menschenalter nach ihm nicht mehr denkbar gewesen und von den Einheimischen geradezu als Sakrileg verstanden worden.

Dennoch bleibt es Faktum, daß man zumindest in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts am Bodensee, in Oberschwaben, am Neckar, auf der Baar und im Schwarzwald ganz genauso wie am Mittel- und Niederrhein ausschließlich vom „Karneval“ sprach und daß Bälle, Redouten, elegante Salonereignisse und vom wohlhabenden Bürgertum organisierte historische

Umzüge das Brauchgeschehen dominierten, während die alten Masken und Vermummungen, wie sie zuvor üblich gewesen waren, mehr und mehr verschwanden. Unwiederbringliche Bestände an noch erhaltenen Traditionslarven und Narrenkleidern wurden im Südwesten vielerorts zu Billigstpreisen verschleudert. Nur vereinzelt interessierten sich Sammler dafür. Die karnevalesken Feierformen hatten überall die Oberhand gewonnen und beherrschten das Bild der närrischen Tage global.

Reorganisation der alten Fasnet – südwestdeutscher Alleingang nach 1900

Zur Auseinanderentwicklung zwischen südwestdeutscher Fastnacht und rheinischem Karneval kam es erst unmittelbar vor und um die Jahrhundertwende. Während sich nämlich in den Metropolen Mainz, Köln, Düsseldorf und Aachen der Sitzungskarneval in den Sälen und die romantischen Umzüge mit Motivwagen auf der Straße fest etabliert hatten – beides wurde dort in bescheideneren Formen auch vom Umland übernommen –, gab es in Baden, in Württemberg und in Hohenzollern so etwas wie eine kleine fastnächliche Konterrevolution oder zumindest eine konservative Brauchreorganisation. In vielen Städten und Städtchen regte sich bei den einfachen Leuten, überwiegend bei den kleinen Handwerkern, Widerstand dagegen, an den närrischen Tagen weiterhin von den sogenannten besseren Kreisen gegängelt, bevormundet und nicht selten auch regelrecht ausgegrenzt zu werden. Sie holten daher einfach die alten Narrenkleider, die sie zumindest vereinzelt noch verstaubt in den Truhen und auf den Speichern liegen hatten, wieder hervor und kehrten zum Mummenschanz der früheren, das heißt der vorromantischen Fastnacht zurück.

Im Rahmen dieses Prozesses wurden vom südlichen und mittleren Schwarzwald bis zum westlichen Bodensee, am oberen Neckar zwischen Rottweil und Rottenburg und längs der Donau von der Baar bis nach Oberschwaben ab etwa 1880 zahlreiche Narrenzünfte gegründet, oder wo früher bereits entsprechende Vorgängerinstitutionen bestanden hatten, dieselben erneut ins Leben gerufen. Der Trend zur Rückbesinnung verstärkte sich zusehends, und erstaunlicherweise fand er, obwohl zunächst ausschließlich von kleinstädtischen Traditionalisten getragen, bald auch bei den gehobenen Sozialschichten Anklang. Für diesen Einstellungswandel des Bildungsbürgertums, die plötzliche Wertschätzung der früheren Fasnet durch die Honoratioren und deren überraschendes Einschwenken auf den Geschmack der einfachen Bevölkerung, dürften wohl vor allem drei Faktoren ausschlaggebend gewesen sein: ein im Zeichen des Historismus deutlich ge-

wachsendes Interesse an alten Überlieferungen, eine generelle Begeisterung fürs Mittelalter und für alles sogenannte „Altdeutsche“ und nicht zuletzt die in der Einwohnerschaft vieler ehemals souveräner Städte, die nach 1803 Baden oder Württemberg zugeschlagen worden waren, immer noch vorhandene, wehmütig verklärende Erinnerung an vergangene, angeblich „glanzvolle“ Zeiten. Das zusammengenommen fand schließlich seinen Ausdruck im schichtenüberquerenden Rekurs auf die Fastnacht alten Stils. Kurz nach 1900 war die erste Welle der Zunftgründungen abgeschlossen mit der Konsequenz, daß spätestens ab 1910 im deutschen Südwesten an den Tagen vor Aschermittwoch ein spürbar anderer Geist herrschte als am Mittel- und Niederrhein.

Die Frage, warum sich diese Rückkehr vom romantischen Karneval zum ursprünglichen Narrenlaufen nur einseitig im schwäbisch-alemannischen Raum vollzogen und warum sie das Rheinland nicht erfaßt hat, ist von der Forschung eigentümlicherweise noch nie näher untersucht worden. Ohne einer diesbezüglichen Spezialstudie – übrigens einem dringenden Desiderat – vorgreifen zu wollen, seien hier wenigstens einige skizzenhafte Bemerkungen als Erklärungsversuch erlaubt: Zunächst einmal bleibt festzuhalten, daß es genauso wie in der modisch karnevalisierten südwestdeutschen Fastnacht auch im romantisch veredelten rheinischen Karneval nach und nach zu sozialen Spannungen zwischen den tonangebenden Honoratioren einerseits und den zu bloßen Statisten degradierten Kleinbürgern andererseits kam. In Köln brach der Konflikt bereits 1844 mit voller Schärfe auf, als der Zigarrenhändler und Frühsozialist Franz Raveaux gegen das für den gesamten Veranstaltungsablauf verantwortliche Festordnende Komitee wetterte und der damals einzigen Kölner Karnevalsgesellschaft, der seiner Meinung nach viel zu elitären „Großen“, einen eigenen Verein gegenüberstellte, nämlich die „Allgemeine Carnevals-Gesellschaft“, die nicht nur für das gehobene Bürgertum, sondern eben auch für die niedrigeren Sozialschichten offen sein sollte. Ja, er organisierte am Rosenmontag des besagten Jahres sogar einen Konkurrenzumzug, in dem er den romantisch-harmlosen Motiven des offiziellen „Närrischen Lindwurms“ ausgesprochen unromantische und brisante Themen entgegensetzte wie etwa „Das Erwachen der Arbeiterklasse“ (Klersch 1961, S. 116 ff.).

Arbeiterklasse – das ist denn auch das Stichwort, an dem sich die südwestdeutschen und die Kölner Verhältnisse schieden. Anders als in den kleinen katholischen Städtchen zwischen Schwarzwald, Schwäbischer Alb und Bodensee, die im 19. Jahrhundert einwohnermäßig kaum gewachsen waren und in denen die ortsansässigen Handwerker immer noch eine starke konservative Kraft mit Lokalstolz und Traditionsbewußtsein bildeten, erlebten Metropolen wie Köln im selben Zeitraum den Zuzug zigtausender

Industriearbeiter, die zur Historie der Stadt nur wenig oder gar keine Beziehung hatten. Angesichts derartiger Mobilität und Überfremdung fehlte gerade etwa in Köln auch jede Basis dafür, den exklusiven Karneval des Groß- und Bildungsbürgertums ähnlich wie in Südwestdeutschland durch eine Rückkehr zu den alten Fastelovendbräuchen der Reichsstadtzeit zu unterlaufen, um ihn auf diese Weise schichtenübergreifend zu gestalten. Vielmehr waren in der Domstadt genauso wie in den anderen rheinischen Städten mit starker Bevölkerungszunahme die bereits etablierten Organisatoren der tollen Tage gefordert, die Dinge behutsam von oben zu steuern und ohne allzu starke Veränderung der äußeren Formen den großbürgerlich dominierten Karneval nach und nach für die kleinen Leute zu öffnen. Während also am Mittel- und Niederrhein der Honoratiorenkarneval unter Beibehaltung der romantischen Festelemente zum breiten Volkskarneval umgestaltet wurde, stand diesem Prozeß im deutschen Südwesten eine vom Ansatz her zwar vergleichbare, aber aufgrund der völlig verschiedenen demographischen Verhältnisse im Ergebnis doch deutlich andere Entwicklung gegenüber: die Ablösung des am Kölner Vorbild von 1823 orientierten, relativ jungen Karnevals der Hautevolée durch die alte, auf bodenständiger Tradition basierende Volksfastnacht.

In der Praxis vollzog sich das schwäbisch-alemannische „Comeback“ des ursprünglichen Narrenlaufens mit Holzmaske und „Häs“ (= alemannische Dialektbezeichnung für „Kleidung“ bzw. „Narrenkleid“ oder „Fastnachtskostüm“) allerdings nur sehr langsam und zunächst keineswegs mit der heutigen Trennschärfe. Insbesondere blieben die beiden Begriffe „Karneval“ und „Fasnet“ anfangs noch eine ganze Zeitlang beliebig austauschbar. So war es etwa in Rottweil ausgerechnet die 1888 gegründete „Carnevalsgesellschaft [!] Narrhalla“, die es sich zur Aufgabe machte, künftig an jedem Fastnachtsmontag einen „Narrensprung“ und damit „Fasnet“ alter Art zu veranstalten. Der Text des ersten Aufrufes dazu lautete:

Wir wollen es nicht haben,
 die Fastnacht zu begraben.
 Wir bilden einen Verein,
 Daß Narren, Federhannsen und Schandle sein
 Und auch zwei Brieler Rößle
 Passieren uns're Sträßle.
 Es muß doch g'narret sein.
 (Mezger 1984, S. 87 f.)

Übermäßigen Erfolg hatte die Narrhalla mit ihrem Bemühen um den Erhalt der reichsstädtischen Fasnetsüberlieferungen bzw. um deren Wieder-

belegung freilich nicht. Schon bald verlegte sie den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit doch wieder auf eher karnevaleske Saalveranstaltungen und zeichnete für die Durchführung des Narrensprungs nur noch pro forma verantwortlich. Dessen absoluter Tiefpunkt war schließlich 1903 erreicht, als er gerade noch aus 9 Narren und einem Bierfuhrwerk der Brauerei „Zum Kamel“ bestand. Durch diesen Abgesang aufgeschreckt, ergriffen ein paar altingesessene Handwerker die Initiative und gründeten noch im selben Jahr den „Narrenverein Rottweil“, der sich wenig später in „Narrenzunft“ umbenannte.

Von nun an drehte sich die Entwicklung um, ging es mit der alten Rottweiler Fasnet steil bergauf: Die Kehrtwendung in die Vergangenheit, so wurde rasch klar, sollte der Weg in die Zukunft sein. Zunächst organisierte die Narrenzunft mit Rücksicht auf das immer noch bestehende Montagsmopol der Narrhalla erst den Dienstagnarrensprung. Schon bald aber übernahm sie auch den Montagssprung, zumal die Traditionsfasnet immer mehr Zulauf verzeichnen konnte, während auf der anderen Seite das Interesse an den karnevalistischen Inszenierungen rapide zurückging. Wegen der abnehmenden Akzeptanz fand nach 1910 kein historischer Umzug mehr statt. Die Narrensprünge dagegen expandierten von Jahr zu Jahr mehr. Entsprechend den überlieferten Vorbildern entstanden laufend neue Narrenkleider, und 1914 zählte man bereits über 100 Masken. Vor dem Ersten Weltkrieg waren, von wenigen Ausnahmen wie Konstanz abgesehen, in den heutigen Hochburgen der schwäbisch-alemannischen Fasnet die karnevalesken Elemente weitgehend verschwunden oder auf ein Minimum reduziert, während die alte Fasnet wieder fröhliche Urständ feierte. Gegenüber dem rheinischen Karneval herrschte im deutschen Südwesten vorerst noch ein neutrales Verhältnis, zumindest wurden anfangs keinerlei wertende oder gar auf Konfrontation angelegte Unterschiede zu ihm konstruiert. Viel zu sehr war man zunächst mit sich selbst beschäftigt.

Erst nach dem Krieg formierten sich die südwestdeutschen Narren entschiedener und gaben sich kämpferisch. Ihr Widerstand richtete sich aber immer noch nicht primär gegen den Karneval und dessen angeblich zersetzende Wirkung auf die Tradition der „echten“ Fastnacht. Als viel stärkere Gefahr für ihre Fasnet glaubten sie vielmehr die Landesregierungen Württembergs und Badens ausmachen zu können. Unmittelbar nach Kriegsende, 1919, erschien nämlich den politisch Verantwortlichen sowohl in Stuttgart als auch in Karlsruhe angesichts hunderttausender Gefallener jeglicher närrische Umtrieb derart deplaziert, daß sie es für angezeigt hielten, eventuell geplante Fastnachtslustbarkeiten von vornherein mit polizeilichen Mitteln zu unterbinden. Die Anordnung etwa des badischen Innenministeriums vom 8.2.1919 lautete folgendermaßen:

„Das Tragen von Masken, Verkleidungen oder karnevalistischen Abzeichen durch Erwachsene und Kinder auf öffentlichen Straßen und Plätzen oder an anderen öffentlichen Orten, sowie in geschlossenen Gesellschaften, ist verboten.“ (Huonker 1984, S. 138).

Während sich die Narren wenige Monate nach Kriegsende und unter dem Eindruck des eben unterzeichneten Vertrags von Versailles dieser restriktiven Maßnahme des Jahres 1919 noch beugten, waren sie im Folgejahr 1920 schon nicht mehr bereit, das mit geringen Modifikationen wiederholte behördliche Verbot des Narrenlaufens ohne weiteres hinzunehmen. In der amtlichen Begründung des neuerlichen Neins der badischen Regierung – die württembergische verhielt sich gleich – hieß es:

„Die allgemeine wirtschaftliche Notlage und die noch nicht ausreichende Rechtssicherheit veranlassen uns, auch in diesem Jahr die öffentliche Veranstaltung von Faschingsvergnügungen in ähnlicher Weise wie im Vorjahre zu untersagen. Eine Milderung ist insofern eingetreten, als das Verbot des Maskentragens für Kinder in diesem Jahr nicht mehr besteht. Für strengste Durchführung der Verordnung ist Sorge zu tragen. Zuwiderhandelnde wären festnehmen zu lassen und zu bestrafen.“

Fast in allen Narrenstädten Südwestdeutschlands gab es gegen das Fastnachtsverbot von 1920 mehr oder weniger spektakuläre Verstöße. In Villingen etwa bekam es am 15. Februar jenes Jahres ein Polizist mit vier, wie später im Protokoll stand, „stärkeren Masken“ zu tun, unter denen nach Meinung des Ordnungshüters keine Kinder mehr stecken konnten. Als er sie aufforderte, die „Schemen“ – so der Villingener Ausdruck für Masken – abzunehmen, behaupteten die vier zuerst, die Regierung in Karlsruhe habe ihnen telegraphisch eine spezielle Ausnahmegenehmigung erteilt; und als er ihnen das nicht glaubte und weiter insistierte, handelte er sich eine massive Tracht Prügel ein, nach der die Täter unerkannt entkamen. Manche Berichte der Narren über ihren Widerstand dürften freilich später noch ein bißchen dramatisch überhöht und zu kleinen Heroentaten stilisiert worden sein, um die Unerschrockenheit der Aktiven besser hervorzuheben. So wird die Fastnacht 1920 beispielsweise in Elzach bis heute von den Lokalchronisten pathetisch als „Revolutionsfasnet“ bezeichnet. Nach gängiger Erzählversion sollen damals eigens 25 bewaffnete Gendarmen mit dem Elztalbahnle ange-rückt sein, um das trotz Verbots munter florierende Elzacher Narrentreiben zu unterbinden. Bereits am Bahnhof seien sie jedoch von musizierenden Zivilisten und fröhlichen Narren im traditionellen Schuttig-Häs empfangen worden, die allesamt nicht daran dachten, der Aufforderung nach Demas-

kierung nachzukommen und sich auf den Heimweg zu begeben. Statt dessen habe sich, gefolgt von der Polizeitruppe, ein Spontanumzug in Richtung Rathaus gebildet, wo der Bürgermeister und der Pfarrer gemeinsam erschienen seien, um den Vertretern der Staatsmacht darzulegen, daß die närrische Revolte keinerlei politischen Charakter habe (Ziegler 1982, S. 17 ff.). Just diese Beteuerung aber wurde den aufmüpfigen Traditionalisten in den Fastnachtshochburgen von amtlicher Seite wie auch von regierungsnahen Presseorganen nur bedingt abgenommen. Immerhin erschien über das in jenem Jahr ebenfalls ordnungswidrige Verhalten einiger Dutzend Rottweiler Narren am 18.2.1920 in der überregionalen Stuttgarter Zeitung „Der Beobachter“ ein Bericht, der offen von „Anarchie“ am oberen Neckar sprach. Für die Wortführer der Unbotmäßigen hatten die Vorkommnisse der Fasnet dort im Dezember 1920 sogar noch ein gerichtliches Nachspiel, das allerdings mit Freisprüchen endete (Mezger 1984, S. 91).

Nach einem weiteren behördlichen Generalverbot 1921 wurde die Fasnet 1922 zwar erlaubt, wenngleich mit der Einschränkung, daß die Genehmigung nur für „wirklich gewachsenes Brauchtum“ und für nachweislich historische Zünfte gelte; aber bereits das Krisenjahr 1923 führte wegen verschärfter wirtschaftlicher Not und politischer Instabilität erneut zu einer generellen Fasnetsabsage. Angesichts dieses nochmaligen Rückschlags, der die eben gehegten Hoffnungen einmal mehr zunichte gemacht hatte, fürchteten die schwäbisch-alemannischen Narren von nun an ernsthaft um den Fortbestand ihrer Traditionen. Tatsächlich waren diese bis auf den kurzen Lichtblick des Jahres 1922 inzwischen fast seit einem vollen Jahrzehnt, nämlich seit 1915, zunächst kriegsbedingt und dann aufgrund staatlicher Eingriffe, unterbrochen. Durch die lange Zwangspause frustriert und der fortgesetzten Bevormundung durch Nicht-Fastnächter überdrüssig geworden, fanden sich daher am 16. November 1924 die Vertreter von 18 Zünften im Stiftskeller in Villingen ein und gründeten als eine Art Offensivbündnis zur Wahrung altüberlieferten Brauchtums den „Gauverband badischer und württembergischer Narrenzünfte“, der sich wenig später in „Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte“ umbenannte (Huonker 1984, S. 135 ff.). Daß es im selben Jahr 1924 erstmals wieder eine Fasnet ohne alle Restriktionen gegeben hatte, vermochte die Zunftrepräsentanten von ihrem Entschluß, sich überörtlich zu organisieren, nicht abzuhalten.

Bei der Gründungsversammlung hielt, was die künftige Strategie der Öffentlichkeitsarbeit des fastnächtlichen Interessenverbands bereits andeutete, Albert Fischer aus Villingen – ab 1927 übrigens als Nachfolger des überraschend verstorbenen Benjamin Grüninger langjähriger Präsident der Vereinigung – einen Vortrag über die „Entstehung der Fasnacht von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der Villin-

ger Verhältnisse“. Das Pfund, mit dem man wucherte, war also von Anfang an der Wert der langen Tradition und des „echten“ Brauchtums. Da die Fasnet 1922 ausdrücklich nur für „gewachsene Bräuche“ genehmigt worden war, sah man in der demonstrativ wissenschaftlichen oder zumindest populärwissenschaftlichen Untermauerung des eigenen Tuns eine Art Überlebensgarantie: Unantastbarkeit durch die Autorität der Historie. Genau diese Grundhaltung prägte fortan das Selbstverständnis der Vereinigung ganz entscheidend und damit natürlich automatisch auch ihre Einstellung gegenüber anderen, jüngeren Spielarten närrischen Treibens, nicht zuletzt gegenüber dem rheinischen Karneval. Ein wenig zugespitzt formuliert, ließen sich die Väter der „Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte“, allen voran Präsident Albert Fischer, von der Überzeugung leiten: Nur wer den Nachweis führen kann, aufgrund besonders „althehrwürdiger“ und „unverfälschter“ Traditionen im fastnächtlichen Brauchvollzug „etwas Besseres“ zu sein, vermag äußeren Anfeindungen und politischem Druck auf Dauer standzuhalten.

Volksfastnacht und Mythologismus – die Ära Hermann Eris Busse

Während die rheinischen Karnevalisten, von denen übrigens viele durch die Besetzung nach dem Ersten Weltkrieg noch weit stärker bedrängt waren als die Fastnächter des unbesetzten Südwestens, mit einer jahrhundertelangen Tradition nicht argumentieren konnten, und sie sich daher im Gegensatz zu jenen von der wissenschaftlichen Rückführung ihres Tuns auf uralte Wurzeln keine Chance zur Lockerung bestehender Brauchverbote erhoffen durften, galt es für die Schwäbisch-alemannische Narrenvereinigung ab 1924 als ausgemacht, daß man – unter existentiellem Rechtfertigungsdruck zumal – fortan engen Kontakt zur Forschung halten und sich hier wiederum vorwiegend an die Volkskundler wenden müsse, um von dort die nötigen Legitimationsgrundlagen geliefert zu bekommen. Genau dabei aber kam es fatalerweise gleich in den Anfangsjahren des versuchten Schulterchlusses mit der Wissenschaft zu einer ebenso bedenklichen wie folgenschweren Liaison, deren volle Tragweite eigentlich erst heute so recht erkennbar wird.

Als ersten und für die Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg wichtigsten Ansprechpartner erkor sich die Vereinigung nämlich ausgerechnet jenen eingangs schon erwähnten, ganz und gar vom Mythologismus der germanischen Altertumskunde durchdrungenen alemannischen Regionalhistoriker und Volksschriftsteller Hermann Eris Busse, der sich als Geschäftsführer der „Badischen Heimat“ wie auch als aktiver Elzacher Narr in besonderer Weise dazu berufen fühlte, die Vertreter der südwestdeutschen Traditions-

fastnachten volkskundlich zu beraten und so die Verbandspolitik der Schwäbisch-alemannischen Narrenzünfte entscheidend mitzubestimmen. Sein gestalterisches Eingreifen in die überörtliche Brauchentwicklung hatte zumindest in einem Punkt stilprägende Wirkung bis in die Gegenwart; denn niemand anders als er war es, von dem die Idee zum ersten „Narrentreffen“ der Vereinigung ausging, das am 28. Januar 1928 in Freiburg stattfand. Mit dieser auf ein Wochenende vor der eigentlichen Fastnacht anberaumten Zusammenkunft vieler Zünfte an einem zentralen Ort zu einer Art großen nährischen Heerschau war eine Darbietungsform ins Leben gerufen worden, wie sie etwa der rheinische Karneval überhaupt nicht kennt, die aber für die südwestdeutschen Narren inzwischen charakteristisch ist und die sich vor allem in den letzten Jahrzehnten, nach Gründung zahlreicher weiterer nährischer Regionalverbände und Freundschaftsringe, geradezu inflationär ausgedehnt hat. Obgleich vom vorfastnächtlichen Veranstaltungstourismus der heutigen Aktiven noch weit entfernt, waren die Zünfte der Schwäbisch-alemannischen Narrenvereinigung in ihrer Frühzeit durchaus auch schon recht reiselustig. So folgten nach der Freiburger Premiere von 1928 in kurzen Abständen weitere Narrentreffen mit von Mal zu Mal wachsenden Teilnehmerzahlen: 1929 in Villingen, 1930 in Rottweil, 1933 in Stockach, 1935 in Offenburg, 1936 in Oberndorf und – letztmals vor dem Zweiten Weltkrieg – 1938 in Überlingen, wobei jedes dieser nährischen Großereignisse eben von Hermann Eris Busse volkskundlich betreut und publizistisch begleitet wurde (Huonker 1984, S. 139 ff.).

Wesentlich gravierender als Busses aktives Hineinwirken in die Brauchpraxis aber war seine wortgewaltige Formulierung einer düster mythologisierenden Brauchtheorie, die – erst recht in der Zeit des Dritten Reichs – bei vielen Aktiven begierige Aufnahme fand und in deren Dunstkreis sich die populären Erklärungsmodelle über Sinn und Ursprung der schwäbisch-alemannischen Fastnacht unwissentlich leider nach wie vor bewegen. Nachdem bereits seit 1926 in diversen Zeitschriften mehrere kleine Aufsätze von Busse zur Fastnacht erschienen waren, entstand Mitte der 30er-Jahre seine Gesamtdarstellung der „Alemannischen Volksfasnacht“, die zunächst 1935 in einer vorläufigen Version als Doppelheft des Periodikums „Mein Heimatland“ veröffentlicht wurde und die dann 1937 in der endgültigen Fassung als eigenständige, in Karlsruhe verlegte Monographie auf den Markt kam. Aus besagter Hauptschrift von 1937, die unter Fastnachtstheorie und Sammlern inzwischen als bibliophile Rarität gilt und auf die sich nicht wenige Hobbybrauchtumsforscher noch bis heute berufen, sollen im folgenden einige zentrale Passagen zitiert werden, weil das ganze Ausmaß des zutiefst ideologiegetränkten, pseudowissenschaftlichen Gedankenwusts dieses weiß Gott schicksalhaften ersten Weißbuchs der schwä-

bisch-alemannischen Fastnacht nur im Originalton greifbar wird. Der prägende Einfluß Busses auf das spätere Selbstverständnis und die Deutungsmuster der südwestdeutschen Traditionsfastnachten war nämlich, wie die Recherchen zur vorliegenden Studie ergeben haben, offenbar sehr viel nachhaltiger, als man bisher wahrhaben wollte.

Gleich zu Beginn seiner Ausführungen schwört Busse in der für ihn typischen gespreizten Sprache, die stets mit dem Pathos großer Rhetorik operiert, den Leser auf die germanische Kontinuitätsprämisse ein, wobei ihm zwei relativierende Einleitungssätze nur dazu dienen, das anschließend verkündete Dogma umso wirksamer gegen jede Kritik zu immunisieren. Hier die betreffende Textstelle:

„Es ist wohl davor gewarnt worden, allzu freizügig mit dem Begriff germanisch auf dem Gebiet des Fasnachtsbrauchtums, vorab des Maskenwesens, umzugehen. Die Überlieferung ist ja auch im Land der großen, wilden Kriege, die beinahe in jedem Jahrhundert einmal deutsche Gaue erschütterten, zu oft abgerissen worden, um weit und sicher genug in unsere völkische Frühzeit zu führen. Trotzdem muß der Überlieferung hier mehr als auf anderen volkskundlichen Gebieten geachtet werden, wo sie noch vorhanden ist“.

Und weiter:

„Wir müssen daneben manches im Gefühl haben und im Blut. Eines ist dabei ganz erklärlich: die nordisch-germanischen Volkschaften, die nach dem tiefen und harten, lebentötenden Winter den überwältigenden Aufgang des Jahres zum Licht und zum fruchtzeugenden Erwachen der Natur erleben, feiern eher aus wilder Freude, wenn auch mit Furcht gemischt vor der Rückkehr der kalten Dämonen, die Tage der Maske und der Verwandlung, denn aus bebender Angst vor dem Totenvolk der Ahnen, das in den Dämmerungen zwischen Winter und Sommer umherschweift, die Lebendigen zu schrecken und gütelos an ihr Erinnern zu rühren. – Angst vor Toten, vor ihrer unfaßlichen Wiederkehr hat womöglich jeder Mensch einmal, neben dem ein Tod geschieht, das Liebste oder ein innerlich Ungeliebtes hinwegraffend. Angst vor dem Totenvolk aller einmal Gewesenen schrie in den Zeiten kultischer Frühe unseren Vorfahren aus den waldgeborenen Winter- und Frühlingsstürmen. Vor ihm verkleideten sie sich, um nicht erkannt zu werden, sie verummumten sich, um der gespenstischen Gemeinschaft zugehörig zu gelten und nicht von ihr geschlagen und vernichtet zu werden“ (Busse 1937, S. 3 f.).

Soviel zu Busses Generaldeutung der Fastnacht. Bereits hier ahnt man, warum nicht wenige Zunftsreiber, Brauchpfleger und Narren aus Südwestdeutschland, die in unerschütterlichem Glauben an die alten „Klassiker“ ihr Wissen über die Hintergründe der Fasnet nach wie vor aus solcher „Fachliteratur“ beziehen, das bunte Treiben in Häs und Maske im wahrsten Sinne des Wortes so todernst nehmen. Die Schlüsselrolle Busses für die Modellierung des Images der schwäbisch-alemannischen Fastnacht als eines mit historischen Kategorien letztlich gar nicht mehr faßbaren, tief in den Mythen der Germanen wurzelnden Brauchs kann kaum hoch genug bewertet werden. Bei ihm ist praktisch alles nachzulesen, was Lokalchronisten, dilettierende Freizeitvolkskundler, weite Teile der Presse und nahezu die gesamte sogenannte Populärwissenschaft zur angeblich vorchristlichen Herkunft des närrischen Mummenschanzes bis heute gläubig wiederholen. Überwiegend von ihm stammen die entscheidenden Vorgaben zum Hochglanzbild der südwestdeutschen Fastnacht, wie es sich inzwischen sowohl in deren Selbstbeurteilung als auch in ihrer Fremdeinschätzung allgemein verfestigt hat; denn kein anderer Vertreter der älteren Volkskunde, nicht einmal der berüchtigte NS-Wissenschaftler Eugen Fehrle (Assion 1985, S. 220 ff.), hat je ein ähnlich konzentriertes ideologisches Interpretationsraster geliefert.

In Busses Ausführungen finden wir denn auch erstmals das gegenwärtige Superioritätsgefühl und das stets leicht provokant ausgespielte „Von oben herab“ der Fastnacht gegenüber dem Karneval *expressis verbis* formuliert, wenn er etwa zur folgenden vergleichenden Bewertung kommt:

„Die Volksfasnacht ist etwas grundsätzlich anderes als ein Taumel [...]. Sie ist keine erlaubte Zeit für Lustbarkeit, wie etwa der Fasching der Städter mit der karnevalistischen Narrheit der Büttenreden und Kappenabende. Sie ist eine Naturkraft im Menschen, das ernste Kampfspiel kultischen Erlebens ehemals, aus dem, seit die Furcht vor den Gewalten der Natur und der Gottheit der Technik zum Opfer fiel, ein ins Lustige und Komische gewandelter Mummenschanz wurde. Nirgends wurde mir dies bewußter als bei meiner sehr herzhaften Teilnahme an der Elzacher Fasnacht“.

Wenig später dann der Versuch einer zusätzlichen Vertiefung:

„Fasching und Karneval sind verstärkte Begriffe der Fasnacht. Vom Brauchtum blieb dort nur noch haften die Lust, verwandelt zu leben für ein paar Tage, die Lust, aus der alten Haut zu fahren und irgendwie zu lärmern, zu springen. Und Männlein und Weiblein gehen ‚kostümiert‘. Das ist der Unterschied: Der Stadtnarr, der Fasching [sc.

Karneval] feiert, schlüpft alle Jahr in ein anderes Kostüm, der Narro dagegen, der Volksfasnacht feiert in den großen Dörfern und den kleinen Städten des Alemannengebietes, in der Südwestmark unseres Reiches, trägt alle Jahr seine gleiche Tracht, ruft seine alten Sprüche aus, läuft in bestimmten Sprüngen durch Gassen und Gaststuben und nimmt sein alt-ererbtes, närrisches Gerät zum Fürchtenmachen mit: der Überlinger die Karbatsche, der Villingener die großen, klingenden Bronzeschellen an Ledergurten und sein hölzernes Schwert, der Elzacher seinen Farrenschwanz mit der Saublötere (Saublase) und eine hölzerne Schere, die Schreckmasken nicht zu vergessen“ (Busse 1937, S. 4 f.).

Mit der abschätzigen Feststellung, daß im Karneval – anders als in der Fastnacht – „Männlein und Weiblein“ kostümiert gingen, bringt Busse übrigens zugleich seinen Standpunkt bezüglich der Rolle der Frau innerhalb des närrischen Geschehens zum Ausdruck, den eine ganze Reihe von Über-eifrigen unter den heutigen Brauchfunktionären, ungeachtet neuerer gesellschaftlicher Entwicklungen, nach wie vor mit ihm teilt und den er an anderer Stelle so begründet:

„[...] die Fasnacht ist ein altes Fest der frühen Volksgemeinschaft. Sie ist von innen und von weither gesehen ein Kult der Schicksalsgemeinschaft und wurde, wie alles Schicksälige, das in Volk und Landschaft eingreift, von Männern getragen. [...] Eine Frau im altertümlichen männlichen Fasnachtskleid, verbunden und verwurzelt mit den elementaren Fruchtbarkeitsriten, ist ein Unding. Natürlich verkleidet auch sie sich gern, aber ihr blieb bei uns eigentlich nicht die Straße, sondern der Tanzraum vorbehalten. Mit Kult hat das nichts zu tun“ (Busse 1937, S. 4).

Begriffe wie „Volks-“ und „Schicksalsgemeinschaft“ lassen schließlich auch – und hier wird die Brisanz der unkritischen Übernahme seines Vermächtnisses besonders klar – keinen Zweifel mehr an Busses politischer Position, die über weite Strecken voll und ganz der Ideologie und Propaganda des Nationalsozialismus entsprach. Obwohl er selbst erstaunlich spät, nämlich erst nach Kriegsausbruch, Parteimitglied wurde, operierte er in seinen Publikationen schon früh und offenbar aus tiefster innerer Überzeugung mit den Parolen des Dritten Reichs. Zum Beispiel wird man gewiß mehr als nur eine Floskel darin sehen müssen, wenn es in der Einleitung zur „Alemannischen Volksfasnacht“ heißt:

„Alemannisches Land umschließt viel Land der Bauern, der Wälder, der Hirten. Also tragen Dorf und dörfliche Stadt, Täler und Weiler, wo

viel Bauern und Hirten sind, die Überlieferung der Fasnacht noch am reinsten vor. Sie spielt sich nicht allein ab, sie gehört zu 'Blut und Boden'" (Busse 1937, S. 4).

Ebenfalls für sich spricht, was Busse einige Seiten weiter – angesichts der vielen damals neu- oder wiedergegründeten Narrenzünfte übrigens nicht sonderlich konsequent – zur Frage der Revitalisierung von Bräuchen schreibt:

„Brauchtum, das dem Volk im Innersten fremd ist, wieder einführen zu wollen, führt zur Schaustellung heiliger Begriffe, ist äußerer Schein anstatt inneren Seins. Wir wollen die Hände davon lassen. Was noch lebt, kommt in diesen Tagen der Auferweckung und Besinnung Deutschlands auf seine Volkstumskräfte ohnedies wieder zu gesundem Atem“ (Busse 1937, S. 11).

Unter ideologiekritischen Aspekten bemerkenswert ist auch, wie Busse bereits in der früheren Kurzdarstellung der „Alemannischen Volksfastnacht“ von 1935 in „Mein Heimatland“ die Wirkung des von ihm initiierten ersten Narrentreffens in Freiburg beurteilte:

„Der Landesverein Badische Heimat hat im Jahre 1928 im Zuge seiner Veranstaltungen, die die Kultur und das völkische Gesicht des alemannischen Raumes erfassen sollten, was damals von wenigen begriffen und gefördert, ja mir für die Idee viel Anfeindungen eingetragen hat, das erste große Oberdeutsche, das Alemannische Narrentreffen mit vollkommenem Erfolg veranstaltet. Seither treffen sich die historischen Zünfte Jahr um Jahr. Ich glaube nicht, daß sie dadurch an Eigenwuchs und Rhythmus verlieren, sondern daß sie eher sich vom ‚Hergeloffenen‘ zu befreien suchen zugunsten der Ursprünglichkeit. Das kann bisweilen zum äußeren Bild nur gültig sein, für den Volkstumsforscher oft sogar belanglos, das innere Bild jedoch, das will heißen das völkisch, ja rassenkundlich ausdeutbare Wesen des Brauchtums, gewinnt aber nicht selten an Klarheit“.

Und ein weiteres Zitat aus demselben Kontext:

„Jetzt sind wir überzeugt, daß die Volksfastnacht einen erneuten und auch einen vertieften Sinn wieder erhält; denn wenn man es auch belächeln möchte, so tief bei diesem Frühlingsfest auf der Schwelle des Winters zu verweilen, es ist Gleichnis, es ist Beweis des völkischen Selbstbewußtseins in einem erbgesunden Stamme“ (Busse 1935, S. 2 f.).

Kehren wir wieder zur Hauptschrift von 1937 zurück, so erfahren wir dort unter anderem noch, was gute Fastnachter nach Meinung Busses für das politische Regime bedeuten, nämlich:

„Die Zunftbrüder im Narrenhäs, im Hansekleid, sind auch im gewöhnlichen Leben Träger der örtlichen Volksgemeinschaft und ihrer Kultur“ (Busse 1937, S. 10).

Daß er damit in der Tat nicht ganz unrecht hatte, lehren biographische Recherchen vor Ort bisweilen nur allzu gut. – Zu Busses völliger Demaskierung aber führen endlich Aussagen wie die beiden folgenden, die sich durch ähnliche Beispiele beliebig vermehren ließen. Da heißt es etwa über die Maskenschnitzer:

„Heute werden gern wieder Schreckmasken geschnitten, und zwar aus eindeutigen Gründen solche mit Judennasen. Das schlichte Volk, aus dem die Maskenschnitzer stammen, geht hier unbewußt gegen das an, was ihm als Gegengeist erscheint“ (Busse 1937, S. 148).

Und über den Funkensonntag, der mit seinen Feuerbräuchen den letzten Ausklang der Fastnacht bildet, ist nachzulesen:

„Der Sonne zum Sinnbild rollen sie das feurige Strohrad den Rain hinab, daß es über die Felder sprüht, sie mit Fruchtbarkeit zu segnen. Aus dem feurigen Sinnbild der Sonne entstand das Hakenkreuz“ (Busse 1937, S. 149f.).

Die Schlußsätze des Buches, in denen Busse zum wiederholten Male den Gegenstand seines Forschens rekapituliert, um daraus eine letzte Vision zu entwickeln, machen zugleich nochmal deutlich, was vom Karneval zu halten sei:

„Es geht uns freilich nicht um den alltäglichen Karneval der Bälle, unter einem Leitspruch und jener Elferräte, die nur einen Verein, nicht das Volk hinter sich haben. Es geht uns darum, aus den einzelnen Zügen der Maskerei, der Narrenläufe, selbst aus ihrer Tarnung mit neuzeitlichen Errungenschaften das kultische Brauchtum herauszuschälen. – Aus der Erforschung des Fasnachtswesens, der Masken und Gestalten wächst uns überzeitliches mythisches Wissen zu. – Brauchtum hat seinen Sinn im religiösen Kult des Volkes. Es schöpft aus dem Göttlichen, dem unerklärlichen Geschehen des Lebens in der Natur, des Lebens und des Todes. Es ist das Zuchtgesetz der Volksseele, aus dem Instinkt geboren. Diesen Urtrieb zerstören hieße dem Volk die Spur des Weges zur Schöpfung verwischen, es seiner Erneuerung berauben. – Brauchtum ist die innere Sprache des Volkes, ausgedrückt in

schaubaren Sinnbildern. Das schöpferische, gesunde Volk schafft sich Sinnbilder neu, wo es die alten verloren hat oder ‚verbraucht‘. – Wir leben in einer Zeit, da sich neue große Sinnbilder formen“ (Busse 1937, S. 151).

Noch über Busse hinaus gingen die massiven Versuche der NS-Organisation „Kraft durch Freude“, die Fastnacht ideologisch in Dienst zu nehmen. Dies zeigt eine Leseprobe aus der 1939 in zweiter Auflage erschienenen Schrift „Deutsche Fasnacht“, herausgegeben vom Amt „Feierabend“ der NSG. „Kraft durch Freude“ in Zusammenarbeit mit dem Kulturrat der Reichsjugendführung, dem Reichsnährstand und der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Volkskunde (siehe Seite 151)

Soweit Hermann Eris Busse. Seinem weiteren ideologischen Einwirken auf die südwestdeutsche Fastnacht und ihre Deutungen setzte schließlich der Krieg ein Ende. Nach 1945 kam er mit den Brauchträgern und -pflegern kaum noch in Kontakt, zumal der Bevölkerung in der Stunde Null angesichts der gemessen am Ersten Weltkrieg noch viel schlimmeren Katastrophe der Sinn keineswegs nach Narretei stand und sämtliche fastnächtlichen Aktivitäten zunächst einmal ruhten. Die Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte wurde erst im Oktober 1947 mit Genehmigung der französischen Besatzungsmacht wieder gegründet (Huonker 1984, S. 141). Bereits im August 1947 aber war Hermann Eris Busse gestorben (Künzig 1950, S. 4).



EUTSCHE FÄSNÄCHT

Das weltanschauliche Gesicht

Wenn ein neues Jahr anbricht, so beginnt es beim bescheidenen Uffentögen der Örgenart am wenigsten in der bürgerlichen oder kirchlichen Zeitrechnung. Es steigt uns vielmehr auf aus der Ordnung und Gestaltung des politischen und naturhaften Weltgeschehens. Gerade nur spüren wir immer wieder die Veranlassung und den Inhalt der neu nachfolgenden Lebenskräfte der Natur, unserer weitergehenden Weltanschauung und unserer Kraft im politischen Leben.

Die Kraft, die unsere Weltanschauung ausfüllt, wenn sie sich freiheitlich formt, bindet uns an Volk und Staat. Die Macht, die ihr innerer Sinn, wenn sie gelöst und flüchtig und bürgerlich, bindet uns an das Jahr und an die Stelle, hält uns innerlich lebendig.

Zus der Vereinigung dieser beiden Quellkräfte sieht der Strom unserer verborgenen Kräfte für unser Volk.

Wenn die Jahreszeit herankommt, so mag es vielleicht noch scheitern über flüchten. Aber nichts bringt uns von ihrer tiefen Offenheit ab, daß das Volk auf dem Wege ist. Die Dauten sagen, die Luft rührt von nach. Die Menschen bringen, daß sie werden noch nicht. Kein redlicher Dauter kann's mehr aushalten.

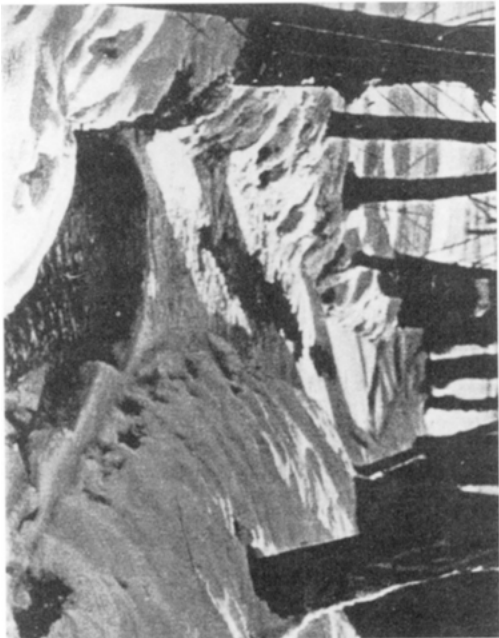
Schon gibt es neues Leben in Stall und Hof. Das beginnt es auf dem Acker, die Zeit nach, der Lebensaufbruch der Natur ist unparth.

So fängt uns alle die Welt an, und wir können uns ihrer inneren Welt nicht nicht entziehen. Um die Zeit des ersten Frühlingssommers herum, nach der lebendigen Ordnung des Jahres gestaltet, fällt die Freiheit der Fasnacht. So will es die ewige Ordnung der Natur. Es liegt an uns, ihrem Werke sinnvolle Form zu geben.

Und wie können wir die Welt aus? Argentinie liegt auf im Jahr ein übermütiger Zuegung. Wir können die Freude nicht zurückbringen, die jenen Gefühl empfindet, das die Natur und alle Lebenskräfte unserer Erde, in der wir uns so wohl geborgen fühlen, neu aufbrechen.

**Nun ist gefallen das Tor der Nacht,
vor der Freude, der Freude da ist es zerfungen.**

Leseprobe aus der 1939 in zweiter Auflage erschienenen Schrift „Deutsche Fasnacht“



Vom Frohsinn zum Eigensinn – Brauchpflege nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach Busses Tod wandte sich die neu konstituierte Vereinigung unter ihrem alten, seit 1927 amtierenden Präsidenten Albert Fischer einem anderen, glücklicherweise weit weniger problematischen geistigen Mentor zu, nämlich dem auf vielen volkskundlichen Forschungsgebieten als Experten ausgewiesenen, renommierten Wissenschaftler Johannes Künzig. Dieser unterstützte, aufgrund seiner politischen Integrität auch von den Franzosen respektiert, die Narren bei der allmählichen Wiederaufnahme ihrer Aktivitäten und beriet sie in Fragen der Brauchtumpflege. Vor allem aber veröffentlichte er 1950 eine bis heute im Handel befindliche kleine Monographie mit dem Titel »Die alemannisch-schwäbische Fasnet«, die das nach dem Krieg nicht mehr aufgelegte Buch von Busse ablöste. Wie weit dessen Schatten freilich noch immer reichten, geht aus Künzigs Vorwort hervor, finden sich doch darin, obwohl der Verfasser selbst über jeden Ideologieverdacht erhaben, ja wegen zu großer Kirchnähe vom NS-Regime sogar um seine akademische Karriere gebracht worden war (Werner-Künzig 1977, S. 8 ff.), folgende irritierenden Sätze:

„Gewidmet [...] sei diese Veröffentlichung dem Andenken von Hermann Eris Busse, der uns vor einem Dutzend Jahren seine beschwingte Darstellung der alemannischen Volksfasnacht schenkte, die leider vergriffen ist. In seiner vitalen Art hat er sich in dieses urwüchsige Heimatbrauchtum ganz hineingestellt, den Zusammenschluß der Narrenzünfte vorbereitet durch das erste oberdeutsche Narrentreffen, das er 1929 in Freiburg mit großem Erfolg durchführte. In Wort und Schrift trat er so manche Jahre hindurch für die alemannische Fasnet ein – und wäre er heute noch am Leben, so hätte seine ‘Alemannische Volksfasnacht’ jetzt wieder neu erscheinen müssen“ (Künzig 1950, S. 4).

Trotz dieser Zueignung, die freilich nicht im entferntesten aus irgendwelchen Gesinnungsparallelen mit Busse, sondern lediglich aus dem Respekt vor dessen zweifellos großem Engagement für die Fasnet resultierte, ist Künzigs Büchlein sehr sachlich geschrieben und politisch völlig unpräzise, obgleich er sich in seinem Forschungsansatz nach wie vor deutlich dem alten Mythologismus und der germanischen Kontinuitätsprämisse verpflichtet wußte. – Seine eigene Beraterfunktion gegenüber den Fasnachtspolitikern nahm Künzig als ein Stück angewandter Volkskunde in einer Zeit wichtiger Weichenstellungen sehr ernst. So griff er beispielsweise ein, als die Vertreter einer Reihe von „altüberlieferten Zünften“ der

schwäbisch-alemannischen Narrenvereinigung in der Sorge um den Erhalt der Echtheit und Unverfälschtheit ihrer Bräuche 1949 eine Protestnote „gegen gewaltsame und aufdringliche Neuerungen“ formulierten und sich damit an die zuständigen Ministerien wandten, um von diesen ein Einschreiten und möglichst ein Gesetz zum Schutz des Brauchtums zu erwirken, genauso wie es längst ein Naturschutzgesetz gebe. Nachdem sie auf ihre Petition nur eine unbefriedigende Antwort erhalten hatten, riet ihnen Künzig in einer eingehenden Aussprache, weniger nach der Rückendeckung durch behördliche Anordnungen zu rufen, als vielmehr auf die normative Kraft erwiesener Tradition zu setzen: Der effektivste Schutz vor Fehlentwicklungen sei „die gewissenhafte Herausarbeitung alter Fasnetüberlieferung und ihre intensive, saubere Pflege“ (Künzig 1950, S.3). Als einen Beitrag eben dazu wollte Künzig auch seine Monographie verstanden sehen, die gleichzeitig – und das spricht für den ihr beigemessenen Stellenwert – den Auftakt der Veröffentlichungen der 1950 von ihm ins Leben gerufenen und geleiteten Badischen Landesstelle für Volkskunde bildete (Werner-Künzig 1977, S. 21 f.).

Dieser Hintergrund puristischer Brauchpflege und der Abschottung gegen Fremdeinflüsse jeder Art erklärt zugleich wiederum Künzigs Position zum Karneval, in der einmal mehr die seit den frühen 30er-Jahren für das Selbstverständnis der schwäbisch-alemannischen Fasnet typisch gewordene Negativeinschätzung all dessen zum Ausdruck kommt, was die Rheinländer während der tollen Tage treiben. So schrieb er:

„Wenn die Narrenzünfte und die Vorstände der Narrengesellschaften mit ihren allerlei, mehr oder weniger originellen Namen bereits am 11.11., und zwar um 11 Uhr, vormittags oder abends, zusammenkommen, hauptsächlich, um zu beraten und zu planen, so ist das sichtlich eine Entlehnung von dem kaum mehr als hundertdreißig Jahre alten rheinischen Karneval mit seinen Elferräten, die in Ausdeutung ihres Namens die ‘elf’ zum Anfangstermin ihrer Arbeit machen. Im übrigen bin ich der Meinung, daß wir in unserer Landschaft mit ‘Narrenräten’ auskommen könnten und die Übernahme eines Elferrates und gar des ‘Prinzen Karneval’ den großstädtischen Allerweltsgesellschaften überlassen sollten“ (Künzig 1950, S. 5).

In der Tat führte just der Karneval – so zumindest die offizielle Lesart – keine drei Jahre nach dem Erscheinen von Künzigs Schrift zu einer ernsthaften Krise und förmlichen Zerreißprobe der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte (VSAN). Anlaß war eine Initiative des Bundes Deutscher Karneval (BDK), der am 16.1.1937 in München gegründet worden war, um die weltanschauliche Gleichschaltung der Karnevalsvereine

durchzusetzen und damit den politischen Karneval den Zwecken der Nationalsozialisten dienstbar zu machen (Moser 1986, S. 290). Nach dem Krieg konstituierte sich der BDK, der heute mit einer Mitgliederzahl von fast 4000 Einzelvereinen die größte Dachorganisation für karnevalistisches bzw. fastnächtliches Brauchtum in Deutschland bildet, unter politisch veränderten Vorzeichen neu.

Als nach Aufhebung der Besatzungszonen und nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland in der ersten Aufschwungsphase der närrischen Aktivitäten in Nord und Süd zu Beginn der 50er-Jahre der BDK seine Fühler in Richtung VSAN ausstreckte und sich dabei herausstellte, daß einzelne von deren Funktionären mit einer Eingliederung in den deutschlandweiten Dachverband durchaus liebäugelten, traten die Gründungszünfte Rottweil am 3.8.1953, Elzach am 21.11.1953 und Überlingen am 7.12.1953 aus der Vereinigung aus (Blümcke 1989, S. 242 ff.). Neben der nach außen hin betonten Notwendigkeit einer scharfen Distanzierung vom Karneval und dem spektakulären Protest gegen eine mögliche Vereinnahmung durch den BDK hatten die Austritte freilich noch andere, interne Gründe. Den Verantwortlichen der drei Traditionszünfte mißfielen nämlich an der Politik der Vereinigung keineswegs nur deren potentieller Verrat an der Fastnacht und die drohende Preisgabe der Eigenständigkeit, sondern darüber hinaus die inflationäre Zunahme der Narrentreffen und die Aufnahme ständig neuer Mitglieder mit angeblich unzureichendem Stammbaum.

Obwohl die VSAN nach dem Verlust der Aushängeschilder Rottweil, Elzach und Überlingen die Kontakte zum BDK schnell wieder abbrach und beflissen ihr Bekenntnis zur reinen Lehre der schwäbisch-alemannischen Fasnet bekräftigte, schwelten die Konflikte weiter. Ihren Höhepunkt hatte die Krise 1955 erreicht, als aufgrund persönlicher Zerwürfnisse und Streitereien auch noch die Narrozunft Villingen der Vereinigung den Rücken kehrte, wodurch diese quasi über Nacht heimatlos wurde, weil ihr Geschäftssitz laut Satzung bis dahin eben Villingen, der Ort ihrer Gründung, gewesen war (Huonker 1984, S. 141). Erst mit den 60er-Jahren, nachdem 1958 auch noch Oberndorf seine Mitgliedschaft aufgekündigt hatte, kehrte in den Reihen des ältesten Narrenverbandes im deutschen Südwesten allmählich wieder Ruhe ein. Für das gegenwärtige Selbstverständnis der VSAN ist interessant, daß aus der zeitlichen Distanz von nunmehr über vier Jahrzehnten die gesamten organisationsinternen Querelen, die damals wesentlich zu den Irritationen mit beigetragen hatten, weitgehend verdrängt werden und daß – exakt nach dem bekannten Muster der Bildung von Sündenbock-Theorien – inzwischen die Rolle des Störenfrieds der schwäbisch-alemannischen Traditionsfastnacht ausschließlich dem Karneval zugeschoben wird. Dementsprechend reserviert und mißtrauisch verhält sich die

VSAN gegenüber allem, was irgendwie mit Karneval zu tun hat oder diesen Begriff auch nur im Namen führt, bis heute.

Was die Beratungstätigkeit von Johannes Künzig betrifft, so griff er in die unter brauchpflegerischen Gesichtspunkten ohnedies nur teilweise nachvollziehbaren Auseinandersetzungen innerhalb der Narrenvereinigung und in das Hin und Her um Austritte und Beitritte zwischen 1952 und 1960 kaum noch ein. Für langwieriges Konfliktmanagement und die Ausübung der bloßen Funktion eines Schlichters dürfte ihm als Wissenschaftler wohl auch die Zeit zu kostbar gewesen sein, zumal sich in den betreffenden Jahren sein Interessenschwerpunkt mehr und mehr von der südwestdeutschen Regionalkultur auf die Volkskunde der Vertriebenen verlagerte, und er seine ganze Energie in diesbezügliche Dokumentations- und Sammeltätigkeiten und in den Aufbau eines speziellen Instituts für ostdeutsche Volkskunde investierte (Werner-Künzig 1977, S. 15 ff.). Erst in den 60er- und vor allem in den 70er-Jahren fand die Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte dann in Wilhelm Kutter, dem Leiter der Abteilung Landes- und Volkskunde beim Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart, wieder einen neuen Berater, der sich voll und ganz für ihre Belange einsetzte und dem sie sogar die offizielle Funktion eines „Kulturreferenten“ zuwies.

Kutter, studierter Germanist und Theaterwissenschaftler und seinen eigenen Aussagen zufolge „latenter Volkskundler“ (Kutter 1976, S. 215), hatte als langjähriger Hörfunkjournalist einen umfassenden Überblick über die fastnächtliche Geographie im deutschen Südwesten und kannte aufgrund seiner vielen Reportagen den Ablauf nahezu aller wichtigen Lokalfastnachten in ihren jeweiligen Orten aus eigener Anschauung. Diese Breite des persönlichen Erfahrungshorizonts war es wohl auch, die ihn schon früh dazu ermunterte, die verschiedenen Brauchphänomene kartographisch zu erfassen, um sie schließlich in einem speziellen Fastnachtsatlas nach dem Vorbild der Volkskundeatlanten systematisch darzustellen. Zwar gelangte das Projekt, dessen konzeptionelle Grundzüge samt mehreren Einzelkarten bereits 1964 vorlagen (Kutter 1964, S. 119 ff.), wegen des wohl doch zu großen Aufwands nie zur Vollendung; was aber von den Vorarbeiten überdauert hat, ist Kutters mittlerweile geradezu kanonisch gewordene Einteilung des Gesamtverbreitungsgebiets der schwäbisch-alemannischen Fasnet in neun Hauptlandschaften: Oberrhein, Schwarzwald, Hochrhein, Baar, Neckar-Alb, Hegau, Donau, Bodensee-Linzgau und Oberschwaben-Allgäu (Kutter 1976, vordere Einbandseite). Dieses Ordnungsprinzip der Fastnachtsregionen nach kulturräumlich-phänomenologischen Gesichtspunkten bot nicht nur der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte eine praktische Organisationshilfe, sondern gilt heute auch für die theoretische

Auseinandersetzung mit der südwestdeutschen Fastnacht und für die Analyse ihrer Strukturen als verbindliche Grundlage.

Trotz seiner überaus gründlichen und methodisch anspruchsvollen Auseinandersetzung mit der Materie aber lag Wilhelm Kutters primäres Interesse weniger darin, im kleinen Kreis der akademischen Volkskunde einen Beitrag zur Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis über die Fasnet zu leisten, als vielmehr deren Wesen und Erscheinungsformen einem möglichst breiten Publikum verständlich zu machen. Diese Rolle des Vermittlers und Präsentators, die er als Medienmann gelernt hatte, war sein eigentliches Metier: Er spielte sie jahrelang in der tagesjournalistischen Öffentlichkeitsarbeit zur Fasnet, er nahm sie wahr im internen Dialog mit den Funktionären der Vereinigung, und er brachte sie ein in die Planung und den Aufbau des 1973 eröffneten Museums der VSAN in Bad Dürkheim. Insbesondere aber setzte er Maßstäbe mit dem zu Beginn des vorliegenden Aufsatzes schon erwähnten, großen Text-Bild-Band »Schwäbisch-alemannische Fasnacht« von 1976, der auch gegenwärtig, mehr als zwei Jahrzehnte nach seinem Erscheinen, noch immer das umfassendste Werk über den Mummenschanz der närrischen Tage in Südwestdeutschland ist. Zweifellos stabilisierte dieses aufwendig ausgestattete und in hoher Auflage verbreitete Buch das bereits von früheren Autoren entworfene Edel-Image der schwäbisch-alemannischen Fasnet weiter, abgesehen davon, daß es zu deren noch bewußterer Unterscheidung vom Karneval ebenfalls beigetragen haben dürfte. Unbeabsichtigt lieferte es mit seinen über 300 Fotos auch Anregungen, wenn nicht gar konkrete Vorlagen für viele Masken-Kreationen von neu gegründeten Zünften der späten 70er- und 80er-Jahre.

Den nachhaltigsten Effekt des Bandes allerdings wird man in der zähen Festschreibung der germanischen Kontinuitätsprämisse als dem vermeintlich einzigen Deutungsmuster der Fastnacht zu sehen haben. Daß Kutter nämlich gleich in seinem ersten, der Ursprungsfrage gewidmeten Kapitel die finstere Braucherklärung von Hermann Eris Busse in vollem Umfang wörtlich zitiert und diese – wir haben sie eingangs wiedergegeben – geradezu in den Rang eines Dogmas erhebt, hat die populäre Fastnachtsinterpretation fatalerweise erneut für lange Zeit, ja praktisch bis in die Gegenwart auf das gläubige Nachbeten der nebulösen Spekulationen des Mythologismus und damit unvermeidlich auch auf die naive Übernahme zentraler Phrasen der NS-Volkstumsideologie eingeschworen. Insofern ist das Vermächtnis von Wilhelm Kutter, dessen Verdienste unbestritten sind, in der Beurteilung aus heutiger Sicht merkwürdig zwiespältig: Einerseits hat er durch sein unermüdliches Engagement die überregionale Außenwirkung der schwäbisch-alemannischen Fasnet und ihr gegenwärtiges Ansehen wesentlich mitgeprägt, andererseits aber hat er ihr mit seinem starren Festhalten an historisch

schwer belasteten Ursprungshypothesen, die schon damals – etwa durch die archivalischen Forschungen von Hans Moser (Moser 1964, S. 15 ff.) – längst überholt waren, auch eine schwere Hypothek hinterlassen.

Nahezu gleichzeitig mit den Anfängen Kutters, der sich als Berater der VSAN mehr der angewandten als der wissenschaftlichen Volkskunde verschrieben hatte, war 1961 unter Leitung von Hermann Bausinger, dem späteren Inhaber des Lehrstuhls für Volkskunde an der Universität Tübingen, ein mit Vertretern verschiedener Disziplinen besetzter Arbeitskreis für Fastnachtsforschung entstanden. Das Interesse der dort mitwirkenden Gelehrten richtete sich jedoch nicht so sehr auf die herkömmlichen Fragen nach der Kulturgeschichte und den Wurzeln der Fastnacht als vielmehr auf deren aktuelle Erscheinungsformen und Entwicklungen. Seit dem Ende der unmittelbaren Nachkriegszeit und dem Eintritt des sogenannten Wirtschaftswunders erlebte das fastnächtliche Agieren in Häs und Holzlarve nämlich eine derart anhaltende Konjunktur, daß Probleme der Organisation, Steuerung, Pflege und Qualitätssicherung, der Konservierung, aber auch der Innovation – kurz, daß Aspekte des Managements immer wichtiger wurden. Eben hierüber forschte der Tübinger Arbeitskreis hauptsächlich und legte dazu zwischen 1964 und 1967 eine ganze Reihe von Veröffentlichungen vor, deren Tenor den Repräsentanten der Zünfte freilich nicht sonderlich gefiel. Insbesondere in den Fasnetshochburgen, die mit ihren streng reglementierten Großveranstaltungen den Wissenschaftlern reichlich Stoff für kritische Anmerkungen boten, zeigten sich die Funktionäre verstimmt, mußten sie doch feststellen, daß jetzt plötzlich nicht mehr ihre Traditionen, sondern sie selbst die Forschungsobjekte waren. Bei manchen Zunftschreibern, etwa in Rottweil, wo man nach dem Austritt aus der VSAN nicht nur die einstigen Narrenfreunde des Verbands, sondern nun auch noch die Wissenschaft gegen sich verschworen glaubte, führte dies zunehmend zu einer latent aggressiven Grundhaltung, die schließlich in beinahe jeder öffentlichen Äußerung mitschwang. Als der Tübinger Arbeitskreis gegen Ende der 60er-Jahre seine kontinuierliche Tätigkeit einstellte (Bausinger 1980, S. 7 f.), weil das Forschungsfeld im wesentlichen erschöpft schien und zudem die Studentenunruhen die Kräfte an den Hochschulen anderweitig forderten, schmolten die Fastnachtspraktiker weiter. Seither ist zumindest bei den Klassikern unter den schwäbisch-alemannischen Zünften das Verhältnis der örtlichen Brauchfunktionäre zur universitären Volkskunde gespannt.

Im Lauf der 70er-Jahre nahm die expansive Dynamik des Festkomplexes Fasnet in Südwestdeutschland Ausmaße an, die so niemand hatte vorhersehen können, und die alles bis dahin Vorstellbare bei weitem übertrafen. Weil offensichtlich immer mehr Menschen nicht mehr nur zuschauen, sondern aktiv mitmachen wollten, schossen in vielen Gemeinden ohne gewach-

sene Fastnacht neue Vereine wie Pilze aus dem Boden und steigerten sich in den alten Narrenorten die Zahlen der Hästräger immens. Gerade dort wurde die Entwicklung von den Zunftoberen mit großer Sorge beobachtet, glich sie doch einem Zauberlehrlingerlebnis: Die Geister, die man nicht zuletzt mit dem ständigen Hinweis auf die Einzigartigkeit der Fasnet und mit der alten Leier der Betonung ihrer Höherwertigkeit gegenüber dem Karneval gerufen hatte, wurde man nun plötzlich nicht mehr los, ja sie schienen sich unaufhaltsam zu verselbständigen. Angesichts dieser Situation, in der den lokalen Fastnachtsfunktionären die Brauchsteuerung zunehmend aus den Händen zu gleiten drohte, sahen insbesondere die Traditionshüter des „Narrenadels“ Handlungsbedarf und griffen ihrerseits zu dirigistischen Gegenmaßnahmen von einer für Außenstehende nur noch schwer nachvollziehbaren Schärfe und Kompromißlosigkeit. Nicht selten trat dabei das Zwangskorsett der Reglementierungen in ein geradezu paradoxes Unverhältnis zur sprichwörtlichen „Narrenfreiheit“, die doch eben von den offiziellen Zunftvertretern stets als ein besonderes Privileg der Fastnacht gepriesen worden war.

Welch merkwürdige Blüten die brauchpflegerischen Bemühungen treiben konnten, mag einmal mehr das Beispiel Rottweil zeigen. Dort fürchtete die Narrenzunft aufgrund der rasanten Zunahme der Narrenkleider um die Qualität der traditionellen Fastnacht. Also starteten die Verantwortlichen 1974 eine Aktion, die der Bevölkerung folgendermaßen erklärt wurde:

„Eine ihrer Hauptaufgaben sieht die Narrenzunft in der Erhaltung der originalen Rottweiler Narrentypen. Der [...] ständige Zuwachs an neuen Narren führt mit der Zeit zu unübersehbaren Abweichungen von den überlieferten reichsstädtischen Narrentypen: um so notwendiger wird es daher, bei der Neuanschaffung von Narrenkleidern beratend mitzuwirken. Zu diesem Zweck gründete die Narrenzunft einen ‘Narrenkleiderrat’, der mit seiner Arbeit folgende Ziele anstrebt: 1. Beratung der Bürgerschaft in allen Fragen, die sich auf die Herstellung eines neuen Narrenkleides beziehen, 2. Begutachtung und Erfassung aller neuen Narrenkleider, 3. Registrierung der bereits vorhandenen Narrenkleider, 4. Ausscheidung von Narrenkleidern aus dem Narrensprung, die als Ganzes oder in wesentlichen Teilen nicht den Rottweiler Originalen entsprechen“ (Lambrecht 1974, S. 7).

Die systematische Erfassung des gesamten Bestandes von damals rund 3000 Narrenkleidern dauerte bis 1980. Alle Kleider und Larven, die für stilrein befunden wurden, erhielten eine Plakette mit der Aufschrift „Original Rottweiler Narrenkleid“, und nur diese berechtigt, gut sichtbar am Kopf-

stück getragen, seither zur Teilnahme am Narrensprung (Mezger 1996, S. 65).



Die Traditionsfiguren „Biß“ und „Gschell“ beim Narrensprung in Rottweil (Foto Reichelt)

Aber nicht genug damit. Als die Zuwachsrate an Narrenkleidern in den frühen 80er-Jahren nicht zurückging, sondern sich sogar noch deutlich steigerte, handelte die Zunft erneut: Sie beschloß drastische Beschränkungen bei der Zulassung neuer Narrenkleider, indem sie nur noch 40 neuangefer-

tigten Stücken eine Plakette zubilligte. Um den „Numerus clausus“, denn um nichts anderes als um einen solchen handelte es sich, ordnungsgemäß handhaben zu können, wurde ein Losverfahren eingeführt, das jedem Bewerber um ein Narrenkleid die gleiche Chance einräumen sollte. Damit war der geradezu exponentielle Zuwachs zwar gestoppt, aber es trat ein ganz anderer Effekt ein, der eigentlich hätte vorhersehbar sein müssen. Durch die Erschwerung des Zugangs bekam der Besitz eines Narrenkleides mit Zulassungsplakette nämlich immer mehr den Charakter des Exklusiven, was zur Folge hatte, daß sich nach dem simplen Marktprinzip „Die Knappheit der Güter regelt den Preis“ eine unverkennbare Tendenz zum Spekulantentum abzuzeichnen begann. Während der Realwert eines Rottweiler Narrenkleides mit bemaltem Gewand, holzgeschnitzter Larve und handgeschmiedeten Schellen bei etwa 6.000,- bis 7.000,- DM liegt, häufen sich seit den 90er-Jahren in den Vorfastnachtswochen Zeitungsanzeigen mit dem Text: „Original Rottweiler Narrenkleid [Typ ...] gegen Höchstgebot zu verkaufen. Angebote unter 12.000,- DM zwecklos.“ In manchen Fällen lagen die Preisvorstellungen der Anbieter auch noch erheblich höher. Sie gingen bis über 15.000,- DM, und in einem verbürgten Fall wurden für ein Einzelstück von Käuferseite gar sage und schreibe 28.000,- DM geboten (Mezger 1996, S. 67). Die Absurdität solcher Geldsummen für ein Narrenkleid zeigt sich in vollem Umfang vielleicht erst dann, wenn man dazu in Relation setzt, daß 1995 ein Sozialhilfeempfänger seinen monatlichen Lebensunterhalt einschließlich Unterkunft mit rund 900,- DM bestreiten mußte.

1996 trat nun zu allem Überfluß auch noch genau das ein, worüber in der Bevölkerung bereits geraume Zeit gemunkelt worden war und was die Zunft als eine Art Super-GAU ihres Systems schon lange befürchtet hatte: Ein Betrüger brachte gefälschte Plaketten in Umlauf. Wie viele er bereits verkauft und welchen Preis er dafür kassiert hatte, ehe ihm die Kriminalpolizei das Handwerk legte, wußte niemand. Der Verdächtige schwieg, die Zunft grollte, und die Stadt wartete nach der Anklageerhebung durch die Staatsanwaltschaft mit Spannung auf den anstehenden Prozeß vor dem Amtsgericht. Dieser allerdings ging dann aus wie das Hornberger Schießen. Der Plakettenschwindler konnte nämlich überhaupt nicht belangt werden, weil es die Zunft 1974 – damals ausgerechnet mit einem Rechtsanwalt an der Spitze – schlichtweg versäumt hatte, die Plaketten rechtlich schützen zu lassen. Daß dies nach dem Gerichtsentscheid schleunigst nachgeholt wurde, diente zwar zur Vorbeugung gegen ähnliche Fälle in der Zukunft, nützte aber im aktuellen Fall selbstverständlich nichts mehr. So hatte die Zunft das Nachsehen und lieferte obendrein mit ihrer juristischen Pleite den Narren für die folgende Fasnet auch noch selbst eines der schönsten Themen.

Staatsanwaltschaft: „Unerlaubte Verwertung urheberrechtlich geschützter Werke“

Beim Narrensprung mit gefälschten Plaketten durchs Schwarze Tor Staatsanwalt erhebt Anklage gegen einen Verdächtigen

Von unserem Redaktionsmitglied
Axel Wolf

Rottweil – Was die Narrenzunft bereits vermutet hat, ist nun zu stimmen: An der Fasnet sind Narrenkleide mit gefälschten Plaketten die Stadt nab gegangen. Dies haben die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft ergeben. Am Samstag hat Rottweil wurde daher Anklage gegen einen Verdächtigen erhoben.

Die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Rottweil haben den Verdacht bestätigt, den die Narrenzunft kurz nach der Fasnet geäußert hatte. Zunftschreiber Dr. Winfried Hecht hatte seinerzeit in einer Pressemitteilung geäußert, die Zunft wolle sich gegen alle wehren, die in diese Vorgänge verwickelt sind. Zumindest im Falle einer Person haben sich die Verdachtsmomente so verdichtet, daß nun Anklage beim Amtsgericht Rottweil erhoben worden ist. Dies hat Jürgen Hasenack, Pressesprecher der Staatsanwaltschaft, auf Anfrage mitgeteilt.

Danach soll der Verdächtige, gegen den nun Anklage erhoben wird, bei einem Hersteller insgesamt 100 Plaketten

bestellt haben. Es soll sich um zwei Chargen von jeweils 50 Plaketten gehandelt haben. Nach den Ermittlungen der Staatsanwaltschaft haben nachweislich zwei Narrenkleider, die mit nachgemachten Plaketten versehen waren, an Narrensprüngen im Jahr 1996 teilgenommen.

Am diesjährigen Montagssprung (19. Februar) ist, „zumindest ein schwarzer Schantle“, tags darauf, mindestens ein Federahannes, ohne Zulassung der Narrenzunft, will heißen ohne offizielle Plakette (also mit einer nachgemachten, durchs Schwarze Tor, gegangen.

Nach Hasenacks Worten erbrachte die Prüfung dieses Sachverhalts, daß in diesen Fällen das Urheberrechtsgesetz verletzt wurde. Außerdem sei ein Markenzeichen widerrechtlich verwendet worden. Es liege also eine strafbare Handlung vor. Welche der nachgemachten Plaketten stichgefaßt worden sind, konnte Hasenack nicht sagen. Unklar sei zudem, wie viele dieser Geschnitten in Umlauf gebracht worden sind. Eine Klärung kommt die Verhandlung vor dem Amtsgericht bringen. Der Termin dafür steht



Beim Montagssprung soll zumindest ein „schwarzes Schantle“ ohne Zulassung der Narrenzunft mitgesprungen sein, tags drauf ein illegaler Federahannes.
Foto: wst

Pressebericht über die Fälschung der Plaketten „Original Rottweiler Narrenkleid“ im Lokalteil Rottweil der Schwäbischen Zeitung vom 2.8.1996

Durch die weitgehende Reduktion der Zunftinteressen auf die bloße Brauchverwaltung, verbunden mit der Konzentration so gut wie aller Energien auf die Einrichtung eines immer perfekteren Kontrollapparats zur strikten Traditionswahrung hatte man in autonomen Narrenhochburgen wie Rottweil spätestens seit den 70er-Jahren kaum noch Zeit und Lust, sich um den Fortgang der Wissenschaft zu kümmern. Bestenfalls am Rande wurde dort wahrgenommen, daß speziell während der 80er-Jahre in der Volkskunde die Fastnachtsforschung wieder emsig betrieben wurde, wobei diesmal im Unterschied zur Brauch- und Folklorismuskritik der Tübinger Schule die kultur-, ideen- und mentalitätsgeschichtlichen Aspekte fastnächtlichen Feierns im Vordergrund standen, daß sich im Fach eine heftige Kontroverse über die Sinndeutung des Brauchkomplexes abspielte und daß an deren Ende zumindest Konsens darüber bestand, die germanische Kontinuitätsprämisse ein für allemal als rein spekulatives ideologisches Konstrukt zu verwerfen und der Fastnacht, ungeachtet des Einflusses der Kirche, den Charakter eines ganz und gar aus dem christlichen Jahreslauf erwachsenen Festes zuzugestehen (Moser 1986; Mezger 1991). Das alles war, wie gesagt, insbesondere den Repräsentanten jener Separatistenzünfte, die der VSAN den Rücken gekehrt hatten, mehr oder weniger gleichgültig. Während die schwäbisch-alemannische Narrenvereinigung über die Ära Wilhelm Kutter hinaus die Verbindung mit der akademischen Volkskunde weiter zu halten versuchte und Hochschullehrer wie Herbert Schwedt, Gottfried Korff oder den Schreiber dieser Zeilen als „kulturelle Beiräte“ berief, hatte sich der unabhängige „Narrenadel“ ostentativ von der Forschung abgekoppelt.

Gerade etwa in Rottweil war das Mißtrauen gegenüber der Volkskunde an den Universitäten so groß geworden, daß man deren neuere Erkenntnisse entweder überhaupt nicht mehr registrierte oder sie zumindest in Zunftkreisen eher bespöttelte als ernst nahm. Den Ursprung der Fastnacht schlicht im vorabendlichen Fest vor dem Fasten zu sehen, woran heute weltweit kein Wissenschaftler mehr zweifelt, gelingt in der ehemaligen Reichstadt am oberen Neckar offenbar noch immer nicht. Statt dessen werden dort, von der Zunft autorisiert, in merkwürdig strammer Nibelungentreue zur älteren Forschung bis in unsere Tage Dinge aus einer Zeit wiederholt, von der man eigentlich annehmen möchte, sie sei längst vorbei. So war zum Beispiel noch im Februar 1998 im Veranstaltungskalender der Stadt, betitelt mit »Rottweil aktuell« und ausgewiesen als „Offizielle Informationsbroschüre und Veranstaltungsprogramm der großen Kreisstadt Rottweil“, über die Fasnet folgendes nachzulesen:

„Ihre Wurzeln hat auch die Rottweiler Fasnet in der menschlichen Ursehnsucht nach dem Frühling, die unter den verschiedensten Namen

das zuwege brachte, was wir im Deutschen mit Karneval, Fasching oder Fasnet bezeichnen. Das Anliegen, den Winter auszutreiben und den Frühling mit seiner Farbe und Fruchtbarkeit ins Land zu rufen, war für unsere bäuerlich bestimmte Vergangenheit von kaum zu überschätzender Bedeutung“.

Über zwei Jahrzehnte Fortschritt der Forschung sind hier ohne Echo geblieben. Der Geist von Hermann Eris Busse scheint dagegen nach wie vor lebendig.

Wachstum ohne Ende – Eigendynamik der Fasnet in jüngster Zeit

An der Schwelle zum 21. Jahrhundert ist noch kein Ende des Booms der schwäbisch-alemannischen Fastnacht abzusehen. Im Gegenteil, die Zuwachsrate an neuen Maskengruppen, Narrenvereinen und Zünften steigt immer stärker an. Eine 1996 von zwei heimatkundlich engagierten Privatleuten, Hans Schäfer und Anton-Siegfried Schneider aus Hirrlingen, durchgeführte exemplarische Erhebung für den Landkreis Tübingen zeigt die Entwicklung und insbesondere deren zunehmende Geschwindigkeit eindrucksvoll. Die hier nicht in allen Details aufzuschlüsselnden Ergebnisse wurden dem Verfasser dieses Beitrags freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Danach gab es innerhalb des heutigen Tübinger Kreisgebiets, das 61 Gemeinden umfaßt, vor 1945 lediglich eine einzige Narrenzunft, nämlich die 1929 gegründeten Ahlande von Rottenburg. Im ersten Nachkriegsjahrzehnt, bis 1955, kamen zwei weitere hinzu, in der nächsten Dekade, bis 1965, drei und in der folgenden wiederum zwei, so daß 1975 insgesamt acht Narrenzünfte existierten. Dann setzte der atemberaubende Aufschwung ein: Bis 1985 verdoppelte sich die Zahl der Zünfte durch acht neue auf 16; und bis 1995 kletterte der Gesamtbestand auf sage und schreibe 43 Zünfte, wobei von den 27 Neugründungen dieses letzten Jahrzehnts lediglich neun in die Zeit von 1985 bis 1990 und die restlichen 18, also zwei Drittel, in die Jahre 1990 bis 1995 fielen. Obwohl sich die genannten 43 Vereine auf nur 33 Gemeinden konzentrierten, weil in einigen Orten zwei Zünfte nebeneinander entstanden waren, besaßen damit 1995 im Landkreis Tübingen von 61 Gemeinden noch ganze 28 keinen Fastnachtsverein. Das ist umso erstaunlicher, als ein Großteil des Kreisgebiets altwürttembergisch evangelisches Territorium einschließt und demnach zumindest dort alles andere als einen fruchtbaren Boden für fastnächtliche Aktivitäten bietet. Mittlerweile aber hat sogar schon Tübingen selbst, was vor einigen Jahren noch völlig undenkbar gewesen wäre, seine ersten Fastnachtsumzüge erlebt.

Angesichts solch exorbitanten Wachstums und einer derartigen Welle von Zunftgründungen gerade in jüngerer und jüngster Zeit lassen sich über die gegenwärtige Gesamtzahl der Zünfte im südwestdeutschen Raum nur vage Vermutungen anstellen. War Wilhelm Kutter bei seinen Recherchen Mitte der 70er-Jahre immerhin bereits auf rund 350 Zünfte gekommen (Kutter 1976, S. 7) und hatte Martin Blümcke anderthalb Jahrzehnte später mit einer knappen Verdoppelung auf etwa 600 gerechnet (Blümcke 1989, S. 12), bewegen sich die heutigen Schätzungen von Experten übereinstimmend in der Größenordnung von mindestens 1500 Narrenzünften und Fastnachtsvereinen innerhalb Baden-Württembergs – mit weiter steigender Tendenz. Dementsprechend üppig sind parallel dazu auch die Verbände „ins Kraut geschossen“. Die 1924 gegründete Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte beruft sich zwar immer noch auf das Privileg, als älteste Institution dieser Art die renommiertesten Zünfte in ihren Reihen zu haben, erhebt aber längst keinen Alleinvertretungsanspruch mehr. Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg, nämlich 1936, hatte sich der Verband Oberrheinischer Narrenzünfte gebildet, der heute in sechs sogenannte Vogteien untergliedert ist und zahlreiche Zünfte aus dem Dreiländereck, dem Hochschwarzwald, dem Breisgau und der Ortenau beheimatet. 1959 kam die Narrenvereinigung Hegau-Bodensee hinzu, unter deren Fittichen sich eine große Menge jüngerer, vorwiegend dörflicher Zünfte zusammengefunden hat und die inzwischen der mit Abstand mitgliederstärkste Verband ist. Ab den 60er-Jahren nahmen die überregionalen Organisationsformen dann fast schon inflationäre Züge an: 1964 konstituierte sich die Vereinigung Hochrheinischer Narrenzünfte, 1966 der Freundschaftsring Schwarzwald-Baar-Heuberg, 1968 der Narrenring Oberer Neckar, ebenfalls 1968 der Nürische Freundschaftsring um Horb, 1969 der Alemannische Narrenring und wiederum noch im selben Jahr die Vereinigung Freier Oberschwäbischer Narrenzünfte, 1971 die Schwarzwälder Narrenvereinigung und so weiter (Kutter 1976, S. 206 ff.).

In der Frage der Aufnahme neuer Mitglieder verhalten sich die Verbände je nach Selbstverständnis und Zielsetzung sehr verschieden. Während die VSAN als am längsten existierende und traditionsreichste Dachorganisation unbedingt eine gewisse Exklusivität zu wahren bestrebt ist, und der VON mit rund 70 Zünften ebenso wie die Narrenvereinigung Hegau-Bodensee mit 118 Zünften jeweils ihre Kapazitätsgrenzen erreicht sehen, zeigen sich die nach 1960 entstandenen Verbände gegenüber den Beitrittsgesuchen neuer Zünfte und Gruppen eher offen. Ungeachtet ihrer unterschiedlichen Mitgliederpolitik können sich die Spitzengremien sämtlicher Zusammenschlüsse seit einigen Jahren vor Aufnahmeanträgen kaum retten; denn jede Jungzunft möchte am liebsten sofort einem Verband angehören, wobei es

den Initiatoren der neuen Maskengruppen wohl weniger um den Erfahrungsaustausch mit anderen, bereits etablierten Fastnachtstfunktionären als vielmehr um Teilnahmeberechtigung an großen Narrentreffen geht, die sich eben erst aus der Verbandszugehörigkeit ergibt. In der überörtlichen Selbstdarstellung sehen die Einsteiger offenbar eine wichtige Bestätigung und Rückenstärkung für ihr Tun. Nicht selten führt dies gar zu der grotesken Situation, daß neue Zünfte in ihrer Heimatgemeinde so gut wie überhaupt nicht in Erscheinung treten mit der Begründung, die Zahl der Maskenträger sei für einen selbständigen Umzug noch zu klein, daß sie dafür aber einen umso intensiveren Brauchtourismus betreiben, der sie in den Vorfastnachtswochen Sonntag für Sonntag von einem Narrentreffen zum anderen reisen läßt und der oft über den Aschermittwoch hinaus andauert, weil irgendwo am Hochrhein oder in der Schweiz noch der Termin der eine Woche später gefeierten Alten oder Buurefastnacht wahrgenommen wird.

Mit dem rapiden Anstieg der Neuschöpfungen in der schwäbisch-alemannischen Fastnacht geht seit den späten 60er-Jahren eine weitere bemerkenswerte Entwicklung einher: der zunehmende Trend zur Musealisierung der vielfältigen Häs- und Maskentypen und das verstärkte Bestreben, diese einem interessierten Publikum in lokalen und überregionalen Dauerausstellungen ganzjährig zu präsentieren. Ob dahinter primär die Absicht der historischen Dokumentation oder mehr der Wunsch nach ständiger Gegenwart und Anschaulichkeit eines eigentlich nur auf wenige Tage im Jahr beschränkten Brauchphänomens steckt, sei dahingestellt. Den Anfang machte jedenfalls 1969 die Narrenvereinigung Hegau-Bodensee mit der Einrichtung des ersten Fastnachtsmuseums für den schwäbisch-alemannischen Raum auf Schloß Langenstein bei Eigeltingen in der Nähe von Singen. Inzwischen mehrfach erweitert, werden dort nicht nur sämtliche Maskenfiguren der Mitgliedszünfte gezeigt, sondern auch detaillierte Informationen über die Kulturgeschichte der Fastnacht wie über Erscheinungsformen, Kontext und Bedeutung anderer Brauchkomplexe des Jahreslaufs geboten.

Angesichts der positiven Bilanz des Experiments von Langenstein drängten die Verantwortlichen der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte ebenfalls auf ein eigenes Museum, zumal Wilhelm Kutter den Gedanken einer permanenten Ausstellung aller Narrengestalten der Vereinigung schon Mitte der 60er-Jahre angeregt hatte (Blümcke 1989, S. 12 ff.). So entstand nach der Grundsteinlegung 1971 in zweijähriger Bauzeit in Bad Dür rheim als Zentralmuseum der V SAN der sogenannte „Narrenschoopf“, dessen Name von der charakteristischen Kuppelform des Gebäudes herührt. Als Unterbringungsraum für die zunächst rund 300 Maskengestalten war nämlich ein Solebehälter der ehemaligen Rottweiler Saline Wilhelms hall, gleichzeitig ein interessantes Stück Industriearchitektur des 19. Jahr-

hunderts, von seinem ursprünglichen Standort nach Bad Dürkheim transloziert worden. Genau ein Jahrzehnt nach der Eröffnung des ersten kam 1983 der zweite Kuppelbau hinzu, wurde die Zahl der Ausstellungsstücke auf über 400 erhöht und erhielten die einzelnen Zünfte großzügigere Präsentationsmöglichkeiten. Und noch einmal zehn Jahre später wurde das Museum, der allgemeinen Fasnetskonjunktur folgend, um einen dritten Bau erweitert, was zusätzlichen Raum für Wechselausstellungen und für die Beherbergung des Archivs der VSAN schuf.

Daß die Museen von Langenstein und Bad Dürkheim als Plattformen der Narrenvereinigung Hegau-Bodensee und der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte endlich auch den Verband Oberrheinischer Narrenzünfte nicht ruhen ließen, seinerseits ein Museum einzurichten, versteht sich beinahe von selbst. Bald nach dem Dürkheimer Narrenschopf entstand daher als dritte Einrichtung dieser Art und als Aushängeschild des zweitältesten Zusammenschlusses von Fastnachtzünften in Südwestdeutschland in Kenzigen am Kaiserstuhl die Oberrheinische Narrenschau, die einen Überblick über die Maskengestalten und Häsformen vom Rheinknie bei Basel flußabwärts bis in die Gegend von Offenburg gibt. – Zusätzlich zu den drei genannten überregionalen Fastnachtsmuseen haben sich viele Zünfte inzwischen auch noch zuhause eigene Zunft- oder Narrenstuben eingerichtet, in denen sie ihre lokalen Brauchfiguren präsentieren. Ob man nach Schömberg bei Balingen, nach Bräunlingen auf der Baar oder nach Bad Waldsee in Oberschwaben reist – immer häufiger findet man in Städten und Gemeinden, die ihre närrische Tradition intensiv pflegen, ganzjährig zugängliche, meist mit lebensgroßen Puppen bestückte Ausstellungen zum heimischen Fastnachtsgeschehen.

Den jüngsten und vorläufig letzten Popularitätsschub hat die schwäbisch-alemannische Fasnet schließlich in den 90er-Jahren durch das Fernsehen erhalten. Nachdem 1991 wegen des Kriegs am Persischen Golf deutschlandweit alle offiziellen Fastnachts-, Faschings- und Karnevalsveranstaltungen ausgefallen waren, wozu wesentlich der Druck der Medien beigetragen hatte (Mezger/Oelsner/Schenk 1991), rangen sich, um dem Vorwurf der Fastnachtsfeindlichkeit und der Vernachlässigung regionalen Brauchtums entgegenzuwirken, der Süddeutsche Rundfunk und der Südwestfunk, heute zusammengeschlossen zum SWR, zu der Entscheidung durch, im Folgejahr 1992 erstmals ein Großereignis der schwäbisch-alemannischen Fasnet, nämlich den Umzug vom zentralen Narrentreffen der VSAN in Bad Cannstatt, in ihrem dritten Fernsehprogramm live zu übertragen. Die Resonanz des Unterfangens, dessen Ausgang die zuständigen TV-Redakteure im Vorfeld eher skeptisch beurteilt hatten, übertraf alle Erwartungen. Was von den Programmverantwortlichen lediglich als eine Art einmaliger Geste der

Wiedergutmachung gegenüber schmollenden Narrenfunktionären gedacht gewesen war, markierte überraschenderweise den Beginn einer völlig neuen Ära im Verhältnis Fasnet und Fernsehen. Hatte zuvor über Jahrzehnte hinweg nahezu ausschließlich der rheinische Karneval mit seinen Prunksitzungen und Rosenmontagszügen die Bildschirme beherrscht, erwiesen sich nun plötzlich die südwestdeutschen Erscheinungsformen der närrischen Tage als nicht minder telegenes Sujet.

Ermuntert durch die Flut positiver Publikumsreaktionen auf die Bad Cannstatter Premiere, vor allem auch von Zuschauern außerhalb Baden-Württembergs, nahmen deshalb Süd- und Südwestfunk 1993 erneut eine Umzugs-Direktübertragung ins Programm und brachten darüber hinaus sogar noch weitere Berichte über die schwäbisch-alemannische Fasnet (Mezger 1995, S. 334 ff.). Als sich der Erfolg vom Vorjahr wiederholte, nahm die Partnerschaft zwischen Fernsehleuten und Narren immer verbindlichere Formen an. In der närrischen Zeit 1994 waren es schon zwei Umzugsübertragungen. Vor allem aber wurde, um das Feld nicht eines Tages dem Zugriff privater Sender überlassen zu müssen und jeden kommerziellen Wettbewerb um TV-Rechte an Fasnetsumzügen auszuschließen, zwischen Süd- und Südwestfunk einerseits und den beiden ältesten Narrenverbänden VSAN und VON andererseits ein förmlicher Kooperationsvertrag ausgehandelt, der im November 1994 in Kraft trat. Inzwischen haben die Liveübertragungen schwäbisch-alemannischer Fastnachtsumzüge zahlenmäßig so zugenommen, daß sie unter dem Generaltitel „Narri Narro“ in der Regel an drei, mitunter auch an vier Sonntagnachmittagen vor der eigentlichen Fastnacht zu einem festen Bestandteil des öffentlich-rechtlichen Fernsehprogramms im Südwesten geworden sind. Hinzu kommen Jahr für Jahr in der Zeit von Dreikönig bis Aschermittwoch noch mindestens fünf weitere Reportagen aus der Straßenfasnet. Trotz dieser massiven Ausdehnung des Angebots ist das Zuschauerinteresse nach wie vor ungebrochen, weisen die Einschaltquoten und Marktanteile keine rückläufige, sondern eher noch steigende Tendenz auf: Nicht wenige der Fasnetsendungen werden bundesweit von deutlich mehr als einer Million Menschen gesehen. – Was aber alle bisherigen Horizonte sprengt und insbesondere das Vorstellungsvermögen der meisten lokalen Brauchträger und -pfleger übersteigt, ist die Tatsache, daß sich mit der Ausstrahlung der Sendungen über Satellit für die Fasnet des deutschen Südwestens plötzlich eine Art weltweites Schaufenster geöffnet hat, das offenbar auch auf großes Interesse stößt: Wie die Redaktion „Regionale Unterhaltung“ des SWR-Fernsehen, welche für die Übertragungen aus der schwäbisch-alemannischen Fastnacht zuständig ist, freundlicherweise mitteilte, reichen die Absenderadressen der bei den Funkhäusern eingehenden Briefe mit Fragen und Kommentaren zum schwäbisch-

alemannischen Mummenschanz jedenfalls vom Polarkreis bis nach Nordafrika, von den Kanarischen Inseln bis Rußland.

Ungeachtet ihrer durchs Fernsehen quasi über Nacht vervielfachten Außenwirkung und trotz des damit verbundenen enormen Zuwachses an Beachtung weit über die Landesgrenzen hinaus aber haben sich die lokalen Funktionäre der Narrenzünfte, allen voran diejenigen in den sogenannten Hochburgen, ihre unverändert enge Sichtweise und absolut orthodoxe Linie bewahrt. Als geradezu exemplarisch darf gelten, was sich vor und während der Fasnet 1997 in Villingen abgespielt hat.

Katzen-Pläne stören Narros

Villinger Fasnachter warnen vor Änderung der Umzugsfolge

Villingen-Schwenningen (gra). Die Katzenmusik will den großen Fasnachtsumzug 1997 auf den Kopf stellen. Aus Anlaß ihres 125. Geburtstages wollen Kater Miau und Generalfeldmarschall den närrischen Lindwurm anführen und nicht wie bislang der Narro. Engagierte Villinger Fasnachter laufen Sturm.

Im Vorfeld der für Montag angesetzten Jahresversammlung der Zuggesellschaft, die den Fasnachtsdienstagsumzug organisiert, gehen Mitglieder der 35köpfigen Arbeitsgemeinschaft Villinger Fasnacht - eine lose Gruppe, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, im kritischen Dialog mit dem Zunftrat der Narrozunft Fehlentwicklungen bei der Ausübung des Fasnachtsbrauchtums aufzuzeigen und nach Abhilfe zu streben - auf die Barrikaden. In einem offenen Brief an den Oberbürgermeister warnt die Gruppe eindringlich vor einer Änderung der traditionellen Umzugsfolge. »Der Narro ist Symbolfigur und Inbegriff unserer Fasnacht und es ist deshalb sein Naturrecht, die Villinger Fasnacht an vorderster Stelle zu repräsentieren«. Ein Präzedenzfall hätte nach Auf-

fassung des Sprechers der Arbeitsgemeinschaft, Karl Haas, langfristige Auswirkungen. Andere Jubiläum feiernde Vereine könnten später auch auf eine Änderung der Umzugsfolge pochen. Es gelte jedoch, die Elemente der Fasnacht und des Karnevals im Umzug am Fasnachtsdienstag zu trennen. Haas und seine Gruppe warnen in diesem Zusammenhang vor einer Verwässerung des närrischen Brauchtums in Villingen.

Ungeachtet des aktuellen Vorstoßes der Katzenmusik soll in der Jahresversammlung der Zuggesellschaft über eine grundsätzliche Reform des Fasnachtsdienstagsumzugs gesprochen werden. Dabei geht in erster Linie um eine Beteiligung der kleinen Fasnachtsvereine. Für Zündstoff dürfte auch eine Idee der Narrozunft sorgen, zum Umzugsende eine attraktive Gastgruppe aufzunehmen, etwa die Teufelgruppe aus Freiburg.

Falls es über Reformen beim Dienstagsumzug nicht zu einer Einigung kommt, wird nicht ausgeschlossen, daß es künftig einen großen Umzug nach dem Maschgerelauf am Fasnachtsmontag gibt.

Pressebericht aus der Diskussion um die Umzugsfolge in Villingen im Lokalteil Villingen des Schwarzwälder Boten vom 5.10.1996

Weil die dortige „Katzenmusik“, ein Relikt aus dem Karneval des 19. Jahrhunderts und als solches vereinsrechtlich sogar noch einige Jahre älter als die erst 1882 wiedergegründete „Historische Narrozunft“, ihr 125-jähriges Bestehen feierte, äußerten deren Mitglieder den Wunsch, im Jubiläumsjahr ausnahmsweise einmal den großen Umzug am Fasnachtsdienstag anführen zu dürfen, dessen Spitze gewöhnlich die Narrozunft bildet. Just

darüber entspann sich zwischen dem Zunfrat, der Katzenmusik und der für die Umzugsorganisation verantwortlichen Zuggesellschaft ein wochenlanger, mit zunehmender Erbitterung geführter Streit, der nicht einmal vom Oberbürgermeister persönlich zu schlichten war und der schließlich darin gipfelte, daß die Narrozunft, statt ein einziges Mal an zweiter Stelle zu gehen, ihre Teilnahme am gemeinsamen Umzug aufkündigte und aus Protest einen zeitlich versetzten, eigenen Zug machte.

Am 15.11.1996 erschien dazu eine offizielle Presseerklärung der Zunft, in der es unter anderem hieß:

„Der Rat der Historischen Narrozunft Villingen hat von den Mitgliedern den Auftrag, das historische Villingener Brauchtum zu erhalten, zu pflegen und unverfälscht weiterzugeben. Der Narro, die Hauptfigur der Villingener Fasnet, findet höchste Anerkennung und Bewunderung bei Historikern [...]. Und so müssen der Narro, aber auch die nachfolgenden Fasnetfiguren wie der Stachi und seine Mäschgerle, der Butzesel und die Wuescht, die dazu beitrugen, daß Villingen zur alemannischen Fasnethochburg wurde, auch heute höchste Priorität aller Fasnetfiguren in der Stadt besitzen. Alle anderen Villingener Fasnetvereine, die eher dem Karneval als der schwäbisch-alemannischen Fasnet zuzuordnen sind, die sich aber bisher gerne in der ‚Brauchtumssonne‘ bräunten und so auch groß geworden sind, müßten eigentlich auch auf das von der Historischen Narrozunft bewahrte Brauchtum stolz sein, da es ja auch das ihre ist. Umso unverständlicher ist es, daß gerade von diesen Vereinen das Brauchtum jetzt mit Füßen getreten wird.“ (Südkurier, Lokalteil Villingen-Schwenningen, 15.11.1996).

Soweit der Auszug aus der Zunfterklärung. Lassen wir einmal dahingestellt, ob die sprachliche Metapher vom „Sich-bräunen-lassen in der Brauchtumssonne“ angesichts der immer noch in vielen Köpfen herumspukenden braunen Fasnetdeutungen eines Hermann Eris Busse glücklich gewählt war bzw. ob die Villingener Zunfräte damit statt des richtigen nicht viel eher den rechten Ton getroffen hatten – bezeichnend ist der Text auf jeden Fall. In zugespitzter Form artikuliert er nochmal die beiden großen Leitlinien schwäbisch-alemannischen Fasnetverständnisses: zum einen das stets betonte subjektive Gefühl der Höherwertigkeit gegenüber dem Karneval und zum andern die Formel „erhalten – pflegen – unverfälscht weitergeben“ als eigentliche Triebfeder des Brauchvollzugs. Obgleich nicht eigens ausgesprochen, folgt daraus umgekehrt: Wo lokale Autoritäten in Frage gestellt, Zunftkompetenzen angetastet, auf Gewohnheit basierende Gesetze übertreten, einmal verfestigte Brauchformen ignoriert oder gar Neue-

rungen propagiert werden, ist die Schmerzgrenze der Brauchfunktionäre erreicht.

Was bleibt als Resümee? Schwäbisch-alemannische Fasnet lebt vom schönen Schein der Urtümlichkeit, heute mehr denn je. Als entscheidende Kriterien ihrer Qualität gelten, spätestens seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts durch den Geist des Historismus verstärkt, die Kategorien „historisch“ und „traditionell“. Da sich darauf aber nur wenige Fastnachtsorte mit Recht berufen können, werden Tradition und Historie in der weitaus größeren Zahl der Fälle von interessierter Seite einfach künstlich erzeugt und solange beschworen, bis die Aktiven zuletzt selbst daran glauben. Inzwischen nennen sich junge Narrenzünfte sogar bereits bei ihrer Gründung „historisch“, nur weil ihre neu geschaffene Maskenfigur an einer lokalen Sagengestalt anknüpft. Und nichts hindert eine Jungzunft, spätestens bei der Feier ihres zehnjährigen Jubiläums mit dem Prädikat „althistorisch“ aufzuwarten. Versucht man vor diesem Hintergrund Bilanz zu ziehen, so weist die Entwicklung der südwestdeutschen Fasnet während der letzten hundert Jahre vor allem vier spezifische Tendenzen auf, die sie vom Karneval rheinischer Art unterscheiden: Den höchsten Stellenwert hat zweifellos der eben beschriebene Trend zur *Historisierung*. Eng damit verbunden ist ein starkes Streben nach *Ästhetisierung*, das sich vor allem in der fortschreitenden Veredelung der Masken- und Hästypen nach dem Motto „immer schöner, immer wertvoller, immer stilreiner“ ausdrückt. Aus der Vereinheitlichung des volkkünstlerischen Standards für die Ausstattung der Brauchfiguren wiederum resultiert ein erheblicher Grad an *Uniformierung*; und durch die ständig erweiterten Verhaltenscodices, denen sich die Narren nach dem Willen ihrer Zünfte zu unterwerfen haben, kommt es nicht zuletzt zu einer weitgehenden *Ritualisierung* nahezu sämtlicher Elemente des Brauchablaufs (Korff 1989, S. 15 f.). All dies zusammengenommen ergibt ein derart feinmaschiges Netz von Reglementierungen, Vorschriften und Bevormundungen, daß dem schwäbisch-alemannischen Narren in seiner Rolle verglichen etwa mit den Möglichkeiten eines Kölner Jecken nur noch ein Minimum an persönlichem Spiel- und Freiraum bleibt.

Zu welchen Absurditäten die selbstgesetzten Normensysteme einzelner Narrenzünfte führen können, mag abschließend noch ein Beispiel aus Rottweil illustrieren. Dort sorgte 1979 im Rahmen der bereits oben geschilderten Narrenkleider-Erfassungsaktion eine Larve vom Typ „Federehannes“ für Aufsehen, weil sie wegen der besonderen Gestaltung ihres Kinns vom Kontrollgremium der Zunft als „nicht in die Rottweiler Larvenlandschaft passend“ eingestuft wurde. Obwohl die Maske schon an vielen Fastnachten getragen und Jahrzehnte lang von niemandem beanstandet worden war, verweigerte ihr die Narrenzunft jetzt plötzlich die Teilnahme an weiteren

Narrensprüngen. Das brachte den Besitzer derart auf, daß er beim Amtsgericht eine einstweilige Verfügung gegen die Entscheidung der Zunft erwirken wollte. Als Veranstalterin des Narrensprungs aber saß diese am längeren Hebel, und selbst die Vermittlungsversuche des Richters konnten die Brauchtumshüter nicht umstimmen. Der Larvenbesitzer mußte seinen Antrag zurückziehen, bekam die gesamten Gerichtskosten in Höhe von rund 1000,- DM auferlegt und durfte obendrein mit der inkriminierten Maske nicht mehr an der Fasnet teilnehmen. Der Richter aber stellte abschließend fest: „In Rottweil kann man an 363 Tagen im Jahr herumlaufen, wie man will, nur nicht an den zwei übrigen.“ (Stuttgarter Zeitung 18.2.1980)

Von einem wirklichen Ausbruch aus den Zwängen des Alltags, wie er im rheinischen Karneval bis zu einem gewissen Grad durchaus möglich ist, kann also in der schwäbisch-alemannischen Fasnet nicht die Rede sein. Im Gegenteil, wer dort in Häs und Holzmaske schlüpft, unterwirft sich automatisch Ordnungen, die noch um vieles rigider sind als diejenigen im normalen Leben. Narrenfreiheit nach schwäbisch-alemannischem Verständnis, so könnte man süffisant formulieren, ist die Freiheit, die Narren sich nehmen. Eben dieses Paradoxon, die Freiheit der Unfreiheit, kennzeichnet das Wesen der Fasnet. Daraus schöpft sie vermutlich ihre Kraft.

Quellen- und Literaturauswahl

- ASSION, P.: „Was Mythos unseres Volkes ist.“ Zum Werden und Wirken des NS-Volkskundlers Eugen Fehrle. In: Zeitschrift für Volkskunde 81 (1985), S. 220-244.
- BAUSINGER, H.: Vorwort. In: Bausinger u. a. (Hrsg.): Narrenfreiheit. Beiträge zur Fastnachtsforschung, Tübingen 1980 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 51), S. 7 f.
- BLÜMCKE, M.: Gestalten der schwäbisch-alemannischen Fasnacht, Konstanz 1989.
- BRANT, S.: Das Narrenschiff. Lemmer, M. (Hrsg.), 2. Aufl. Tübingen 1968.
- BUSSE, H. E.: Alemannische Volksfasnacht, 2. Aufl. Karlsruhe 1939.
- DERS.: Alemannische Volksfasnacht, Freiburg 1935 (= Mein Heimatland, Hefte 1 u. 2, 1935).
- FUCHS, P.; SCHWERING, M.-L.: Kölner Karneval. Zur Kulturgeschichte der Fasnacht, Bd.1, Köln 1972.
- HUONKER, Ch.: Die Narrozunft Villingen und die Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte. In: Historische Narrozunft Villingen (Hrsg.): Chronik der Historischen Villingen Fasnet, Villingen 1984, S. 135-141.

- KLERSCH, J.: Die kölnische Fastnacht von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Köln 1961 (= Schriften des Bundes deutscher Karneval, 1).
- KÖNNEKER, B.: Wesen und Wandlung der Narrenidee im Zeitalter des Humanismus. Brant – Murner – Erasmus, Wiesbaden 1966.
- KORFF, G.: Wilde Masken, in: Korff, G. (Hrsg.): Wilde Masken. Ein anderer Blick auf die Fasnacht, Tübingen 1989, S. 11-25.
- KÜNZIG, J.: Die alemannisch-schwäbische Fasnet, Freiburg 1950.
- KUTTER, W.: Der Plan einer kartographischen Darstellung zur schwäbisch-alemannischen Fasnacht. In: Bausinger u. a. (Hrsg.): Fasnacht. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung, Tübingen 1964 (= Volksleben, Bd. 6), S. 119-127.
- KUTTER, W.: Schwäbisch-alemannische Fasnacht, Künzelsau/Thalwil/Salzburg 1976.
- LAMBRECHT, K.: Rottweiler Narren-Fibel, Rottweil 1974.
- MEISEN, K.: Namen und Ursprung der Fastnacht. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 17/18 (1967), S. 7-47.
- MEZGER, W.; OELSNER, W.; SCHENK, G.: Wenn die Narren Trauer tragen. Fastnacht, Fasching, Karneval und der Golfkrieg, Ostfildern 1991.
- MEZGER, W.: Der verwaltete Frohsinn. Fastnacht und Karneval zwischen Spontaneität und Organisiertheit. In: Volkskunde in Rheinland-Pfalz H. 2 (1996), S. 34-48.
- DERS: Fasnet in Rottweil. Geschichte und Gegenwart eines Brauchs, Stuttgart 1996.
- DERS: Lokale Festbräuche als Bildschirmereignis. Zum volkswissenschaftlichen Film im Fernsehen der 90er Jahre. In: Schwäbische Heimat 4 (1995), S. 334-346.
- DERS: Narretei und Tradition. Die Rottweiler Fasnet, Stuttgart 1984.
- DERS: Sankt Nikolaus zwischen Kult und Klamaus. Zur Entstehung, Entwicklung und Veränderung der Brauchformen um einen populären Heiligen, Ostfildern 1993.
- MOSER, D.-R.: Fastnacht – Fasching – Karneval. Das Fest der verkehrten Welt, Graz/Wiesbaden/Köln 1986.
- DERS.: Nationalsozialistische Fasnachtsdeutung. Die Bestreitung der Christlichkeit des Fasnachtsfestes als zeitgeschichtliches Phänomen. In: Zeitschrift für Volkskunde 78 (1982). S. 200-219.
- MOSER, H.: Die Geschichte der Fasnacht im Spiegel von Archivforschungen. Zur Bearbeitung bayerischer Quellen. In: Bausinger, H. u.a. (Hrsg.): Fasnacht. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung, Tübingen 1964 (= Volksleben, Bd. 6), S. 15-41.

- DERS.: Fasnacht, Faßnacht, Faschang. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 68/69 (1972/73), S. 433-453.
- DERS., Hans: Städtische Fasnacht des Mittelalters. In: Bausinger, H. u.a. (Hrsg.): Masken zwischen Spiel und Ernst, Tübingen 1967 (= Volksleben, 18), S. 135-202.
- RITTER, Eugen: Rottweils Fasnet einst und jetzt, Rottweil 1935.
- ROSENFELD, H. F. u. H.: Deutsche Kultur im Spätmittelalter 1250-1500, Wiesbaden 1978.
- ROSENFELD, H.: Fastnacht und Karneval. Name, Geschichte, Wirklichkeit. In: Archiv für Kulturgeschichte 51 (1969), S. 175-181.
- SCHENK, G.: Fassenacht in Mainz. Kulturgeschichte eines Volksfestes, Stuttgart 1986.
- SCHMIDTKE, D.: Geistliche Tierinterpretationen in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters, 2 Bde., Diss. Berlin 1968.
- SCHUTT-KEHM, E. M.: Pieter Bruegels d. Ä. „Kampf des Karnevals gegen die Fasten“ als Quelle volkskundlicher Forschung, Frankfurt a. M./Bern/New York 1983 (= Artes populares. Studia ethnographica et folkloristica, 7).
- SCHWEDT, H. u. E. / BLÜMCKE, M.: Masken und Maskenschnitzer der schwäbisch-alemannischen Fasnacht, Stuttgart 1984 (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, 7).
- UMMENHOFER, K.-H. / HUONKER, Ch.: Chronik der Villingener Fasnet. In: Historische Narrozunft Villingen (Hrsg.): Chronik der Historischen Villingener Fasnet, Villingen 1984.
- WERNER-KÜNZIG, W.: Johannes-Künzig zum 80. Geburtstag, Freiburg 1977.
- WIESINGER, A.: Narrenschmaus und Fastenspeise im schwäbisch-alemannischen Brauch, Konstanz 1980.

Anmerkung zur Schreibweise: Was die Schreibweise des Begriffs „Fas(t)nacht“ betrifft, so verwendet der vorliegende Beitrag durchgängig die Version mit „t“, weil sie schriftsprachlich häufiger anzutreffen ist als die eher der Sprechpraxis angeglichene, verschliffene Variante ohne „t“, die freilich in der Literatur ebenfalls auftaucht. Daneben steht die dialektale Form „Fasnet“, die bis auf die Gegend um Offenburg, wo man leicht abgewandelt von „Fasent“ spricht, im gesamten alemannischen und schwäbischen Mundartgebiet üblich ist

Birgit Weichmann

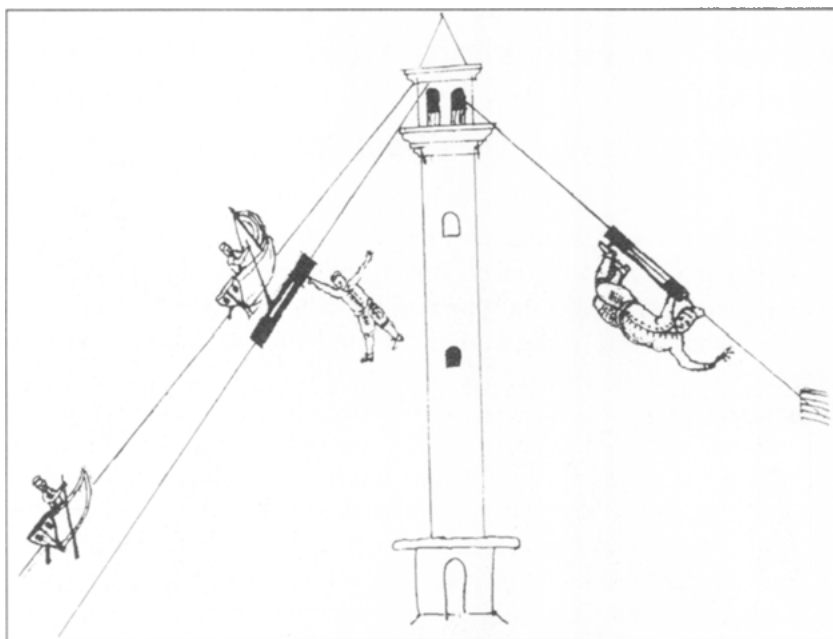
Fliegende Türken, geköpfte Stiere und die Kraft des Herkules

Zur Geschichte des venezianischen Karnevals

Die Geschichte des venezianischen Karnevals ist lang. Sie geht bis ins 11. Jahrhundert zurück und weist viele Brüche, Verbote und einige Wiederbelebungsversuche auf. Zudem trug man in Venedig zeitweise das halbe Jahr über Maske und feierte von Oktober bis zum Beginn der Fastenzeit. So können hier nur kleine Ausschnitte aus der langen und hochinteressanten Traditionsgeschichte des „carnevale veneziano“ angerissen werden. „Stippvisiten“ führen vor allen Dingen ins 12., ins 16. und ins 18. Jahrhundert. Das meiste aus der langen Tradition des Karnevals hat sich nicht bis heute erhalten und ist selbst Venezianern unbekannt. Verblüffen mag vielleicht auch, daß es zur langen und interessanten Geschichte eines der bekanntesten Karnevale der Welt nur relativ wenig Literatur gibt.

Heutzutage drängen sich vom Sonntag vor dem „Unsinnigen Donnerstag“ an den Wochenenden und von Rosenmontag bis Faschingsdienstag wieder bis zu 125.000 Menschen täglich durch die engen Gassen der Stadt, um ein Fest zu feiern, an dessen jahrhundertealte Traditionen sich kaum jemand erinnert. Tausende von Zuschauern – vornehmlich Venezianer! – versammeln sich am Sonntag auf dem Markusplatz und auf der Piazzetta vor dem Dogenpalast und blicken in den Himmel. Sie wollen Zeugen sein, wenn um 12 Uhr mittags die Glocken des Campanile läuten und eine überdimensionale Pappmaché-Taube, die „Colombina“, vom Campanile zum Dogenpalast fliegt. Der „volo della Colombina“ am Sonntag vor dem „Unsinnigen Donnerstag“ ist der ungefährliche Ersatz für den sogenannten „Türkenflug“ vergangener Zeiten. Während die künstliche Taube an einem Seil von der Turmstube in Richtung Dogenpalast schwebt, öffnet sich ihr Bauch und Konfetti ergießt sich über die Menge auf dem Markusplatz und der Piazzetta. Gleichzeitig steigen hunderte von bunten Luftballons zu den Klängen von Blasinstrumenten in den Himmel über Venedig. Die närrischen Tage beginnen. So ist es heutzutage.

Und in der Vergangenheit: Erste Erwähnung findet der venezianische Karneval in Dokumenten im Jahre 1094. Damals hatte er aber bei weitem nicht die Ausprägung erreicht, auf die man sich heute gerne beruft. Höhepunkt der Karnevalstage war vom 12. Jahrhundert an der „giovedì grasso“, der Donnerstag vor Aschermittwoch, auch „Berlingaccio“ genannt.



Volo del turco, Türkenflug, anonym 18. Jh. (aus: Bertelli 1992)

Und einer der Bestandteile der Festlichkeiten des „giovedì grasso“ war der eben schon erwähnte „Türkenflug“, dessen harmlose Variante heute der gerade geschilderte Flug der Columbina ist. Der Türkenflug, der „volo del Turco“, mitunter auch „Engelsflug“, „volo dell'Angelo“ genannt, wurde zu Ehren des Dogen und seiner Gäste aufgeführt. Ein Akrobat, sehr oft türkischer Herkunft, wurde über ein doppeltes Zugseil vom Bacino an der Piazzetta zur Glockenstube des Campanile hochgehievt. Von dort erklomm er über eine Strickleiter die Turmspitze, um in luftiger Höhe schwindelerregende Gleichgewichtskunststückchen aufzuführen. Es ist ganz klar, daß diese risikoreiche Akrobatik immer wieder Opfer forderte, und allzu waghalsige Künstler vom Campanile in die Tiefe stürzten. Von der Turmspitze balancierte der „Turco“ dann auf einem Seil – das war dann der eigentliche „Flug“ – hinab zur Loggia des Dogenpalastes. Dort erwartete ihn der Doge

zusammen mit allen Würdenträgern der Republik und ausländischen Gesandten und Gästen. Der Akrobat warf während seines „Fluges“ Blätter mit Gedichten zum Lob des Dogen und der Republik unters Volk. Unten angekommen, überreichte er dem Dogen einen Blumenstrauß. Mit seiltänzerischen Einlagen hangelte er sich dann zurück zum Campanile, um über das andere Seil wieder zurück zum Floß im Hafenbecken zu rutschen. 1680, so berichtet ein Chronist, wurde gar ein lebendes Pferd auf den Campanile gezogen, um den Türkenflug zu vollführen.



Cerimonia annuale di sottomissione al doge del Friuli e del patriarcato di Aquileia, jährliche Zeremonie der Unterwerfung des Friauls und des Patriarchen von Aquileia unter den Dogen, G. Grevenbroch 18. Jh.
(aus: Reato, Storia, 1988)

Zwei weitere Rituale, die vom 12. Jahrhundert an den „giovedì grasso“ ausmachten, gehen auf ein Ereignis im Jahre 1162 zurück. Zwölf Schweine und ein Stier wurden damals jedes Jahr am Faschingsdonnerstag vom Magistrat der Stadt Venedig in Anwesenheit zahlreicher ausländischer Gesandter und Mitglieder der Schlachter- und Schmiedezunft zum Tode verurteilt. Der Doge und seine Ratsmitglieder sprachen, in scharlachrote Gewänder gehüllt, in der „Sala del Piovego“ des Dogenpalastes während einer feierlichen Zeremonie über die Tiere Recht und beschlossen deren Exekution. Das Urteil wurde sofort vollstreckt. Die ahnungslosen Tiere wurden, eines nach dem anderen, geköpft. Die wehrlosen Schweine hatte man zuvor von Hunden über den Platz hetzen lassen. Der Jubel und die Anspannung der Zuschauer, die sich auf dem Markusplatz drängten, aber war besonders groß, wenn die Reihe dann an den Stier kam (der eigentlich ein Ochse war). Der „Henker“, der Vorsitzende der Schmiedezunft, hatte dem Tier mit einem einzigen Schwerthieb den Kopf so vom Leib zu trennen, daß dieser zu Boden fiel, das Schwert aber trotz des heftigen Hiebes nicht die Erde berührte. Das Fleisch der Tiere wurde anschließend an Adelige, in späteren Jahren an Krankenhäuser und Gefängnisinsassen verteilt.

Gut vier Jahrhunderte lang war diese Zeremonie der Gipfel der Karnevalsfeierlichkeiten in der Lagunenstadt. Ihre Ursprünge liegen, wie schon erwähnt, im Jahre 1162. Damals hatte der venezianische Doge Vitale Michiel II. einen entscheidenden Sieg über den Bayern Ulrich von Treffen, den damaligen Patriarchen von Aquileia, errungen. Er hatte Grado angegriffen, worauf er besiegt und zusammen mit zwölf seiner Kanoniker und hundert von Gefolgsleuten gefangengenommen und in Venedig ins Gefängnis geworfen wurde. Der Papst jedoch vermittelte, so daß ihre Todesstrafe ausgesetzt wurde. Bedingung: Ulrich mußte jedes Jahr dem venezianischen Volk zwölf Schweine, einen Stier und dreihundert Brote liefern. Diese Schandessgabe sollte ihn, seine Kanoniker und sein Gefolge symbolisieren.

Einem anderen Ritual folgend gab es während des Karnevals aber auch Stierhatzen, die nicht auf den erwähnten historischen Anlaß zurückgehen. Sie wurden bis um 1800 vom 26. November bis zum letzten Sonntag vor Aschermittwoch, sowie bei festlichen Angelegenheiten, wie etwa bei Besuchen ausländischer Staatsoberhäupter oder der Inthronisierung eines neuen Dogen veranstaltet. Reiche Bürgern organisierten sie mit Erlaubnis des Consiglio dei X, des Rates der Zehn. Die Stiere kamen auf Frachtkähnen vom Festland. Drei bis einhundert Tieren wurden bei einer einzigen Veranstaltung von Menschen und Hunden gehetzt. Wenn man die Stiere besonders wild machen wollte, so zündete man zwischen ihren Hörnern Feuerwerkskörper. Der Platz, an dem das Spektakel stattfand, war in eine ovale

Arena verwandelt worden, in der Sitzreihen angeordnet waren und Eintrittsgelder erhoben wurden.

Am verständlichsten wird das Schauspiel durch ein Zitat aus der »Reise durch Italien« von Goethes Vater Johann Caspar Goethe aus dem Jahre 1740. Er beschreibt darin die Stierhatz sehr anschaulich:

„Gestern feierte man das Fest der Stiere, ein schreckliches Schauspiel für den, der es zum ersten Mal sieht. Es wird besonders von den Spaniern geschätzt. Dieses Fest begeht man in jedem Jahre am Ende des Carnevals zu Ehren des Dogen, meist jedoch mit weniger Glanz und Pomp. [...] Stellen Sie sich den Markusplatz vor, prächtig und regelmäßig, Vorteile, die nicht wenig zur Pracht dieser Feierlichkeiten beitragen. Mit den Tribünen, die rings herum errichtet sind, gleicht der Platz einem Amphitheater. An beiden Enden hatten auf zwei mit schönen Statuen geschmückten Toren Trompeter und Trommler (Pauken fehlten) Aufstellung genommen. Quer über den Platz waren von einer Ecke zur anderen drei dicke Seile gespannt, jeweils in der Mitte war eine Kugel angebracht mit Feuerwerk im Inneren. [...] Kaum war Seine Hoheit erschienen, da begannen mit einem Schlag alle Musiker einen entsetzlichen Lärm zu machen; gleichzeitig sah man Schlächter, die auf altertümliche Weise, wie amerikanische Neger, gekleidet waren, in Zweiergruppen heranmarschieren. Dann trieb man zwanzig Stiere und eine entsprechende Anzahl großer Hunde in das Gehege, so daß im Nu zwischen diesen Bestien eine – wie man sich leicht vorstellen kann – fürchterliche Jagd anhub. Die Schreie von mehr als fünfzigtausend Masken flößten mir einen solchen Schrecken ein, daß sich mir die Haare sträubten. Waren die Tiere müde, ließ man neue herein, und dies wiederholte sich, bis es hundert und mehr geworden waren. Etwa vier Stunden dauerte dieses Schauspiel. Sodann stieg ein kühner Mann auf die Spitze des Turmes von San Marco und ließ sich an einem gespannten Seil bis auf das gegenüberliegende Gebäude hinab. Dann wurden drei Stiere an die drei Seile gebunden, an denen sich die Feuerwerkskugeln befanden. Diese wurden angezündet, wodurch die Tiere, auf die man gleichzeitig noch große Hunde hetzte, zur Raserei getrieben wurden, so daß es wirklich ein Wunder war, wenn sie die Seile nicht zerrissen und damit all denen, die sich innerhalb der Einfriedung befanden, ernsten Schaden zufügten. Sodann ließ man drei Stieren die Köpfe abhauen. Es kam dabei darauf an, mit möglichst wenigen Hieben auszukommen. [...]“

Aber mit der symbolischen Verurteilung der Tiere – dem Stier und den zwölf Schweinen – war der Schande nicht genug getan. Das „giovedì grasso“-Ritual ging noch weiter. Ebenfalls in der „Sala del Piovego“, dem Katasteramt, waren vom 12. Jahrhundert an alljährlich kleine Holzmodelle von den Festungen aufgebaut worden, in denen sich die Besiegten um Ulrich

damals im Friaul verschanzt hatten. Mit eisenbewehrten Stöcken gingen der Doge und seine Ratsmitglieder auf diese symbolischen Festungen los und stürmten und zerstörten sie. Dieser Brauch schien dem Dogen Andrea Gritti schließlich derart lächerlich, daß er ihn 1524 aufhob.

Da der Sieg gegen Ulrich 1162 am „giovedì grasso“, am „fetten Donnerstag“, d.h. am Faschingsdonnerstag, errungen worden war, wurde dieser Tag fortan als Fest der Regierung zum wichtigsten Tag des „carnevale veneziano“. Ganz Venedig feierte mit der Exekution der unschuldigen Tiere bis zum Jahre 1520 immer wieder den Sieg, in dem sich Mythos, Geschichte und Religion vermischten. Im 16. Jahrhundert (um 1520), wurde das Spektakel schließlich von Regierungsseite abgeschafft. Man wollte dem

Karnevalsfest mehr Würde verleihen.

Trotz dieser radikalen Reform erhielten sich einige Rituale des „giovedì grasso“ jedoch bis zum Untergang der Republik im 18. Jahrhundert, der gleichzeitig das Ende des venezianischen Karnevals bedeutete. Erhalten haben sich – neben dem bereits erwähnten „volo del Turco“, dem Türkenflug, auch die akrobatischen Spiele der „Forze d'Ercole“, der Kraftspiele des Herkules. Sie sollen ebenfalls auf den Sieg gegen Ulrich zurückgehen – auch wenn sie erst durch Dokumente aus dem 16. Jahrhundert belegt sind. Da sowohl die Nicolotti, Bewohner der Pfarrei San Nicolò dei Men-

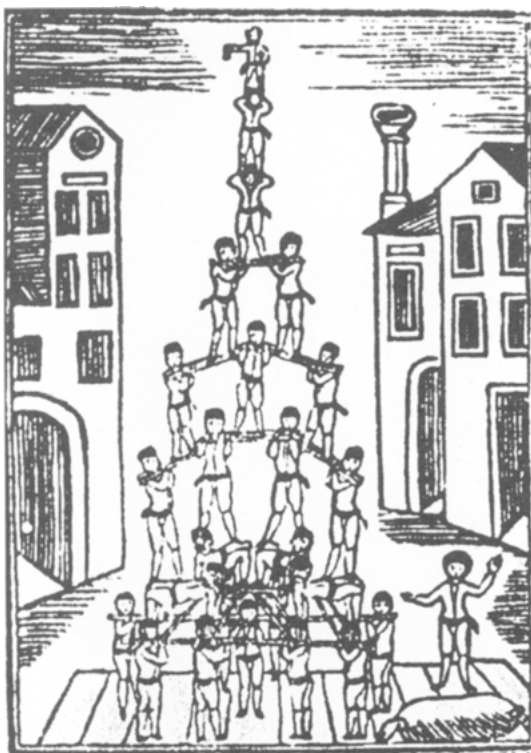


Le Forze d'Ercole, Kraftspiele des Herkules, 18. Jh.,
anonym (aus: Bertelli 1992)

dicoli, als auch die Castellani, Arsenalarbeiter aus dem Stadtteil Castello, erfolgreich am Sieg gegen Ulrich beteiligt gewesen sein sollen, gebührte den beiden Gruppen alljährlich die Ehre, am Faschingsdonnerstag den Sieg vor dem Dogen noch einmal auf der Piazzetta darzustellen. Sie hatten, so die Legende, mit Menschenpyramiden die Mauern der Festungen überwunden.

Die beiden traditionell rivalisierenden Gruppen der Nicolotti und der Castellani, die einen in schwarz, die anderen in rot gekleidet, formten waghalsige Menschenpyramiden. Um diese sogenannten „Forze d'Ercole“ zu bauen legten die Athleten zunächst Bretter über zwei Gondeln im Wasser oder auf Fässer und bildeten darauf die Basis der Pyramide, die sogenannte „saorna“.

Mehrere Männer duckten oder stellten sich im Kreis eng aneinander. Auf deren Schultern stieg dann die erste Gruppe der Akrobaten, der weitere folgten. Bis zu sieben oder acht solcher Gruppen konnte das menschliche Gebäude ausmachen. Den Gipfel bildete stets ein kleiner Junge, der liebevoll „Helmchen“, „cimiereto“, genannt wurde. Die Formen dieser Menschenpyramiden wurden jedes Jahr variiert. Chronisten gaben den Figuren, die nicht zuletzt durch die gegenseitige Herausforderung der beiden rivalisierenden Gruppen entstanden, klingende Namen wie „Das ruhmreiche Venedig“, „Der kämpfende Löwe“ oder „Die einsame Jungfrau“. Im Karneval 1788, so verzeichnet ein Chronist, boten die Nicolotti ihre akrobatischen Kunststücke gar auf der zugefrorenen Lagune dar. Oft, so heißt es, wurden diese Menschenpyramiden auch verboten, da die Ordnungshüter Angst vor Handgemengen und Tumulten hatten.



Le Forze d'Ercole, Kraftspiele des Herkules
(aus: Correnti 1968)



Le Nobilissime Feste che si fano in Venezia il Giovedì grasso; die Festlichkeiten, die in Venedig anlässlich des Faschingsdonnerstag gehalten werden, anonym (aus: Reato, Storia, 1988)

Andere Attraktionen des „giovedì grasso“ waren die „macchina“ und der Tanz der „moresca“. Ab dem 16. Jahrhundert baute man in der Mitte der Piazzetta vor dem Dogenpalast für den Faschingsdonnerstag eine sogenannte „macchina“, d.h. bemalte Bühnengerüste, auf, von der ab etwa 1524 am hellen Tage Feuerwerkskörper abgebrannt wurden, aber auch am Abend ein großes Feuerwerk entzündet wurde. Auch dabei kam es zu Unglücksfällen.

Aber obwohl 1526 zu früh losgegangene Raketen ein Blutbad mit zahlreichen Verwundeten anrichteten, wurde der neue Brauch lange Jahre beibehalten.

Zwei Bühnen flankierten die „macchina“, auf denen die „moresca“ getanzte wurde, ein rhythmischer Gruppentanz spanischen Ursprungs, der Kampfszenen simulierte. Ihren Ursprung hat die „moresca“ im Kampf zwischen Christen und Mauren. In Venedig aber waren es wieder die Nicolotti und die Castellani, die im tänzerischen, stilisierten Schaukampf gegeneinander antraten. Das Spektakel endete jeweils mit einem Feuerwerk.

In der Regel werden diese frühen „giovedì grasso“-Bräuche symbolisch gedeutet. Das Feuerwerk steht als Sinnbild des Krieges allgemein, der Tanz der „moresca“ sinnbildlich für die Schlacht von Aquileia. Die Menschenpyramiden erinnern an die Geschicklichkeit und Gerissenheit, mit der die Venezianer ihre Gegner besiegten. Mit der Enthauptung des Stieres und der

Schweine wird dann die Gerechtigkeit wiederhergestellt. Der Türken- oder Engelsflug, bei dem Blumen übergeben werden, verdeutlichte den wiederhergestellten Frieden, die Versöhnung.

Von den meisten Ereignissen und Gepflogenheiten im „carnevale veneziano“ des 12. bis 16. Jahrhunderts wissen wir nur aus Verboten, Gesetzen und Reglementierungen.

Später dann, gerade im 17. und 18. Jahrhundert, entstehen viele Reiseberichte oder lokale Chroniken. So ist es beispielsweise auch ein Verbot, das uns erste Hinweise auf das Maskentragen in Venedig gibt. 1268 wird es Maskierten nämlich per Gesetz verboten, mit Duftteiern zu werfen. „Giocare alle uova“ nannte man es damals, wenn als Teufel verkleidete Männer die Häuser der von ihnen angebeteten Damen mit Eiern bewarfen, die mit Duftwässerchen oder Talkumpuder gefüllt waren.



Maschere che tirano uova odorifere;
Maskierte, die Dufteier werfen, Francesco Bertelli 1642
(aus: Reato, Storia, 1988)

Die überlieferten Beschränkungen gehen weiter: Im Februar 1339 wird es verboten, sich nachts maskiert außer Haus zu bewegen. 60 Jahre später, im Jahre 1399, werden Maskierte aus den Kirchen verbannt. 1458 verbietet es der „Consiglio dei X“, der Rat der Zehn, Männern, Frauenkleider anzulegen, um sich in Nonnenklöster zu begeben und dort „multas inhonestates“ zu begehen. Offensichtlich gab es mit Maskierten immer wieder Probleme, denn 1531 wird erstmals ein Dekret erlassen, das es Maskierten untersagt, Waffen zu tragen. Dieses Verbot wird – ebenso wie die Verbannung der Maskierten aus Kirchen und andere Verbote – im Laufe der Jahrhunderte

immer wieder erneuert und erweitert. Ein Dekret des „Consiglio dei X“ vom 13. August 1608 ist besonders wichtig für die Geschichtsschreibung. Macht es doch das erste Mal klar, wie verbreitet das Maskentragen in Venedig das ganze Jahr über war. Es verbot nämlich jedermann, auch Ausländern, unter Androhung einer Kerkerstrafe von bis zu zwei Jahren oder 18 Monaten Galeere – „an den Rudern, mit Eisen an den Füßen“, wie es im Text der Verordnung heißt – sich außer an den Karnevalstagen vor der Fastenzeit maskiert zu zeigen.

Mit dem gleichen Dekret, das 1613 und 1618 erneuert wurde, sollten auch die Prostituierten Venedigs vom Karneval ausgeschlossen werden. Ihnen wurde entweder Auspeitschen angedroht oder zwei Stunden Prangerstehen zwischen den beiden Säulen auf der Piazzetta vor dem Dogenpalast. Alternativ war auch eine Verbannung von vier Jahren aus der Stadt und dem gesamten venezianischen Herrschaftsgebiet vorgesehen. Dabei waren es gerade die Prostituierten Venedigs, die schon im 16. Jahrhundert viele Gäste in die Stadt lockten. Die venezianischen Kurtisanen galten als die Königinnen ihrer Profession. Schon im 16. Jahrhundert erschienen Kataloge, in denen Adressen und die besonderen Reize der raffiniertesten und teuersten Lust-Damen Venedigs aufgezählt wurden. Trotz der Verbote aber, so berichten Chronisten, zeigten sich „geheimnisvolle Frauen in Samtkleidern und mit maskierten Gesichtern und bloßen Brüsten auf Brücken Venedigs, um vorbeikommende Masken anzulocken“. Noch heute gibt es eine „Ponte delle Tette“, eine Brücke der Brüste, in der Stadt.

Genug zu den Verboten und Dekreten, die in ähnlicher Weise bis ins 18. Jahrhundert immer wieder erneuert und zum Teil auch erweitert, meist jedoch ignoriert wurden. Ein Jahr aber ist für den venezianischen Karneval besonders wichtig: 1549. Am 9. Februar 1549 beschloß der Consiglio dei X, die Organisation des „Giovedì grasso“ fürderhin dem Magistrat zu übertragen, genauer der „Magistratura degli Ufficiali alle Rason Vecchie“. Damit wurde auch eine allgemeine Reform der Feierlichkeiten eingeleitet, die den „fetten Donnerstag“, den „Berlingaccio“ mehr mit dem neuen Staatsbild in Übereinstimmung bringen sollte. Schon damals also wurde der Karneval in gewissen Grenzen von staatlichen Beauftragten am Schreibtisch geplant.

Ein erster Schritt zu einer besseren Kontrolle war bereits um 1400 gegangen worden. Damals hat man die Organisation des „giovedì grasso“ den „Compagnie della Calza“, Gruppen junger Adelliger bis zum Alter von etwa 25 Jahren, übertragen, die sich durch ihre grellbunten, auffallenden Beinkleider auszeichneten, daher auch der Name. Von Jahrhundert zu Jahrhundert nahm die staatliche Kontrolle zu, und die Spontaneität wurde beschränkt. Die geschilderten Verbote werfen in erster Linie ein Licht auf die

Freizügigkeit, die während der Zeit geherrscht haben muß, in der Masken getragen werden durften – und das war in Venedig jedes Jahr beinahe sechs Monate lang.

Der Beweggrund der venezianischen Behörden, das Maskentragen zu gestatten, aber war es wohl, das Volk mit rauschenden Festen zu besänftigen, um im Hintergrund ungestört Politik treiben zu können. Im 18. Jahrhundert sollte dann die Ausgelassenheit der Feste den allmählichen Untergang der Republik vertuschen. Im Fest, hinter der Maske, ließen sich die veränderten Verhältnisse der Krise und Stagnation des Handels, der militärischen Niederlagen und der territorialen Verluste am besten ertragen und verdrängen. Das von oben angeordnete „Verdrängen“ ging sogar so weit, daß der Tod des Dogen Paolo Renier, der am 13. Februar 1789, mitten in der Karnevals-saison verstorben war, erst am 2. März, während der Fastenzeit, bekanntgegeben wurde, um die karnevaleske Leichtlebigkeit nicht zu belasten.

Man darf aber auch die Wirtschaftskraft des Karnevals nicht außer Acht lassen. Schon im 16. Jahrhundert tummelten sich zur Zeit des Karnevals hunderttausende von Besuchern in der Stadt. Der „carnevale veneziano“ gab ja auch Anlaß für diplomatische Staatsbesuche, die ihrerseits wieder Attraktionen für Schaulustige waren. Im 18. Jahrhundert hatte sich der Karneval zu einer echten Attraktion des vorindustriellen Tourismus entwickelt. Der Karneval in Venedig wurde dann auch eine Etappe der Grand Tour.

Konkrete Zahlen: 1701 wurden bei etwa 140.000 Einwohnern, die Venedig damals zählte, während des Karnevals gut 30.000 Fremde beherbergt. Wie wichtig die Fremden schon damals waren, beweist eine Denkschrift: Als 1774 der Ridotto, das damalige Spielkasino Venedigs, geschlossen wurde und daraufhin zahlungskräftige Reisende ausblieben – so rechnete der Verfasser der Schrift vor – wurden durch das Ausbleiben der Fremden 30.000 Masken weniger verkauft. Das bedeutete damals ein Minus von gut 600.000 Lire.

Die Maskenzeit und der Tourismus wurden im Venedig des 18. Jahrhunderts voneinander abhängig und trugen beide in steigendem Maße zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stabilität der „Serenissima“ bei. Auch heute noch – seit dessen Wiederbelebung 1979 – ist der Karneval eine wirtschaftliche Kraft sondergleichen, beschert er der Lagunenstadt doch eine zusätzliche touristische Saison. Wie wichtig diese für die Stadt ist, wurde deutlich, als 1991 der Karneval wegen des Golfkrieges abgesagt wurde. Abgesehen vom herben wirtschaftlichen Verlust: Noch nie habe ich Venedig so leer und anheimelnd erlebt wie damals.

Aber nicht nur die wirtschaftliche Seite ist zu betrachten: Vermutlich hatte Venedig in frühen Jahrhunderten den Karneval mit all seinen Ausschweifungen und Unterhaltungen ganz einfach bitter nötig, um nicht zu

verzweifeln. Die Bewohner waren wiederholt Hungersnöten und der Pest ausgeliefert, hatten beileibe also eigentlich kaum Anlaß, ausgelassen zu sein. So starben zwischen 1575 und 1577 etwa 60.000 Menschen, ein Drittel der damaligen Bevölkerung der Stadt. 1630 kam dann schon die nächste Pestepidemie. Der Karneval aber wurde in jedem Jahr gefeiert.



Mondo novo,
Laterna magica oder Guckkasten, G. Zompini 1785
(aus: Reato, Storia, 1988)

Der Karneval in Venedig hatte seinen Auftakt in den ersten Oktobertagen, mit dem Beginn der Theatersaison. Er begann dann, wenn auf der Ponte dei Baretteri die Theateraufführungen durch Plakate angekündigt wurden. Vom 16. bis zum 25. Dezember wurde der Karneval unterbrochen und dann am Stefanstag, am 26. Dezember wieder aufgenommen, um bis Mitternacht vor dem Aschermittwoch, dem „mercoledì delle Ceneri“, anzudauern. Das Maskentragen an sich aber war beinahe das halbe Jahr lang gestattet und wurde auch gepflegt. So zum Beispiel während des vierzehntägigen Festes der „Sensa“ (Himmelfahrt), bei Dogenwahlen, bei Hochzeiten

von Kindern der jeweiligen Dogen, bei Staatsbesuchen und anderen Festen in der Stadt. Dieser Brauch erlaubte den Venezianern, dem Volk wie den adeligen Patriziern, aber auch den Fremden, die in der Stadt weilten, eine ziemlich unbeschränkte Freiheit des Umgangs miteinander. Der Gruß „buon

giorno, Sior mascara“, der unter Maskierten, insbesondere im 18. Jahrhundert allgemein gepflegt wurde, riß jede gesellschaftliche Barriere ein.

Überall in der Stadt herrschte Lebensfreude. Das Zentrum aber waren der Markusplatz und sein Umfeld. Auf der Piazza San Marco waren Buden aufgebaut, Scharlatane boten alle möglichen Arten von Elixieren und Wäs-



Illustration zu Carlo Goldoni, 18. Jh.: „*Le Massere*“,
(aus: Programmheft zur Aufführung am 6. Februar 1993 in Venedig)

serchen gegen diverse Wehwehchen an, Marionettentheater gaben Vorstellungen, die Straßenkehrer traten gegeneinander im Schubkarrenrennen an, das „Mondo Novo“, eine Art Guckkasten oder „Laterna magica“, bot den Neugierigen gegen Entgelt den Blick in die mehrdimensionale, weite Welt. Auf dem Markusplatz wurden aber auch exotische Tiere zur Schau gestellt: Löwen, Elefanten und 1751 etwa das berühmte Rhinoceros, das Pietro Longhi für die Nachwelt festgehalten hat. Auf kleinen Bühnen spielten Schauspielertruppen Szenen der „Commedia dell'arte“, aus der ja zahlreiche traditionelle Masken des venezianischen Karnevals entlehnt sind.

Zu Ruheinseln im Karnevalstreiben aber wurden damals ein gutes Dutzend Cafés, die sich Anfang des 18. Jahrhunderts um den Markusplatz ansiedelten, darunter etwa 1720 das heutige „Caffè Florian“, das damals „La Venezia trionfante“ hieß, und 1755 das ebenfalls heute noch erhaltene „Caffè Quadri“. Andere Cafés trugen Namen wie „Il re di Francia“, „Il Cor-

ragio“, „La Speranza“ oder „L'Arabo“. Auch in Voltaires »Candide« trifft Candide in Venedig zehn entthronte Könige in einem Café, die aus aller Herren Länder gekommen waren, um sich während der Zeit des Karnevals zu amüsieren. Aber auch viele Komödien des venezianischen Komödienautors Carlo Goldoni (1707 – 1793) zeigen Maskierte in Cafés. Dort konnte man Kaffee oder die im 18. Jahrhundert moderne heiße Schokolade schlürfen, aber auch Glücksspiele machen. Die eigentlichen Orte für Glücksspiele aber waren die „ridotti“, die offiziellen Spielkasinos der Stadt. 136 solcher Stätten, in denen vor allem während des Karnevals das Glücksspiel erlaubt war, gab es am Ende der Republik. Die meisten waren in einer Art von privatem Club organisiert. Einigen dieser Salons saßen Damen vor. Der bekannteste Ort für das „gioco d'azzardo“, das Glücksspiel, war das öffentliche „Ridotto Dandolo“, dem jeweils ein maskierter „nobile“, ein Adeliger, vorsitzen mußte. Ansonsten war Glücksspiel eigentlich verboten – aber es wurde toleriert.

Über die Tradition des Theaters in Verbindung mit dem Karneval und der Maskierung ließe sich viel sagen, denn der Karneval war die Zeit des Theaters. Man trug nicht nur auf der Bühne Masken, sondern auch im Publikum. Eine ganze Reihe der heute noch traditionellen Masken des venezianischen Karnevals kamen auch aus dem Repertoire der Stehgreifbühne, der „Commedia dell'arte“. Gab es im 16. Jahrhundert noch etwa zehn Theater in der Stadt, so hatte sich ihre Zahl bis zum 17. Jahrhundert beinahe verdoppelt. Im 18. Jahrhundert gab es dann nur noch sieben Theater, die dafür aber besser und professioneller organisiert waren. Goldoni beispielsweise hat allein 13 Komödien für diese Bühnen geschrieben, die sich mit den letzten Tagen des Karnevals beschäftigen und während der Karnevalssaison aufgeführt wurden. Daß er sich für diese Stücke eine einfache Sprache und eine simple Handlung einfallen lassen mußte, bekennt Goldoni in seinen Memoiren. Er mußte nämlich, wie er sagt, „ein Publikum amüsieren, das normalerweise nicht ins Theater geht“. Zudem saß man im Theater nicht so ruhig wie man das von heute kennt. Das Theater war ein gesellschaftlicher Treffpunkt, ähnlich wie das Café, das man nach der Vorstellung besuchte. Man lief während der Aufführungen im Theater herum, fliegende Händler boten Perlen oder Eßbares an, man hielt ganze Gelage in den privaten Logen ab und unterhielt sich ungeniert wie zu Hause im Salon.

In den Anfängen des Karnevals trug man vor allen Dingen phantastische Verkleidungen und Masken, so verkleidete man sich beispielsweise gerne als Wilder, als „omo selvadego“. Auch heute noch wird der sogenannte Wilde während der Karnevalsumzüge in Venedig in ganz ähnlicher Verkleidung wie vor einigen Jahrhunderten gerne dargestellt. Ein Dokument, das in der Bibliothek des Museo Correr aufbewahrt wird, gibt Aufschluß



Uomini selvatici, Wilde Männer, F. Bertelli 1642
(aus: Reato, Storia, 1988)

über verschiedene Masken und Verkleidungen, wie sie im 18. Jahrhundert gepflegt wurden: („Maniere introdotte sì dagli Uomini, che dalle Donne per vestirsi in Maschera ai tempi del Carnovale nel secolo XVIII“). Nur einige Beispiele aus der langen, in venezianischem Dialekt verfaßten Liste seien zitiert: Da findet man den Türken mit Pfeife („Turco con pipa“), den Lakeien („lachè“), den Konditor („scaletter“), den Juden, der den Karneval beweint („Ebreo piangendo Carnovale“), den Jäger mit Vögeln („cacciator con ucelli“), den Tattergreis („vecchio tremante“), den Syphiliskranken

(„infermo galico“), den Satyr („Satiro“), aber auch den Tollwutverkäufer („venditor di rabbia per li sorzi“) oder den Spitzenhändler aus Chioggia („venditor merli da Chioza“), den Buckligen („gobbo“), den Mohren („Moro“), den Soldaten („soldati con esercizio a fuoco vivo“) oder den Polentaverkäufer („venditor di polenta“). Und das neben den Theatermasken des „Dottor“, von „Brighella“ oder von „Pulcinella“.

Schon damals konnte man sich Kostüme im Kostümverleih mieten, es gab den Berufsstand des Kostümverleihers, „il mestiere di noleggiare abiti magnifici, e preziosissimi addobbi“. Bedingt durch die große Nachfrage nach Masken entwickelte sich in Venedig bereits früh ein eigener Berufsstand der Maskenbildner, der „maschereri“ oder „mascherari“. Vom 10. April 1436 an hatten diese in der Lagunenstadt gar ein eigenes Statut. Sie waren dem Kollegium der Maler („colonnello dei pittori“) angeschlossen und ihnen war es gestattet, zwölf Geschäfte zu betreiben. Ein Dokument im Museo Correr verzeichnet für die Jahre 1530 bis 1600 elf „mascherer“, darunter sogar eine Frau namens Barbara Scharpetta. 1682 schlossen sich die Maskenbildner der Sparte der Kunstmaler („colonnello dei dipintori“) an. 31 Maskenbildner wurden 1773 für die gesamte Stadt verzeichnet, darunter 18 Meister („capimaestri“), sieben Arbeiter („lavoranti“) und sechs Gehilfen („garzoni“). Wenn man bedenkt, daß schon damals Masken von Venedig aus nicht nur innerhalb Italiens, sondern nach ganz Europa exportiert wurden, dann mutet diese Zahl sehr klein an. Vermutlich war „Schwarzarbeit“, besonders von Frauen, schon damals weit verbreitet. Diese „maschereri“ fertigten das ganze Jahr über die Masken für die Monate des Karnevals. Die verbreitetste Maske, auch „maschera nobile“, edle Maske genannt, war die „bauta“. Sie war kein harmloses Kostüm, sondern wirkliche Verkleidung, in der man unerkannt wandeln und handeln konnte. Wer die „bauta“ trug, wurde üblicherweise nur als „maschera“ angesprochen. Die Maske, die von Männern – und ab 1756 auch von Frauen – getragen wurde, von Adelligen wie von einfachen Bürgern, löschte jegliche sozialen Schranken aus. Auch das Alter des Maskierten blieb verborgen. Das konnte ein Vor- aber auch ein Nachteil sein, wie es Goldoni in seiner Komödie »La Vedova scaltra« dem Arlecchino in den Mund legt: „delle volte se crede de trovar el sol d'agosto, e se trova la luna de marzo“. Ein Gesetz vom 20. Dezember 1776 verbot es Damen ausdrücklich, ohne „bauta“ ins Theater zu gehen.



Auch heute noch sind beim traditionellen Karnevalsanzug in Venedig „Wilde“ vertreten. (Foto: Weichmann)



Türken – eine Maske aus der Geschichte der Stadt. (Foto: Weichmann)

Im Laufe der Jahrhunderte wurde aus der „bauta“ dann beinahe so etwas wie eine Art Uniform. Charles de Brosses, ein bekannter französischer Reisender, der in den Jahren 1739 und 1740 Briefe an seine Freunde in Dijon schrieb, charakterisierte den Karneval vor diesem Hintergrund gegenüber einem seiner Freunde (20. August 1739). Er schreibt: „Alle Welt geht maskiert, Priester und Laien, selbst der Nuntius und der Obere des Ordens der Kapuziner. Denken Sie nicht, daß ich Spaß mache, Maske ist hier Dienstkleidung“. Die „bauta“ bestand aus einer schwarzen Kapuze, der eigentlichen „bauta“, aus Samt oder Seide, meist sogar aus schwarzer Spitze, die vorne das Gesicht freiließe. Dazu trug man einen Dreispitz und einen bodenlangen schwarzen Mantel, den „tabarro“, aus Wolle oder Seide. Manchmal war es gesetzlich sogar erlaubt, diesen Mantel in rot, weiß oder blau zu tragen. Die Maske vor dem Gesicht – „larva“ genannt – war in der

Regel weiß oder schwarz. Sie hatte eine rechteckige Form, war nach unten offen, so daß man ohne Probleme essen, trinken und atmen konnte und bedeckte das Gesicht bis etwa zum Mund. Wenn man wollte, konnte man an ihrem unteren Rand Spitzen anbringen.

Eine reine Frauenmaske war die „moretta“, eine kleine ovale Maske in schwarz, die nur einen Teil des Gesichtes bedeckte. Sie machte die Frauen besonders interessant, denn wer die „moretta“ trug, mußte schweigen: Ein Knopf, an der Hinterseite der Maske angebracht, wurde nämlich mit den Zähnen festgehalten und machte so das Sprechen unmöglich.



Mascarari, Maskenkünstler heute
(Foto: Weichmann)

Typisch venezianisch ist auch die Maske der „gnaga“. Es galt bei Männern als besonders lustig, sich als Frau zu verkleiden, meist als Frau aus dem einfachen Volk, deren derbe Sprache dann auch imitiert wurde. Schimpfworte und obszöne Ausdrücke waren bevorzugter Wortschatz der „gnaghe“.



Der grausamen Alltagswirklichkeit entlehnt wurde die Maske des Pestarztes.
(Foto: Weichmann)

Eigentlich keine Karnevalsmaske, sondern aus dem brutalen Alltagsgeschehen erwachsen, wurde die Maske des Pestarztes, des „medico della peste“ bald fester Bestandteil des venezianischen Karnevals. Ein wenig an einen großen, schwarzen Vogel mit langem Schnabel erinnernd, trug der Pestarzt einen schwarzen Überwurf aus schwerer Wolle oder aus Wachs- tuch. Dieser ließ nur die Augen frei, die ihrerseits mit Brillengläsern ge- schützt wurden. Ein Schlapphut hing dem Pestarzt tief ins Gesicht, das mit einer überlangen Schnabelmaske bedeckt wurde. In den Schnabel steckte man Watte mit ätherischen Ölen, um die Luft vor dem Einatmen zu filtern. Mit einem langen Stock hielt der Pestarzt die Patienten auf Distanz.

Wie bereits mehrfach erwähnt, haben sich ja auch der Karneval und die „Commedia dell'arte“ gegenseitig bereichert. Von Carlo Goldoni refor- miert, ging das Stegreifspiel, bei dem auf der Grundlage von einfachen In- haltsvorgaben improvisiert wurde, im 18. Jahrhundert seinem Ende entge-

gen. Die letzten „Commedia dell'arte“-Truppen sind zum Ende des 18. Jahrhunderts belegt. Innerhalb der Stegreifkomödien wurden akrobatische Kunststückchen sowie Tanz- und Musikeinlagen geboten. Der ideale Zeitvertreib für die Karnevalssaison. Ihre Hauptfiguren waren „Arlecchino“, „Brighella“, „Colombina“ und „Pantalone“. „Arlecchino“ ist die berühmteste Figur und die, die mit Venedig am meisten verbunden ist. Seine Ahnen sind der Harlekin und der Hanswurst, bzw. der französische Pierrot. Der Diener „Arlecchino“ albert immer herum und spricht Dialekt, wenn auch nicht perfekt, da er eigentlich ein Einwanderer ist. Er bezieht am Ende meist Prügel. Früher trug der „Arlecchino“ immer eine furchterregende Ledermaske mit beinahe dämonischen Zügen. Sein Gewand war geflickt und wurde erst allmählich zu dem, das wir heute kennen, mit dem geometrischen, bunten Rautenmuster. „Arlecchino“ tritt meist mit „Brighella“ auf, der der schlaue, gerissene Diener ist. Sein Kostüm ist eine Art Dieneruniform mit grünen Streifen. Beide, „Arlecchino“ und „Brighella“, sind die sogenannten „zanni“, die Diener. „Arlecchinos“ weibliches Gegenstück ist „Colombina“, die schlagfertige Dienstmagd, ohne Maske, aber in der typischen Kleidung einer Magd, meist mit auffallender Schürze. Eine Maske mit Hakennase und langem, schütterem Spitzbart kennzeichnet den „Pantalone“, eine typisch venezianisch-lombardische Gestalt. Er verkörpert den reichen und mächtigen venezianischen Kaufmann, der ein wenig geizig, brummig und doch gutmütig ist. Rote Bundhosen und ein roter oder schwarzer Wams mit einem wallenden schwarzen oder roten Überwurf sind sein Gewand. Am Gürtel hängt der prallgefüllte Beutel mit seinen heißgeliebten Geldstücken. Ein richtiger „Pantalone“ tyrannisiert seine Familie, hat aber ein gutes Herz. „Pantalone“ hat sich im Laufe der Jahrhunderte zur Stimme des „alten, patriotischen Venedigs“ entwickelt. Er wurde so sehr zur Personifizierung des venezianischen im Karneval, daß er während des ersten Karnevals nach der österreichischen Regierungszeit 1867 als Sinnbild des venezianischen Karnevals schlechthin durch die närrischen Tage führte.

Im 18. Jahrhundert war der „carnevale veneziano“ der berühmteste Karneval Europas. Im Jahre 1797 durchlebte die „Serenissima“ ihren letzten Karneval. Man beging ihn wie in den Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten zuvor auch, so als wollte man die Veränderungen nicht bemerken, die letztendlich zum Untergang der Republik führten. Als am 12. Mai 1797 französische Truppen in die Stadt kamen, war auch das Ende des venezianischen Karnevals für lange Zeit besiegelt.

Während der Jahre der französischen und habsburgischen Herrschaft wurde der Karneval in Venedig zu einer Privatangelegenheit. Öffentliches

Amusement wurde vor allen Dingen aus Furcht vor unkontrollierbaren Zusammenrottungen verboten. Die Venezianer trafen sich statt dessen in privaten Palazzi und zu Bällen. Der bekannteste und beliebteste der Bälle war die sogenannte „cavalchina“, die regelmäßig hunderte von Karnevalsfreunden ins „Teatro La Fenice“ zog. Aber auch der Ball im „Ex-Ridotto Dandolo“ war sehr begehrt. Genau siebenzig Jahre mußten nach dem Fall der Republik vergehen, bis sich die Venezianer wieder unbeschwert in den Karneval stürzen konnten.

1867, nur wenige Monate nach dem Anschluß des Venetos an das Königreich Italien (19. Oktober 1866), feierten die Venezianer zehn Tage lang vom 24. Februar bis

zum 5. März ein Karnevalsfest mit einem reichhaltigen Programm. Eine „Società del Carnevale“, die aus „brava gente benemerita“, wohlstandigen und honorigen Bürgern, zusammengesetzt war, organisierte die Festlichkeiten. Der Karneval sollte nicht länger eine Privatangelegenheit sein. Erklärtes Ziel der Organisatoren war es vielmehr, „Fremde anzuziehen, die Geld bringen“, („noi partiamo dal principio che il Carnevale attirerà dei forestieri e che i forestieri portan seco denari“) wie im »Corriere di Venezia« vom 10. Januar 1867 zu lesen stand. Der Karneval war von der Traditions-

veranstaltung zur ausgesprochenen Touristenattraktion mutiert. Nicht umsonst wurde die Figur des „Pantalone“ zum Symbol und zur Leitfigur des Karnevals von 1867: der gerissene Händler und reiche Bürger aus der



Ankündigung des traditionellen Balles im *Teatro la Fenice* 1832 (aus: Correnti 1968)

„Commedia dell'arte“ von einst. Finanziert wurde das Ereignis durch eine Subskription, deren erste Unterzeichner Amedeo d'Aosta, der Sohn König Vittorio Emanuele II., und der Bürgermeister von Venedig waren. Ein Ordnungsdienst, der im Auftrag Pantalones agierte, verbot Nichtmaskierten den Zutritt zum Markusplatz. Venedig lebte den neuen Karneval als Patriotismus. Nicht länger war die Stadt der Protagonist. Die Zeiten hatten sich geändert, der Mythos Venedig war für immer untergegangen. Bewußt wurden Masken aus allen Teilen des Landes um Pantalone in Venedig dargestellt. Allerdings war das Fest „ein kurzes Feuer, das schnell abbrannte“, wie es Zeitgenossen beschrieben.

Bis zum Jahre 1979 wurden immer wieder Versuche unternommen, den Karneval wiederzubeleben, was aber meist nur von kurzer Dauer war, bzw. gar nicht gelang. Es gibt beispielsweise eine umfangreiche Denkschrift, die der Pressesprecher des venezianischen Kasinos 1968 vorgelegt hat, und in der er ein künstlerisch dominiertes Karnevals-Programm vorschlug, das nie realisiert worden ist.

1979 aber kam der Umschwung, kam der Durchbruch. Die „Scuola Grande di San Marco“, ein Zusammenschluß venezianischer Bürger, animierte die Venezianer, sich des traditionellen Karnevals zu besinnen und folkloristisches Brauchtum wieder aufleben zu lassen. Die ganze Stadt wurde wieder zur Bühne. Zunächst standen die ersten beiden Jahre unter dem Zeichen des Theaters. Fortan wurde jede Karnevalssaison unter ein bestimmtes Motto gestellt. Die „Compagnie della Calza“ wurden wieder gegründet und führten althergebrachte Formen und Traditionen des Karnevals wieder ein. Sponsoring setzte ein. So unterstützten beispielsweise 1992 der Uhrenhersteller Swatch und Berlusconi, 1996 und 1997 der VW-Konzern den „carnevale veneziano“, Entwicklungen, die den Karneval nicht nur spürbar, sondern auch deutlich sichtbar kommerzialisieren. War der Karneval in den ersten Jahren nach seiner „Wiedergeburt“ eine rein venezianische Veranstaltung, so wandelte er sich im Laufe der Jahre immer mehr hin zur internationalen Großveranstaltung. Hinter den Masken hört man heute vornehmlich Französisch, gefolgt von Deutsch und amerikanischem Englisch. Die Karnevalstouristen haben sehr viel Geld und oft jahrelange Arbeit in ihre phantasievollen Gewänder gesteckt, aber es sind nur wenige, die in Masken und Kostümen lustwandeln. Der Großteil der Besucher sind Schaulustige und Fotografen, die mit ihren Kameras die farbenfrohen Masken ablichten und dann mit Bildbänden und auf Postkarten ein Bild vermitteln, als wäre Venedig zur Karnevalszeit eine Stadt voller Maskierter.

Weshalb, so mag man sich fragen, hat der Karneval ausgerechnet ab den 80er Jahren unseres Jahrhunderts wieder einen Aufschwung genommen und erlebt derzeit eine Renaissance, die ihn durch den Massenansturm schon wieder in Frage stellen? Erlebt er etwa gerade jetzt einen Höhepunkt, da wir wieder eine Flucht aus der Wirklichkeit nötig haben und im Karneval ein Ventil suchen, um unserem Alltag für einige Zeit zu entkommen? Die Venezianer selbst – schon längst zu Statisten des Festes degradiert – drängen jedenfalls immer wieder darauf, das Fest in seiner derzeitigen Form abzuschaffen bzw. fordern Maßnahmen, um die überbordenden Ausmaße eindämmen zu können: 125.000 Besucher pro Tag in einer Stadt die selbst nicht einmal mehr 75.000 Einwohner hat! Bisher allerdings wurden nur Schritte zu einer Dezentralisierung unternommen. Weg vom Markusplatz, hinein in die einzelnen Stadtteile versucht man – bisher ziemlich vergeblich – die Aktivitäten und damit die Besucherströme zu lenken. Der mehr als 900 Jahre alte „carnevale veneziano“ ist schon lange nicht mehr der Karneval der Venezianer. Er ist ein Fest der Fremden geworden. Die Stadt selbst verkommt dabei zur Kulisse.

Quellen- und Literaturauswahl*

BERTELLI, S.: *Il Carnevale di Venezia nel Settecento*, Rom 1992.

CORRENTI, P.: *Il Carnevale di Venezia*, Mailand 1968.

DE CONTI, V.: *Il Carnevale di Venezia*, Mailand 1983.

DE BROSSES, Ch.: *Des Präsidenten de Brosse's vertrauliche Briefe aus Italien an seine Freunde in Dijon 1739-1740*, Bd. 1-2. Übersetzt von Werner Schwartzkopff, München 1918.

JOLY, J.: *La festa nelle commedie goldoniane di chiusura del carnevale*. In: *Studi goldoniani* 5 (1979), S. 28-61.

KRÖMER, W.: *Die italienische Commedia dell'arte*, Darmstadt 2. Aufl. 1987.

MOLMENTI, P.: *La Storia di Venezia nella Vita Privata dalle origini alla caduta della Repubblica*, 3 Bde., Bergamo 1927-1929.

MÜLLER, A. v.: *Der venezianische Karneval*. In: BAHMÜLLER, L. (Hrsg.): *Karneval in Venedig*, Dortmund 1996, S. 65-80.

REATO, D.: *Storia del Carnevale di Venezia*, Venedig 1988.

DERS.: *Le maschere veneziane*, Venedig 1988.

DERS., D.; OBICI, M.: *Maschere e travestimenti nella tradizione del Carnevale di Venezia*, Venedig 1981.

Riassunto delle feste carnevalesche seguite in Venezia l'anno 1867, Venedig 1867.

TASSINI, G.: Feste, spettacoli, divertimenti e piaceri degli antichi veneziani, Venedig 1890 (Neuaufgabe1961).

THOMAS, P. A.; SCHOLZ, Ch.: Das Fest der Masken. Karneval in Venedig, Wels/München 1983.

URBAN, L.: Le Maschere di carnevale a Venezia, Mestre 1996.

DIES.: Il carnevale di Venezia, Mestre, o.J.

DIES.: Il carnevale veneziano nelle maschere incise da Francesco Bertelli, Mailand 1986.

URBAN PADOAN, L.: 1867: Giuseppe Garibaldi e Amedeo d'Aosta al Carnevale di Venezia, Venedig 1988.

* Herzlichen Dank Dott. Piero Lucchi, Biblioteca del Museo Civico Correr, Venedig, der mich bei der Literatursuche unterstützt hat.

Die Autoren

Herbert Bonewitz: geb. 1933 in Mainz; Studium der Jurisprudenz und Psychologie; Ausbildung und Tätigkeit als Werbefachmann; aktiver Mitwirkender in der Mainzer Fastnacht von 1950 bis 1983; seit 1975 nebenberuflich Auftritte im Kabarett; seit 1984 hauptberuflich tätig als Kabarettist und Publizist; zahlreiche Auftritte im gesamten Bundesgebiet sowie in Funk und Fernsehen.

Dr. Anna Esposito: geb. 1948 in La Spezia, I; langjährige Forschungs- und Lehrtätigkeit am „Dipartimento di Studi sulle Società e le Culture del Medioevo“ der römischen Universität „La Sapienza“; seit 1992 auch Lehrtätigkeit an der Universität „degli Studi della Tuscia“ in Viterbo; Mitglied der „Società Romana di Storia Patria“; Redakteurin der Zeitschrift „Roma nel Rinascimento“; zahlreiche Publikationen vornehmlich zur Geschichte Roms, zur jüdischen Geschichte, zur Geschichte von Minderheiten und Bruderschaften in Mittelalter und Renaissance.

Dr. Theo Franssen: geb. 1933 in Vortur-Mullem, NL; Studium der Soziologie an der Universität Nijmegen; zahlreiche Publikationen zur Geschichte des Karnevals, insbesondere in den Niederlanden und Belgien; Leiter des Amtes für Stadtforschung und Stadtplanung in Venlo.

Dr. Hildegard Frieß-Reimann: geb. 1949 in Mainz; Studium der Soziologie, Germanistik und Volkskunde in Mainz; Mitarbeiterin am Freilichtmuseum in Sobernheim; Museumsleitung in Alzey; seit 1986 Akademische Oberrätin am Deutschen Institut, Abteilung Volkskunde an der Universität Mainz; zahlreiche Publikationen zur Geschichte des rheinischen Karnevals.

Prof. Dr. Werner Mezger: geb. 1951 in Rottweil; Professor für Volkskunde an der Universität Freiburg i.Br.; Leiter des Freiburger Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde; bekannt durch Arbeiten für Hörfunk und Fernsehen; zahlreiche Publikationen zur Brauchforschung und Kulturgeschichte.

Prof. Dr. Herbert Schwedt: geb. 1934 in Beuthen; Studium der Volkskunde, Ethnologie und Germanistik in Göttingen und Tübingen; seit 1972 Professor für Volkskunde an der Universität Mainz; zahlreiche Publikationen zur rheinland-pfälzischen Volkskunde.

Dr. Birgit Weichmann: geb. 1963 in Weißenburg i.Bay.; Studium in Regensburg, Oxford und Lyon; Stipendiatin des „Deutschen Studienzentrums Venedig“; Forschungen zur Geschichte Venedigs im 18. Jahrhundert; Leiterin der Abteilung Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Tourismusverbandes Ostbayern.

Wie all' die Jahr, es ist soweit die Narrekapp' allzeit bereit.



Historische Kappen aus dem Jubiläumsband des Mainzer-Carneval-Vereins

Die große Politik vum Jahr
steht im e annern Licht jetzt da
unn klääne Narr'n hawwe ihr Freid
am Schicksal von de große Leit.

In Meenz da is es Tradition,
deß mer seit langen Jahren schon
unner der Narr'nkapp, ohne Frage
darf unverblümt die Wahrheit sage!

De Euro kimt, die Demak geht,
war des zu früh odder zu spät?
Egal in alle Lebenslage
kann mer uns - die Sparkass'- frage.

Denn was bei uns besonnens zählt
sinn Lösunge mit Qualität.
Rund um's Geld, Sie werr'n es sehn
mer lasse kääm im Reeche stehn!

Sparkasse Mainz 



Franz Steiner Verlag Stuttgart